

Victor Kraus
Voralpenlandschaft

Wie die Künstler der Gegenwart das Gebirge sehen, das versuchte der DAV durch die Ausstellung Bild der Berge 81 in Erfahrung zu bringen. Mehr darüber ist ab Seite 185 zu lesen und – zu sehen.

Alpenvereins- Jahrbuch 1981

(„Zeitschrift“ Band 106)

Redaktionsbeirat:

Louis Oberwalder ÖAV
Reinhard Sander DAV

Redaktion:

Marianne und Elmar Landes

Herausgegeben
vom Deutschen und vom
Österreichischen Alpenverein
München, Innsbruck 1981

Vorsatz:

Oben: Katzenkopf mit Jägerkarspitzen von Süden.

Unten: Bärnalplkopf, Schlichtenkar-, Vogelkar-, Östliche Karwendel- und Grabenkarspitze von Süden.

Lithographien nach Zeichnungen von Hermann von Barth.

(10. 2017)

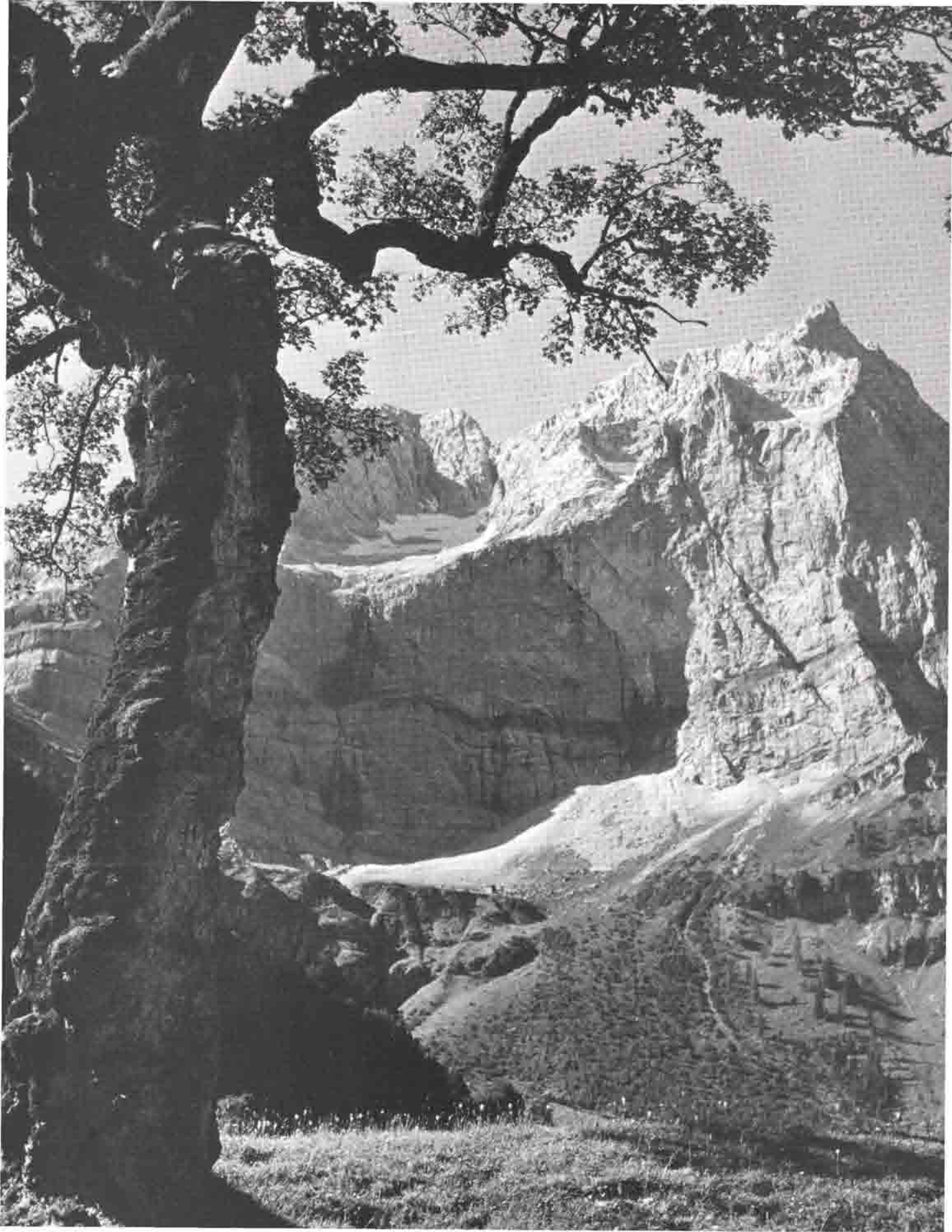


Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.

Drucktechnische Gesamtausführung: Bergverlag Rudolf Rother GmbH, Postfach 67, 8000 München 19.

Inhalt

	<i>Kartengebiet Karwendel Mitte</i>	
<i>Fritz März</i>	Karwendel, gestern – heute – morgen	5
<i>Walter Klier</i>	Vielseitiges Bergsteigerland Karwendel Wandern – Bergsteigen – Klettern	11
<i>Hermann Huber</i>	Karwendelfels – alpine Schule für extreme Kletterer	29
<i>Fritz Schmitt</i>	Bergsteiger im Karwendel Episoden aus der Erschließungsgeschichte	43
<i>Mathias Rebitsch</i>	Die „Direkte Ländlererspitz“ Geschichte einer Erstbegehung	63
<i>Helmut Wagner/ Heinz Mariacher</i>	Karwendel – Abenteuer für Generationen Winterbergsteigen – Nacherschließung	73
	<i>Bergsteigen allgemein</i>	
<i>Elmar Landes</i>	Zwischen Karwendel und Yosemite Aus der Bergsteigerszene '81	79
<i>Ulrich Aufmuth</i>	Die verrückte Notwendigkeit Gedanken über die Extremformen der Bergleidenschaft	87
<i>Reinhard Karl</i>	Erst nach dem Gipfel bist Du wieder frei	103
<i>Fredy Rölli/Martin Lutterjohann</i>	Beginn eines neuen Lebens	115
	<i>Expeditionen/Auslandsbergfahrten</i>	
<i>Herbert Hoffmann</i>	Die gut gemeinte Momentaufnahme und das schlechte touristische Gewissen Zur Kritik am Trekkingtourismus	127
<i>Sepp Mayerl</i>	Der lange Grat zum Fang Osttiroler Himalaya-Expedition 1979/80	139
<i>Haruichi Kawamura</i>	Kangchenjunga-Nordwand Expedition des Sangakudoshikai-Clubs 1980	147
<i>Toni Hiebeler</i>	Alpinismus international Bedeutende Unternehmungen 1980	153
	<i>Umweltschutz</i>	
<i>Peter Haßlacher</i>	Alternative Regionalpolitik für entwicklungsschwache Berggebiete	169
	<i>Kunst/Kultur</i>	
<i>Helmut Zebhauser</i>	Idylle, Realität oder utopische Landschaft Was ist der Berg im Bild der Maler?	185
<i>Emil Zopfi</i>	Nie mehr allein Eine Erzählung	213
	<i>Anhang Sicherheit am Berg</i>	
<i>Pit Schubert</i>	Normen für Bergsteigerausrüstung Warum – wieso – weshalb?	221
<i>Kartenbeilage</i>	AV-Karte 5/2, Karwendel-Mitte, 1 : 25.000	



Karwendel, gestern – heute – morgen

Kleine Plauderei über das Karwendel

Fritz März

*Links: Die Spritzkarspitze über dem Großen Ahornboden.
Foto: Löbl-Schreyer*

Das Karwendel: Von München aus an schönen Tagen eine gezackte Linie, wie eine schartige Säge den Horizont abschließend, Sehnsucht weckend, Sehnsucht nach diesen Bergen, nach allen Bergen, nach dem was dahinter steckt, nach dem großen Süden. Von Innsbruck aus gewaltige Mauer, die Stadt beschützend, ihr unvergleichliches Bild prägend, eine Masse, deren Wucht kaum eine andere Alpenstadt so begrenzt, ständig anwesend, nicht nur bei schönem Wetter wie in München. Das Karwendel schaut Innsbruck immer in die Fenster, in Kirchen, Schulen, Säle, Büros, Wohnzimmer, Küchen, Speiskammern oder gar profanere Orte. Es prägt mit einem wichtigen Faktor des Klimas beider Städte, den Föhn. Dieser Föhn, der das Blut in Wallung bringt, brave Büro-männer zu Tigern macht und biedere Hausfrauen zu Hyänen und einen gerichtsnotorischen Milderungsgrund abgibt. Das Karwendel ist in diesem dicht besiedelten Bevölkerungsagglomerat zwischen Freimann und Wilten ein unbewohnter, riesiger Freiraum von 900 qkm. Vier gewaltige Kalksteinketten reichen von West nach Ost, die längeren mit einem Drang nach Südost: Die nördliche Karwendelkette, die Hinterautalkette, die Gleierschkeite und die südliche Karwendelkette, die sich aber Nordkette nennt, weil man sie zumeist von Innsbruck aus anschaut, wo sie bekanntlich im Norden liegt. Angehängt an diese Ketten sind die sogenannten „Äste“, praktisch wieder kleinere Ketten wie der Falkenast, der Gamsjochast und der Sonnjochast. Dazu noch das weithingelagerte Vorkarwendel von den Soiern zum Achensee.

Die gleiche Bevölkerung wohnt rund ums Karwendel, denn im Gegensatz zu den beschränkten Hirnen neuzeitlicher Politiker, die da wähnen, daß Gebirge Bevölkerungsgrenzen seien, pflegen Berge meistens zu verbinden (und zwar schon vor der Erfindung des Alpenvereins). So waren da früher die Behausungen der Räter, dieses rätselhaften Volkes, das schließlich von den Bajuwaren aufgesogen wurde, denen hinwiederum der klare Nachweis ihrer Abstammung von den Germanen immer noch nicht gelungen ist. Im Gegenteil, man nimmt heute an, daß es sich um die Fußkranken der Völkerwanderung handelt, die keinerlei Hemmungen hatten, mit allem was zur menschlichen Fortpflanzung geeignet schien, also auch den Rättern, sich bedenkenlos zu vermischen. Die Räter, auch Walchen genannt, haben dem Karwendel viele Namen hinterlassen, herrlich nach Märchen klingend wie Ladiz, Grameis oder Ferein. Die Bajuwaren neben vielen anderen Namen den des Karwendels überhaupt, denn ein Gerwentil bzw.

seine Sippe und ihr Grundbesitz soll dem Gebirge den Namen verliehen haben. Sprachforscher rücken diesen Namen recht nah an jenen berühmten Speerschüttler, der als Mister Shakespeare in den Olymp aufgerückt ist, was in der Dichterdisziplin in solchem Maße den Bajuwaren verwehrt blieb, jedoch diesem sinnfrohen Volk keinerlei Minderwertigkeitskomplexe verursacht, da ihm selbige ohnehin völlig fremd sind.

Infolge seiner Unwirtlichkeit spielt das Karwendel keine bedeutende Rolle in der Geschichte, was aber wohl kein Schaden ist, da Geschichte überwiegend doch die Abfolge mehr oder weniger kriegerischer Unternehmungen ist. Das heißt beileibe nicht, daß das Karwendel für die Anwohner uninteressant war. Es lieferte ihnen Holz, Silber und Salz, Wildbret und bot viele Almen, wenn auch infolge des Bodens nicht die fettesten.

Angesichts der fundamentalen Bedeutung der Klöster, vor allem derjenigen des Benediktinerordens, für die Entwicklung unseres Landes ist es nur recht und billig, daß das Karwendel wenigstens von ihnen eingesäumt wurde. So ist denn schon im 8. Jahrhundert die Gründung eines Benediktinerklosters „in der Scharnitz“ nachgewiesen. Wenn man sich vorstellt, was für eine grausame Wildnis dort dazumalen gewesen sein muß, nimmt es nicht wunder, daß die frommen Patres dieses gar zu harte Erdenleben nicht allzu lange ausgehalten haben und nach einer Stätte suchten, wo sie ihr verdienstvolles Wirken für das Irdische besser ausüben und sich den Himmel auf eine wenigstens etwas komfortablere Weise verdienen konnten.

So landeten sie schließlich in Schlehdorf am Kochelsee. Ihre Mitbrüder, die sich im unwirtlichen Stallental im Kloster St. Georgenberg, wo man viel eher Kartäuser angesiedelt wähnt, den Himmel verdienten, wanderten später nach Kloster Fiecht bei Schwaz. Politisch gehörte das Karwendel im hohen Mittelalter zu einem einheitlichen Hoheitsgebiet, wie es eigentlich auch dem einheitlichen Bevölkerungscharakter entsprach, nämlich zur Herrschaft des damals mächtigen Geschlechts der Grafen von Andechs, von denen sich manche nach ihrer Hauptburg im Inntal auch Ambras nannten. Nach dem Aussterben dieses für den Alpenraum zwischen München und Bozen so wichtigen Geschlechts erfolgten Teilungen, als deren Folge sich schließlich die Grafen von Tirol, die Herzöge von Bayern und die Bischöfe von Freising in das Karwendel teilten, wobei von einer bürokratisch genauen Grenzlinie keine Rede sein kann. Als vorläufiges Ende dieser Entwicklung zählten

*Rechts: Abendwolken überm Karwendel;
links, besonnt, der Grubenkarpfeller,
daran anschließend: Dreizinkenspitze
und Lalidererwand.*

*Foto:
Löbl-Schreyer*

und zahlen schließlich die Anwohner des Karwendels ihre Steuern soweit sie nicht ohnehin im Lande vergeudet werden, nach Wien, Berlin bzw. jetzt Bonn.

Infolge seiner verkehrsmäßigen Öde blieb das Karwendel von den Erscheinungen des Verkehrs, seien es die Züge der Kaufleute oder die Händel des Krieges, verschont. Doch draußen auf der uralten Völkerstraße von Innsbruck über Scharnitz – Mittenwald nach Partenkirchen mit der Fortsetzung nach Augsburg schlug die Menschheit in gewohnter Weise aufeinander ein, Bayern, Tiroler, Schweden und Franzosen. Die Porta Claudia sperrte die Enge der Scharnitz und im Dritten Reich bestanden Pläne, die Autobahn Berlin-Rom im Zeichen der Achse über Scharnitz zu führen. Ein Glück, daß diese Pläne nicht verwirklicht wurden, wie leider andere aus der Zeit der braunen Hybris, etwa der Torso der Voralpenautobahn im Allgäu, Fertigstellung 1982!

Eine Art von Verkehr im Inneren des Karwendels sei aber erwähnt: Der Schmuggel. Und schließlich entfloß der spätere Ministerpräsident Hoegner anno 33 seinen Häschern über die Großkarspitze in die Freiheit. Eine beachtliche bergsteigerische Leistung!

Eine ganz besondere Rolle spielte und spielt heute noch die Jagd im Karwendel. Von allen Jägern im Karwendel ist am meisten in die Geschichte eingegangen Kaiser Maximilian der letzte Ritter, der „größte Waidmann aller Zeiten“. Seine Werke, der Weißkunig und der Theuerdank, berichten davon, auch wenn sie viel zitiert und wenig gelesen werden, vor allem aber seine „Gejaidbücher“. Ein Kuriosum ist es, wenn Kaiser Max behauptet, den höchsten Berg Europas erstiegen zu haben, wenngleich er auch huldvoll den Namen verschweigt. Vermutlich hat ihn gelegentlich einer Jagd die Gipfelleidenschaft gepackt und Majestät transpirierten dabei so sehr (obwohl er seine Rüstung zuhause gelassen hatte), daß der Klapf einfach der Höchste in Europa sein mußte. Bekannt-

lich brachte ihn seine Jagdleidenschaft in der Martinswand bei Innsbruck an den Rand seines Grabes. Wenns wahr ist! Auf jeden Fall war die Jagd in der damaligen Zeit ein so barbarisches und blutiges Handwerk, daß die Metzgerzunft von Chikago Kaiser Max nachträglich noch zum Ehrenmitglied machen mußte, während der Tierschutzverein ihn auf ewig in die Hölle verdammen sollte. So man die Geschichte mit heutigen Augen betrachtet, was man bekanntlich nicht immer tun soll.

Eigentlich erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts legten die Herzöge von Sachsen – Coburg – Gotha den Grundstein zum legendären Ruf, den das Karwendel heute noch in Jägerkreisen einnimmt. Zusammen mit den anschließenden Revieren, besonders der kgl. bayerischen Hofjagd und der des Großherzogs von Luxemburg errang das Karwendel den Ruf des vorzüglichsten Rotwildreviers der gesamten Alpen. Die hochadelige Tradition hat sich erhalten. Den Kern der Coburger Jagd hat heute noch der Exkönig Leopold von Belgien inne, dessen jagdeifrige Gattin, die Prinzessin Réthy, allerdings keinerlei Verständnis für die Bergsteiger aufbringt, im Gegensatz etwa zu Herzog Ernst von Coburg. Ganz zu schweigen vom Vater des Exkönigs Leopold, Albert, der ein excellenter Bergsteiger war. Doch nicht nur Europas Ur-, Schwert-, Geld- und Bettadel vergnügte sich bei der Jagd im Karwendel, sondern auch andere Individuen, die nicht von so hoher Abkunft waren (worauf sie auch keinen Wert legten), ja nicht einmal einen Jagdschein besaßen, dafür aber oft um so besser schossen: die Wilderer.

Und weil gerade das Wort Sachsen fiel, sei ein kleiner Exkurs gestattet. Denn die Sachsen, bekanntlich der reiselustigste Stamm der Deutschen, bevölkerten vor dem Krieg zuhauft die Berge und Hütten. Die wenigen, denen es gelang, ihrem Gefängnis zu entfliehen, gaben der Kletterei nach dem Krieg kräftige Impulse. Den anderen verblieb die Sehnsucht nach der Ferne, den Bergen... Damit sind wir bei den Bergsteigern gelandet. Darüber berichtet Fritz Schmitt in diesem Buch, doch sei wenigstens ein Name genannt: Hermann von Barth, der 88 Gipfel, viele davon zum ersten Mal erstieg in einer Zeit, als das Bergsteigen in den Alpen noch in den Anfängen steckte. Geboren wurde er im Angesicht des Karwendels in der Nähe von Wolfratshausen, er starb als Forscher im Fieberwahn in Angola.

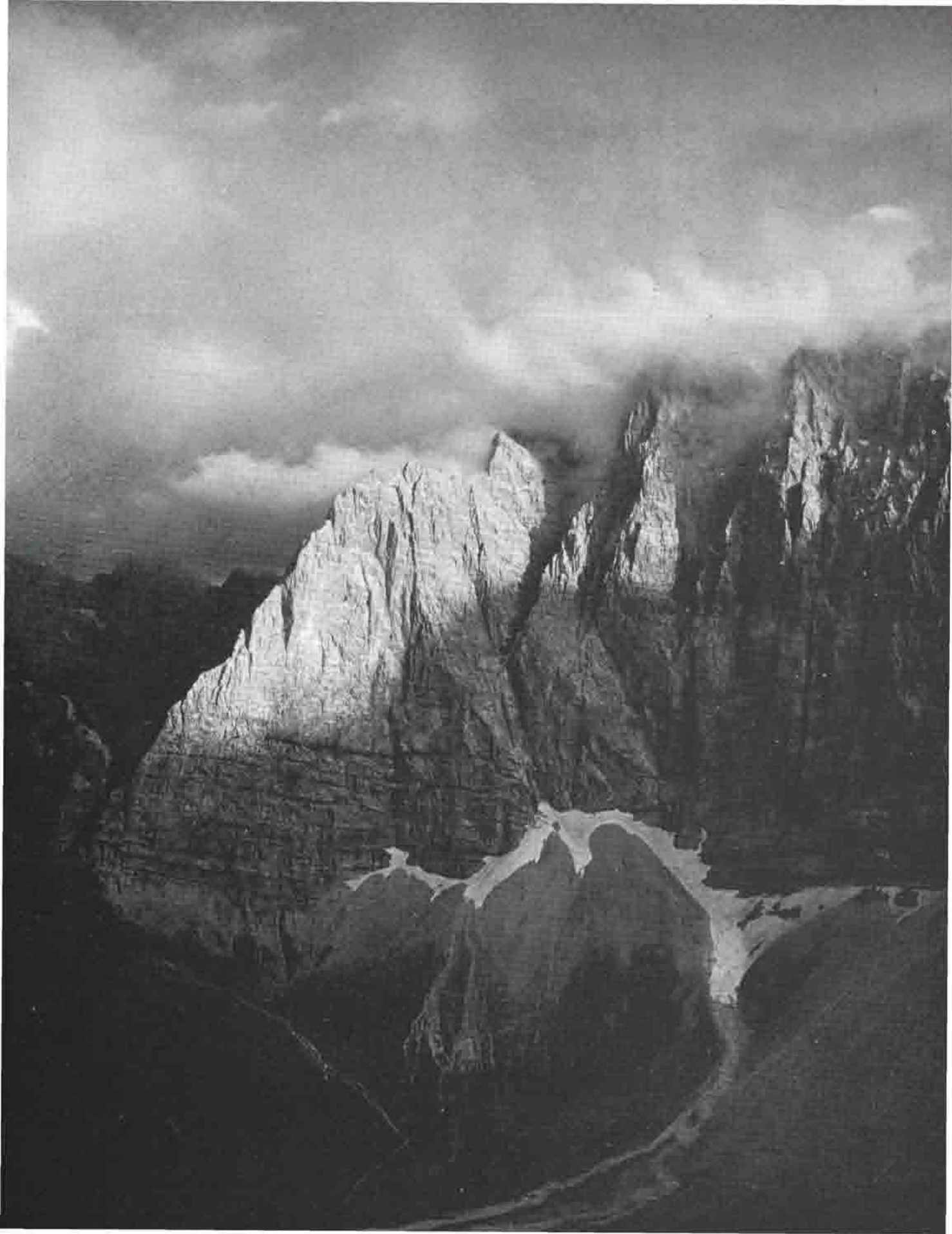
Geblichen ist uns heutigen aber die Sehnsucht nach diesen Bergen und ihrer Einsamkeit. Bei mir ist eigentlich der Vater schuld, der mich ziemlich unbarmherzig, wie mir schien, den Rucksack den langen Schlauch das Karwendeltal entlang schleppen ließ. Wo man doch, welche Gemeinheit, das rettende Karwendelhaus schon zwei Stunden vorher sieht, ehe man es betritt! Und der mich dann durch das Schlauchkar auf die Birkkarspitze schlauchte, mir aber auch die Wunder von Ladiz und Grameis zeigte und an dessen Hand ich von der Östlichen Karwendelspitze aus glaubte, unbedingt die Vaterstadt sehen zu müssen, sah man doch von dieser aus bei schönem Wetter die Karwendelspitze, während wir vom Bettelwurf aus in das Küchenfenster der Tante im Tal schauen konnten.

Später schlossen sich uns die Wunder des Karwendels auf, mühsam erkaufte mit abenteuerlichen Fahrten auf abenteuerlichen Fahrrädern. Jeder Reifen so an die fünfmal unterlegt und überlegt



*Der Karwendel-
erschließer
Freiherr
von Barth.*

*Foto:
Archiv*



*Rechts: Das Reißbachtal;
im Hintergrund die
Schaufelspitze.
„... Wirst Du vermark-
tet als Rohmaterial für den
Fremdenverkehr?“*

*Foto:
Löbl-Schreyer*

– dafür kein Auto auf der Straße aber das Wüten des Krieges draußen in der Welt. Nachdem wir aus dem Krieg daheim waren ging zwar wieder eine Staatsgrenze durchs Karwendel, die uns aber herzlich wenig scherte. Machte sie doch das Abenteuer Karwendel noch abenteuerlicher. Stundenlange Umwege machten wir um ein andermal direkt hinter dem Zollhaus herumzuschleichen. Das Bärenalpe kam wieder in Mode und freundliche Grenzer, die oft noch kurz vorher im gleichen Regiment mit uns waren, schauten unverwandt in die andere Richtung. Nur in der Hinterriß war ein strafversetzter Gendarm, der wieder zurück aus der Verbannung wollte. Deshalb war er so scharf, daß er uns manchmal weit hinauftrieb oder unter die Betten der Menscherkammer auf der Falkenhütte.

Irgendwie gehörte auch das Karwendel zu dem Begriff Freiheit, den wir langsam erst erfaßten und auskosteten. Die läppische Grenze störte uns dabei nicht und nicht der Hunger, an den wir gewöhnt waren. Einmal warfen wir trotz knurrender Mägen den Inhalt einer Blechbüchse voll Grütze die Nordwand der Hochkar Spitze, die wir eben hinaufgeklettert waren, hinunter, weil wir das Zeug nicht mehr sehen geschweige denn essen konnten. Grütze! Aber auch die große Einsamkeit dieser Berge bannte uns. Einsamkeit, absolute Einsamkeit möchte ich sie nennen. Tagelang niemand sehen, niemand hören, die Wand, den Grat, den ganzen Berg für sich allein haben. Manchmal auch das ganze Gebirg. Das ist ein geradezu königliches Gefühl glauben zu dürfen, daß zwischen Achensee und Seefeld sonst niemand unterwegs ist. Höchstens ein paar so Hirsche wie man selber einer ist. Jahrelang gab es einen Holzknecht, der die Winter im Karwendel völlig allein in der Amtssäge verlebte – erlebte. Ein Kanarienvogel war sein einziger Begleiter.

Freilich mußte man diese Einsamkeit auch erwerben, sich verdienen. So einmal, als wir von Innsbruck im Spätwinter nach Lenggries mit den Skiern gingen. Eine ganz üble Schinderei, weil der knietiefe Neuschnee wie frischer Beton war und sich im ganzen Karwendel keine neue Spur fand. Oder als ich an Ostern einmal allein eine Woche auf der Feuersingeralpe eingeschneit war und schließlich das Fahrrad, mit dem ich vorher von München ohne Schwierigkeiten nach Fall geradelt war, zurück nach Lenggries auf dem Buckel, die Skier an den Füßen tragen mußte, weil inzwischen die Straße tief verschneit war. Es war damals nicht der Fall, daß ein Schneepflug nach Fall ging.

Überhaupt, diese Karwendelalmen! Eine Sache für Liebhaber, besonders im Winter. Der Fachmann wußte, wie sie aufgingen, die Tür sprang manchmal geradezu von selbst auf, wenn man genauer hinschaute. Drinnen war jeder Luxus vorhanden, offenes Feuer, Heu bis hin zum heißen Bad im Käsekessel. Und immer Einsamkeit. Die hüteten wir, posauten sie nicht hinaus in irgendwelchen Vorträgen oder Zeitschriften. Als ich einmal in meiner Münchner Sektion einen Vortrag hielt, in dem ein paar Karwendelskitouren vorkamen, zeigte ich alle Bilder mit Fernsicht seitenverkehrt und niemand kam drauf, wo es denn nun eigentlich war. Die Spezln hielten dicht. Ganz so einsam wars im Sommer nicht. Aber immerhin waren wir ziemlich allein. Als wir zum Beispiel einmal eine schwere Route in der Vogelkarspitze Nordwand machten und danach im Gipfelbuch blätterten – es reichte Jahr-

zehnte zurück – stellten wir fest, daß es die zweite Ersteigung war, 1951 etwa. Die erste von Martl Pfeffer, der dann am Nanga Parbat blieb und Erich Schulze, der mit Welzenbach die großen Nordwände im Berner Oberland machte, lag ziemlich genau 20 Jahre zurück. Große Einsamkeit fand man auch in den Latschenfeldern des Karwendels, in die man sich allerdings meistens unfreiwillig wagte, auf gut deutsch verstieg und dann sich stundenlang durch die Latschen raufen mußte, in die die Sonne nur so hinein brannte. Und ob die Verfasser des Karwendelführers wirklich alle ihre Geheimnisse preisgaben, ist bei näherer Kenntnis dieser Herren füglich zu bezweifeln.

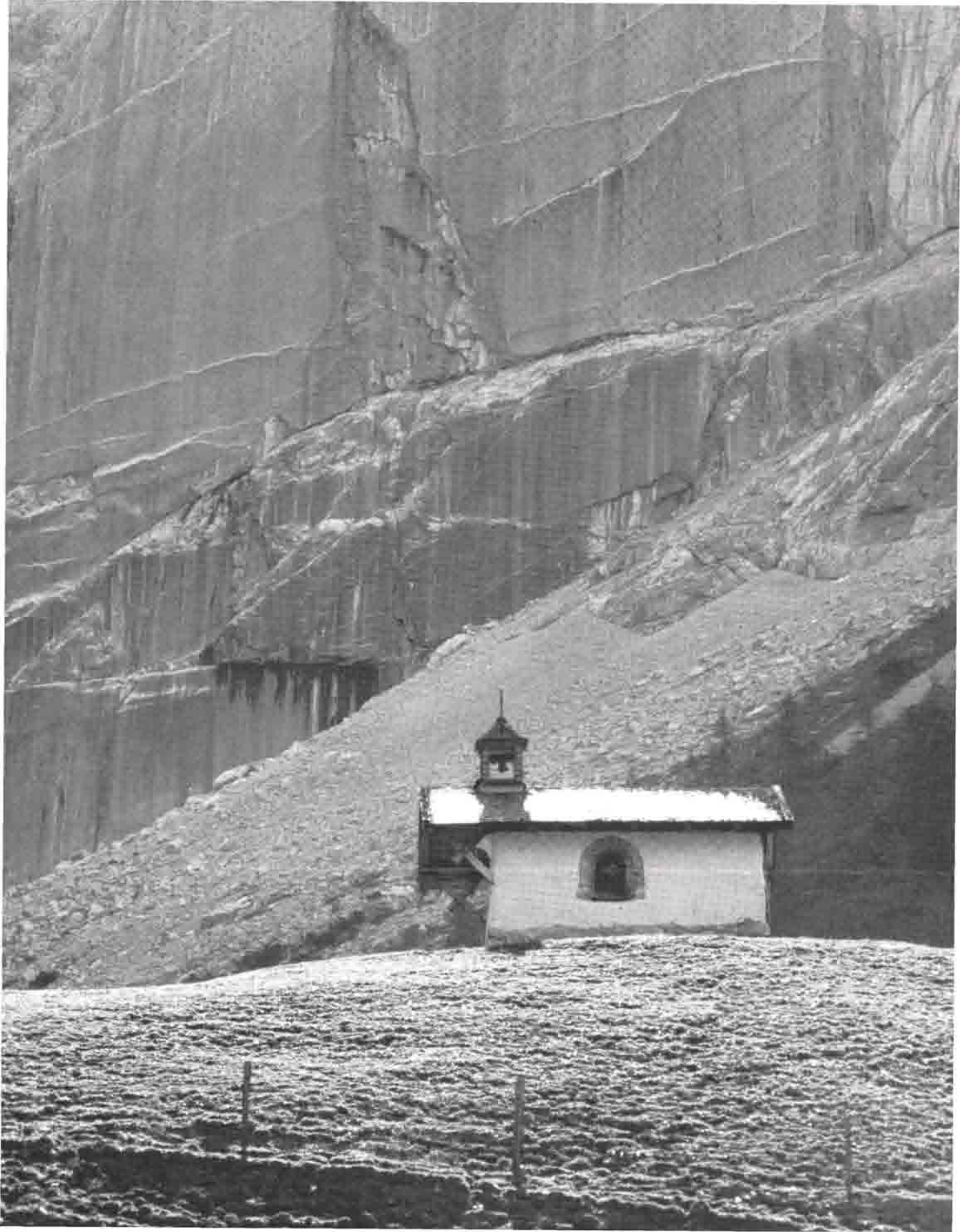
Und heute ? 5000 Skifahrer im Dammkar – vor dem Bau der Karwendelseilbahn. Jetzt, nach dem Bau verteilen sie sich etwas besser. Oder aber Karawanen ziehen von der Hinterriß aus durchs Tortal und Rontal, Alpenvereine, Kegelklubs und Betriebsausflüge, 5000 Autos in der Eng, 5000 Karwendelmarschierer an einem Tag. Einigen wir uns einfach auf 5000. Eine runde Zahl, Menge, Masse. Tausend mehr oder weniger spielen doch keine Rolle. Idiotie eines Karwendelmarsches: 10 000 Füße trampeln an einem Tag durchs Karwendel, durch heilige Stätten sozusagen, 5000 Gehirne sind ausgeschaltet, mindestens mit bestimmten Funktionen, z. B. die Schönheit aufzunehmen (oder geht die direkt ins Herz?), konzentrieren sich auf Nebenmänner und Nebenfrauen, Vordermänner, Hintermänner, Seitenmänner etc.pp. auf die nächste Verpflegungsstation, auf Tee, Suppe und Abzeichen. Irrsinn? Sport? Irrsinnig sportlich? Blödsinnig gesund?

Was soll mit Dir werden, Karwendel? Wirst Du vermarktet als Rohmaterial für den Fremdenverkehr? Der Gedanke einer Panoramastraße von Scharnitz zum Achensee ist entschlafen. Ganz? Denn wehrlos liegt das Karwendel da, offen jedem Trottel, der da glaubt Autofahren zu können. Freilich herrscht strenges Fahrverbot – mit ein paar Ausnahmen, von der Eng ganz zu schweigen. Und die Gemeinde Scharnitz ist zu indolent das Fahrverbot zu überwachen, zu faul das Karwendel zu schützen! Oder ist das programmierte Hinterfotzigkeit? Und anderswo ist es ähnlich. Schon 1937 warnten Josef Julius Schätz und Volkmar Varesci davor, das Karwendel dem Fahrverkehr zu öffnen. Seit 1924 ist das bayerische Nordkarwendel Naturschutzgebiet, seit 1928 ein großer Teil des Tiroler Gebietes. 67 000 ha sind beiderseits der Grenze unter Naturschutz.

Reicht das? Nach unseren heutigen Erfahrungen leider nein! Hier wäre eine einmalige Chance einen grenzüberschreitenden Nationalpark Karwendel zu schaffen. Allerdings – verfolgt man das nun seit 10 Jahren währende Trauerspiel um den Nationalpark Hohe Tauern, könnte man zweifeln, verzweifeln sogar. Aber immerhin, im Karwendel sind die Wasserkräfte im Sommer oft nur Rinnsale, die im Kalkgeröll versickern, lohnen also keinen Ausbau. Gletscherskifahren kann man hier auch nicht. Was solls also? Sollten wir es nicht doch versuchen? Wie schreibt Varesci anno 1937 vom Karwendel: „Dem Menschen von morgen dieses einzigartige Stück Natur erhalten. Der Mensch der Zukunft wird ärmer sein an Kulturgut als wir. Er wird es brauchen.“

Und wie sagte der Bischof von Innsbruck anno 1981: „Und Gott hat den Menschen in die Erde gesetzt auf das er sie bebaue und beschütze. Wir sind in der Phase des Beschützens.“





Vielseitiges Bergsteigerland Karwendel

Wandern – Bergsteigen – Klettern

Walter Klier

*Links: Die Halleranger-Kapelle unter den
Schnitlwänden an der Speckarspitze.*

Foto: R. Köfferlein

*Folgende Doppelseite: Vogelkarspitze (links)
und Östliche Karwendelspitze aus dem Rontal.*

Foto: Löbl-Schreyer

Allgemeines

Das Karwendelgebirge bietet dem Alpinisten eine Fülle von Möglichkeiten, sei er nun als Wanderer unterwegs oder als Kletterer, der die mittleren Schwierigkeitsgrade bevorzugt, und ebenso findet der Skitourenläufer reizvolle Aufgaben zu lösen. Gerade im Winter gilt, daß das Karwendel im Gegensatz etwa zu den bekannten und bevölkerten Skigebieten der Tuxer Alpen oder der Sellrainger Berge wild, einsam und gefährlich zu nennen ist und einen souveränen Alpinisten erfordert. Ebenso muß der Bergsteiger oder Kletterer sich im klaren darüber sein, daß die Karwendelberge einen grundsätzlich anderen Charakter aufweisen als die oft (und zu oft) bestiegenen Kletterberge im Kaiser oder Wetterstein. Hier herrschen, schon von der Größe her, andere Dimensionen. Lange An- und Abmarschwege, brüchiges Gestein und unübersichtliche Gliederung des Geländes erfordern auch in den unteren Schwierigkeitsgraden Sicherheit, Ausdauer und Erfahrung in einem Maß, das über das Gerade-noch-Meistern einzelner Kletterstellen hinausgehen muß.

Der Lohn besteht in einem unvergleichlichen Erlebnis der Einsamkeit, Weltabgeschiedenheit, die unmittelbar hinter dem Hafelekar beginnt, dem Erlebnis einer Landschaft, die so roh und unberührt geblieben ist, daß man sich über gelegentliche Spuren von Vorgängern schon beinahe wieder freut – sogar wenn es sich um eine rostige Konservendose handelt.

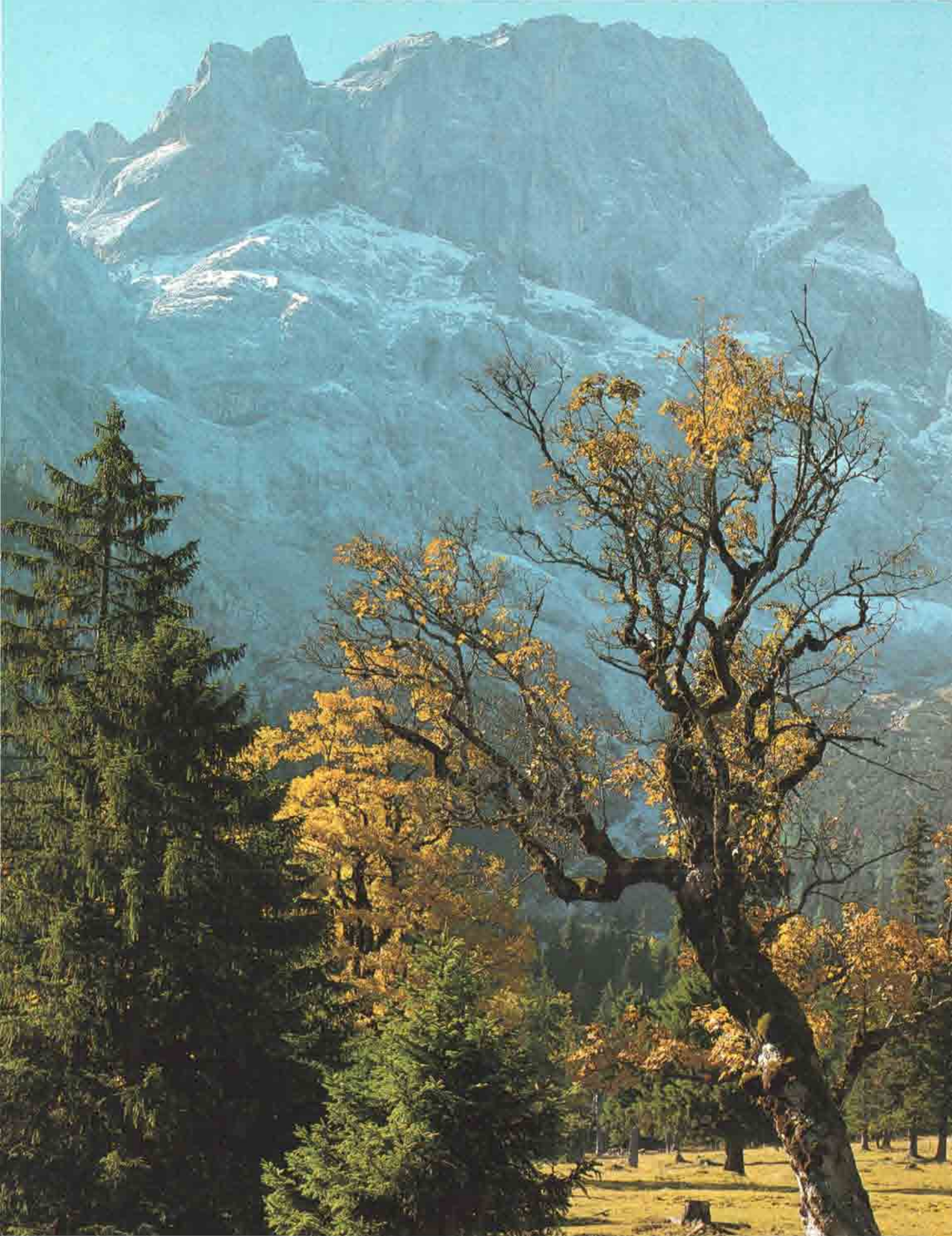
Und selbst wenn im September (wie es mir passiert ist) zur selben Zeit die Ameisenstraße des alljährlich stattfindenden Karwendelmarsches sich über das Spielfußjoch wälzt und eine braune Kerbe in den Grasboden trampelt, während man selbst weit oben an der Herzogkante unterwegs ist, so verschärft das den Eindruck der Einsamkeit, der abenteuerlichen Ausgesetztheit noch weiter. Am Abend, wenn man endlich wieder auf dem grünen Almboden herunten steht, ist der Spuk verschwunden bis auf die Trampelspur, die die Tausende zurückgelassen haben.

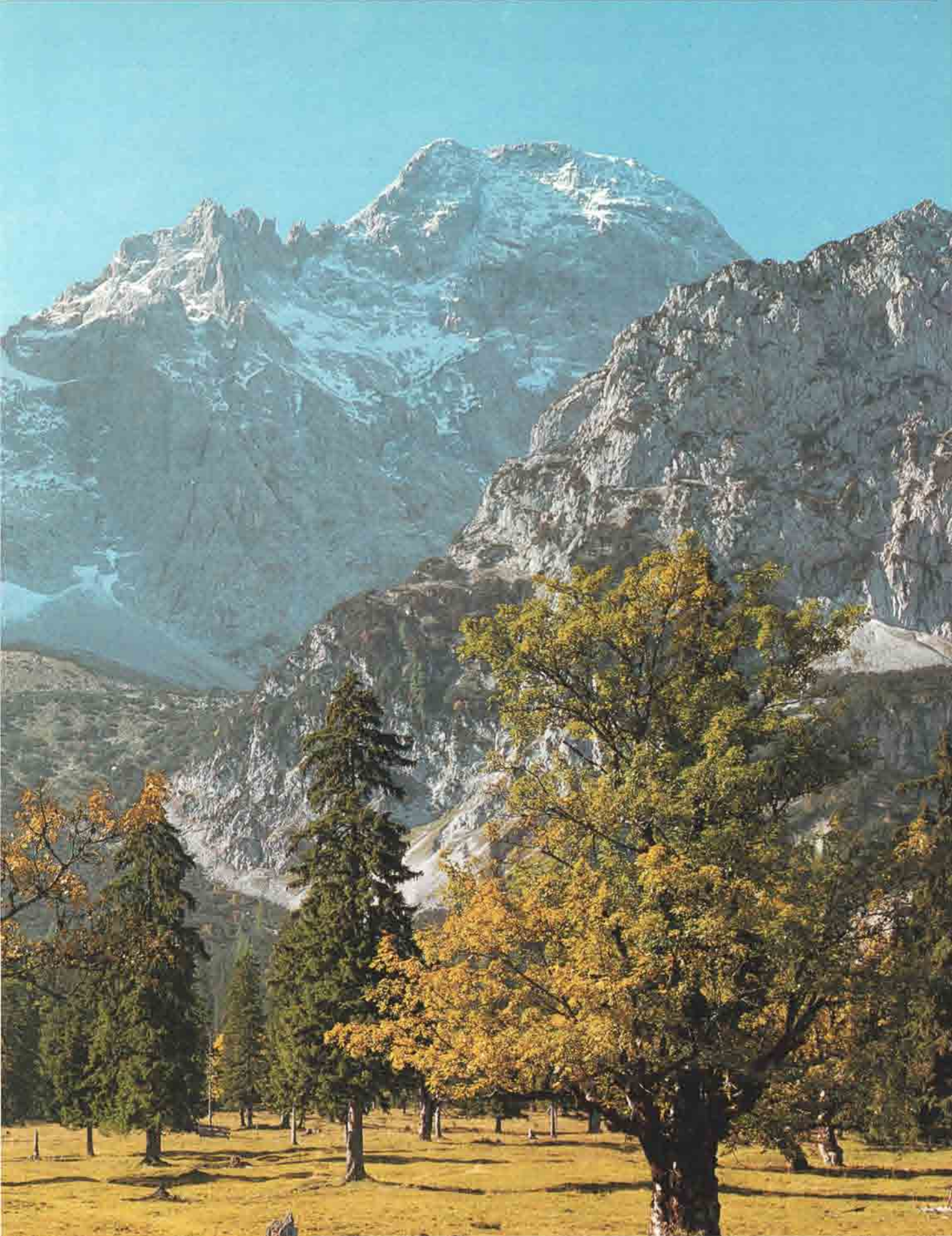
Die beliebteren Karwendelklettereien erleben im Jahr so viele Begehungen wie eine Wetterstein- oder Sella-Südwand an einem Sommertag. Gründe dafür sind nicht nur die größere Brüchigkeit des Kalkgesteins, die meist langen Anmarschwege in teilweise unwegsamem Gelände, sondern auch die große Gliederung des Gebirges. Die Ketten ziehen in Ost-West-Richtung und fallen in der Regel nur nach Norden in Felswänden ab, während die Südseite

eher von steilen Schrofen- oder Schotterhängen gebildet wird. In den Nordflanken hält sich der Schnee bis in den Hochsommer, in manchen schattigen Karen das ganze Jahr über, Wasser und Steinschlag bleiben bis in den Herbst gefährlich, und die düsteren Mauern der Speckkar-, Bettelwurf- oder Praxmarerkar-Nordwände, ganz zu schweigen von der Lalidererwand, sind eher dazu angetan den gemäßigten Kletterer abzuschrecken als anzulocken. Und trotzdem: gerade wer es satt hat, am Einstieg schon eine Stunde warten zu müssen, bis er endlich drankommt, in der Tour selbst die Griffe vom Angstschweiß unzähliger Vorgänger fettig glänzend und den Weg alle drei Meter von einem Haken markiert vorzufinden, wer also etwas von der ursprünglichen Abenteuerlichkeit des Bergsteigens wieder erleben will, der wird am Karwendel seine Freude haben. Und so brüchig ist es dort auch wieder nicht.

Das Karwendelgebirge ist ein herrliches Wandergebiet mit einer großen Anzahl von Hütten und gut ausgebauten und markierten Wanderwegen, die kreuz und quer durch das Gebirge verlaufen. Der Wanderer wird die Großartigkeit der Landschaft häufig mit anderen zu teilen haben. Den ganzen Sommer über sind vom Europa-Weitwanderer bis zum Sonntagsausflügler, der vom letzten Parkplatz weg eine oder zwei Stunden auf eine Alm spaziert, viele unterwegs. Auf manche Alm, wie die Hinterhornalm über Gnadenwald, führt auch schon eine Mautstraße, damit auch die ganz Faulen und Gebrechlichen bis knapp unter die Felswände, Steiadler- und Gernseester fahren können. Würden nicht Jagd-, Forst- und Naturschutzleute den Elan der Fremdenverkehrswirtschaft bremsen, könnte man wohl bald das ganze Gebirge auf vier Rädern durchkreuzen, und es sähe überall so aus wie in der Eng, deren Parkplatz an manchen Sonntagen dem eines Fußballstadions nicht nachsteht. Auch der Wanderer sollte bei aller Bequemlichkeit der Weganlagen nicht vergessen, daß er im Hochgebirge unterwegs ist, wo in kürzester Zeit das Wetter umschlagen und eine liebliche Gratwanderung sich in den Kampf auf Leben und Tod verwandeln kann. Vor wenigen Jahren sind vier junge Menschen nur eine Gehstunde von der Bergstation der Hafelekarbahn mitten im Sommer im Schnee erfroren.

Der vorliegende Beitrag will nun anhand einiger charakteristischer Tourenvorschläge die angedeuteten Möglichkeiten, die das Karwendelgebirge dem Alpinisten bietet, näher darstellen. Dabei wird auf Vollständigkeit natürlich kein Wert gelegt – das muß Aufgabe





*Blick von der Rumer Spitze
in den Pfeiser Grund mit
der Gleiersch-Kette. Links die
doppelgipfelige Praxmarerkar-
spitze, anschließend Kaskar-
spitze und Sonntagskarspitze.*

Foto: M. Heldwein

des Führers bleiben. Die Grenzen sind vom Mittleren Blatt der AV-Karte Karwendelgebirge bestimmt, die dem heurigen Jahrbuch beiliegt. Eingeschoben habe ich einen ausführlichen Exkurs über den historischen Bergbau im Halltal und in der Lafatscher Gegend – ein interessantes Kapitel Tiroler Kulturgeschichte, das seine Spuren in der Landschaft zurückgelassen hat.

Bergwanderungen

Vom Hafelekar in den Halleranger

Von der nördlich über Innsbruck gelegenen Hungerburg führt die Nordkettenbahn auf die Seegrube und weiter auf das Hafelekar. Die Seilbahn wurde 1927/28 nach Plänen des Architekten Baumann errichtet, ist eine der ältesten Seilbahnanlagen in Tirol und bietet eins der wenigen gelungenen Beispiele neuzeitlicher Baukunst im Gebirge. Außerdem bringt sie (zusammen mit der Standseilbahn auf die Hungerburg) den Wanderer in kürzester Zeit aus der Großstadt Innsbruck (570 m) auf 2250 m. Die Bergstation liegt wenige Meter unterhalb der Kammhöhe der Nordkette. In einigen Minuten erreicht man auf bequemem Weg den Gipfel der Hafelekar-Spitze (2334 m), und von hier aus eröffnet sich das für die Nordkette charakteristische, einzigartige Panorama: nach Süden schaut man tief hinunter zum breiten Boden des Inntals mit der Häusermasse der Stadt Innsbruck, die nach allen Seiten ins Ackerland hinauswuchert und die umliegenden Dörfer verschlingt, weiter auf die sanften grünen Mittelgebirge im Süden der Stadt und auf das Wipptal, das Tor nach dem Süden, das sich zwischen den Bergen der Zentralalpen auftut, der Serles, dem Habicht und den Kalkkögeln auf der einen, den runderen, grünen Tuxer Voralpen auf der anderen Seite, hinter denen die Berge des Tuxer Hauptkammes, Olperer, Fußstein und Schrammacher aufragen. Nach der anderen Seite, nach Norden, gleitet der Blick plötzlich in die wilde, karge Mondlandschaft des Kalkgebirges. Die dominierende Farbe ist das gleichförmige Hell- und Weißlichgrau des Gesteins, das in mächtigen Schuttströmen bis in die Täler hinunter vordringt; nur schwach kontrastiert dazu das trockene Grün der Latschendickichte, seltene saftiggrüne Wiesenflecken tun sich dazwischen auf. Die Gipfel der zweiten Karwendelkette, Jägerkarspitze, Praxmarerkarspitze, Sonntagskarspitze u. s. f., ragen nur wenig aus dem Kamm auf, breite Bänke aus brüchigem Kalk, die nach Norden jäh abbrechen. Wenn man nach Westen auf die Hohe Warte und den Kleinen Solstein schaut, die von hier aus im Profil dastehen, kann man sich eine gute Vorstellung von der Struktur der Karwendelkämme machen.

Tritt man aus der Hafelekar-Bergstation ins Freie, zweigt nach wenigen Metern bei einem Mauerdurchbruch rechts der Goetheweg ab (Wegweiser). Auf ihm gelangt man in zwei Stunden anregender Wanderung zur Pfeishütte. Zunächst zieht der Weg etwa 30 Minuten lang an den Südabhängen der Hafelekar- und Gleierschspitze fast eben ostwärts, führt über die Senke des Gleierschjochs, dann wieder eben, zuletzt in wenigen Kehren auf die Grathöhe östlich der Gleierschspitze, die Mühikarscharte. Hier öffnet sich der oben erwähnte Blick nach Norden. Man folgt dem Weg nun leicht absteigend über felsiges Gelände, später über Schutthalden all-

mählich nordwärts bis zu den von der Mannlscharte herabziehenden Schuttreisen. Hier muß man etwa 150 Höhenmeter bis auf die Mannlscharte, 2279 m, ansteigen. Jenseits senkt sich der Weg in den weiten, begrünten Kessel der Arzler Scharte, 2150 m. Aus der Scharte kann man über das steile Schotterfeld der Arzler Reise zur Rumer oder Arzler Alm und weiter nach Innsbruck absteigen.

Eine lohnende Gipfelbesteigung von der Arzler Scharte ist die Rumer Spitze, 2453 m, über ihren Westgrat, allerdings nur für geübte, trittsichere Geher, da einige Stellen des II. Schwierigkeitsgrades zu überwinden sind und die Gratschneide teilweise recht ausgesetzt ist. Man benötigt etwa eine Stunde von der Scharte zum Gipfel. Der Weg ist bezeichnet und leicht zu finden. Einigen Kletterstellen kann man in den Flanken ausweichen. Der Goetheweg führt von der Arzler Scharte über sanfte Böden und durch dünne Latschenbestände nordwärts und senkt sich allmählich, zuletzt etwas gegen rechts, zur Pfeishütte, 1920 m, einem großen, schönen Schutzhaus, das der Sektion Innsbruck des AV gehört und von Pfingsten bis in den Oktober hinein bewirtschaftet ist. Ein Kuriosum am Rande: Der Goetheweg wurde 1977 vom Innsbrucker Gemeinderat in Hermann-Buhl-Weg umbenannt, dem großen Innsbrucker Bergsteiger zu Ehren. Und obwohl das Andenken an Hermann Buhl bei den hiesigen Bergsteigern ungebrochen lebendig geblieben ist, hat niemand sich um diesen Akt offizieller Wichtigtuerei gekümmert, und der Weg heißt „Goetheweg“ wie eh und je.

Der Weg von der Pfeishütte über Stempeljoch und Lafatscher Joch zum Hallerangerhaus heißt der „Wilde-Bande-Steig“; in Verbindung mit dem Goetheweg und der Fortsetzung vom Lafatscher Joch zur Bettelwurfhütte ist er als „Innsbrucker Höhenweg“ bekannt und beliebt.

Von der Pfeishütte hält man sich ostwärts und nach dem Überschreiten des Bachbettes auf einem guten Saumweg leicht ansteigend in den Grund des großen Kessels südlich der Stempeljochspitze. Nun steigt der Weg in einer weiten Schleife empor nach Osten zum schmalen, felsigen Durchbruch des Stempeljoches, wo sich Gedenktafeln für Julius Pock, einen der Pioniere des Alpinismus in Nordtirol im 19. Jahrhundert, und für einen verunglückten Bergsteiger befinden. Vom Joch führt eine zunächst sehr schmale und plattige Rinne 50 m jenseits hinunter und mündet in den besser ausgebauten Steig. Er setzt etwa 80 m südöstlich des felsigen Durchbruchs an und führt in Kehren durch die obersten Stempeljochreisen 200 Höhenmeter abwärts fast bis zum untersten Ansatz der von der Stempeljochspitze abfallenden Wände. Hier führt links der Wilde-Bande-Steig auf felsiges Gelände. Er leitet fast ohne Höhenverluste an den tiefgegliederten und mehrmals mit kühnen Kanten aufstrebenden Ostflanken der Großen und Kleinen Stempeljochspitze und des Roßkopfes entlang und weiter ostwärts durch die Südflanke des Großen Lafatschers zu den schon von weitem sichtbaren Kehren des zum Lafatscher Joch emporziehenden Weges. Auf diesem breiten Weg steigt man zum Lafatscher Joch, 2085 m, auf.

Man kann nun vom Joch in das Halltal hinunter absteigen und hinaus nach Hall im Inntal gelangen. Die alte Stadt Hall (früher Solbad Hall in Tirol), 10 km östlich von Innsbruck am nördlichen Inn-



ufer gelegen, verdankte ihre Bedeutung vor allem dem Salzbergbau, der seit dem Jahr 1272 in großem Maßstab im Halltal betrieben und 1967 (wahrscheinlich endgültig) eingestellt wurde.

Das Halltal bietet neben der Nordkettenbahn einen weiteren günstigen Zugang vom Inntal in das mittlere Karwendel. Eine asphaltierte Fahrstraße zweigt oberhalb des Dorfes Absam von der nach Gnadenwald führenden Straße ab. Beim letzten Bauernhof am Taleingang befindet sich die Mautstelle. Für die Benützung der Straße mit Pkw zählt man zur Zeit 30,- S. Die Straße führt neben der großen Wasserleitung gerade und immer steiler werdend tal-ein.

Wo sich das Tal zur Schlucht verengt, steht die „Freiung“ genannte Bergkapelle. Sie markierte in alter Zeit die Grenze der „Freyung“: das war das Gebiet, innerhalb dessen die Bergknappen nicht den ordentlichen Gerichten, sondern ihrer eigenen Gerichtsbarkeit unterstanden. Dazu gehörte außer dem Gebiet des inneren Halltales auch das Gelände des Sudhauses in Hall, soweit die Dachtraufe reichte; weiters unterstand ihr jeder Knappe, wenn er mit seinem

Sack auf dem Rücken zur oder von der Arbeit unterwegs war. Beim „Bettelwurfeck“ weitet sich das Tal und biegt nach Westen um. Hier beginnt der bezeichnete Steig zur Bettelwurfhütte, die in etwa zwei Stunden erreicht werden kann. Die Besteigung des Großen Bettelwurfs ist von hier als Eintagestour zu machen, wenn auch sehr anstrengend. Zum Aufstieg benötigt man 4–5 Stunden am heißen, steilen Sonnenhang. Zuletzt, unter dem Gipfel am sogenannten Eisengattergrat, sind einige Felspartien mit Hilfe von Seilsicherungen zu überwinden. Manche der Seilsicherungen erweisen sich allerdings selbst für unsichere Geher als völlig sinnlos und zeugen nur vom Übereifer der Wegbauer. Vom Gipfel, der mit seinen 2725 m 2200 Meter über dem Boden des Inntales aufragt, genießt man eine prachtvolle Rundschau, die an klaren Tagen bis zum Großvenediger reicht. Bequemer schafft man den Anstieg in zwei Tagen, wobei man die Bettelwurfhütte als Stützpunkt benützt, die nur wenig westlich des Weges zum Eisengattergrat am steilen Berghang steht (2077 m, Zweig Innsbruck des AV, bewirtschaftet von Mitte Juni bis Ende September, Rucksacktransport mit Mate-



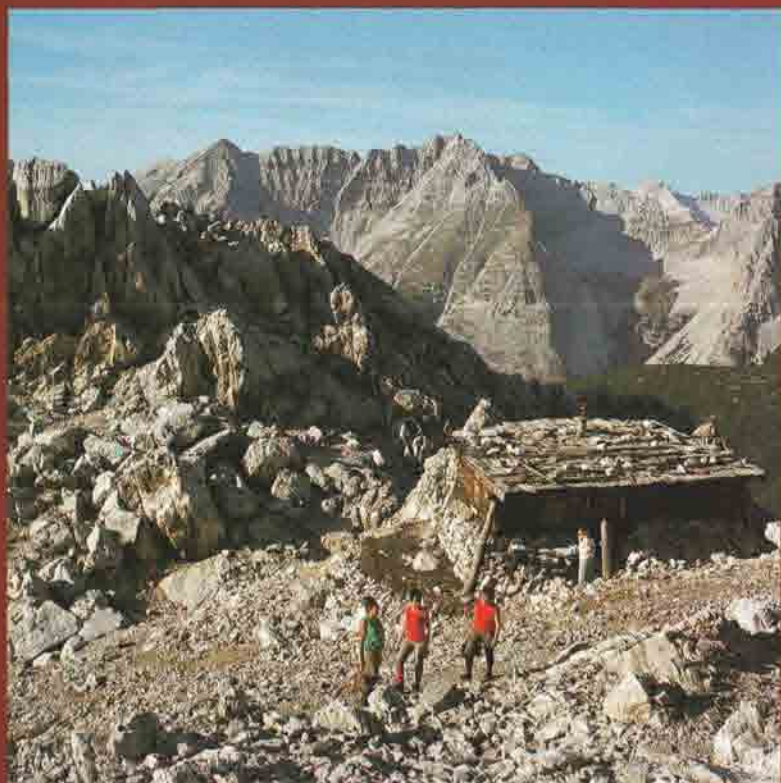
Innsbrucker Höhenweg

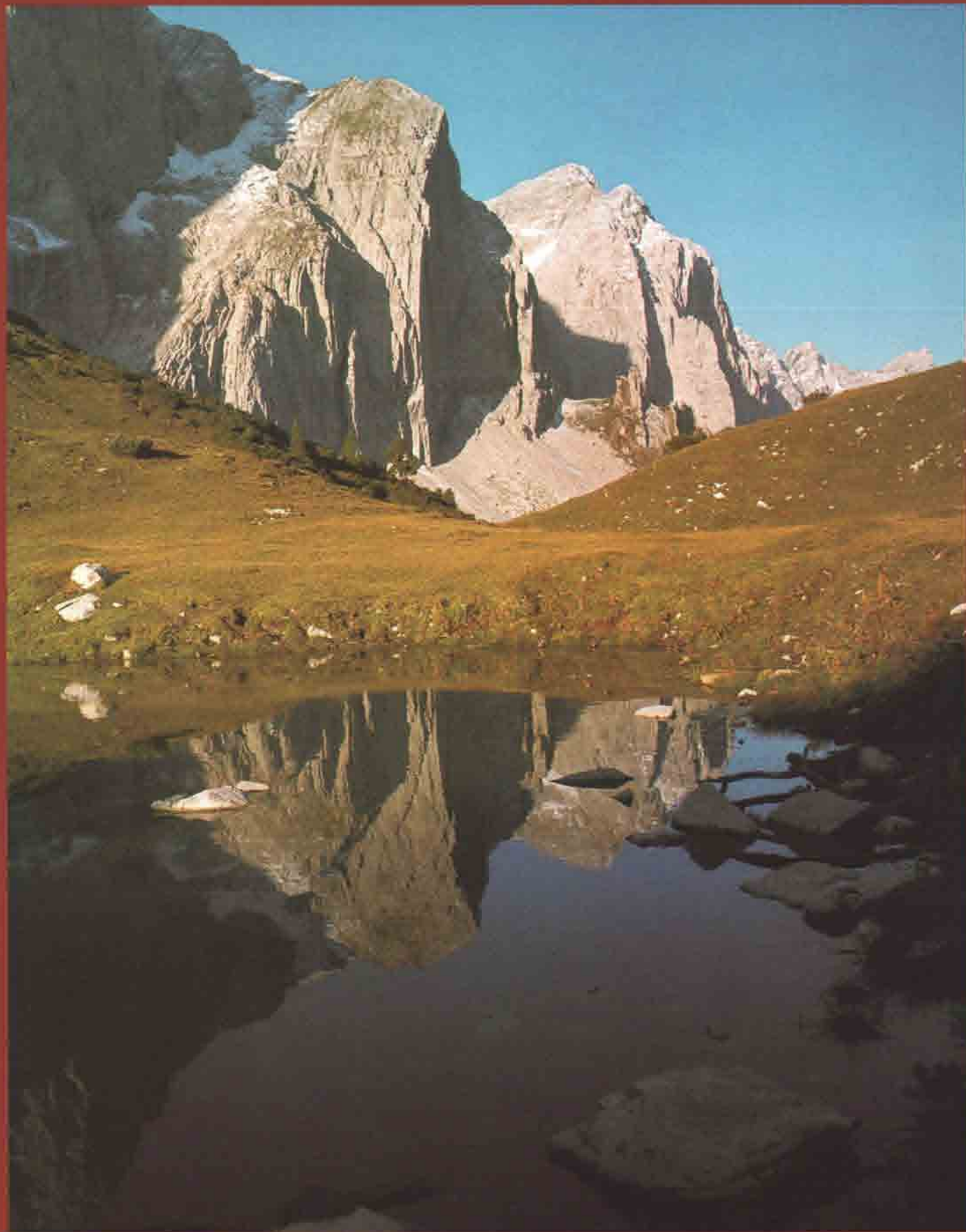
*vom Hafelekar
in den Halleranger*

*Oben:
Blick von der Nordkette auf Innsbruck
und die Tuxer Voralpen, dahinter
die Gipfel der Zentralalpen.*

*Rechts:
Auf dem Goetheweg – Blick
nach Nordwesten auf den Barthgrat
vom Katzenkopf (links)
zur Mittleren Jägerkarspitze,
den der Erstbegeher (Hermann
von Barth) als „die
schwierigste Partie seines Lebens“
bezeichnete (s. Seite 46/47).*

*Seite 17:
Die Flanken des Nordweststecks
der Speckkarspitze und
dahinter der Kleine Lafatscher
vom Weg zum Überschalljoch.
Fotos: Löbl-Schreyer*





rialseilbahn möglich). Von der Hütte steigt man in 2 Stunden gemütlich auf den Großen Bettelwurf.

Vom Bettelwurfeck zieht die Straße knapp am Bach talein. Wo nach rechts das Isßtal abzweigt, steht links oben im Wald auf einer kleinen Lichtung das Alpengasthaus St. Magdalena mit einer Kapelle. 1441 gründete hier ein ehemaliger Salzmeier eine Einsiedelei, um 1448 entwickelte sich daraus ein Nonnenkloster. Eine reiche Frau Magdalena ließ 1486 eine Kirche bauen und ihrer Namenspatronin weihen. Das Kloster verarmte jedoch bald und wurde 1522 von den letzten Nonnen verlassen. Kloster und Kirche kamen unter die Verwaltung des Salzamtes und dienten anfangs als Sitz eines Kaplans für die Bergeleute, später als Wohnung für den Waldhüter und als Absteigequartier und Jagdaufenthalt für die Landesfürsten. Heute ist es ein beliebtes Ausflugsziel.

500 m weiter endet die Mautstraße bei einem Parkplatz (Schranken). Weiter gelangt man zu Fuß in einer halben Stunde zu den Herrenhäusern, den ehemaligen Wohnhäusern der Salzknappen, und zu den alten, heute verschlossenen Stolleneingängen. (Von den Herrenhäusern hieß ursprünglich nur das größte, das Königsberghaus, so, weil darin auch die Kanzleiräume untergebracht waren.) Um die Mitte des 19. Jahrhundert lebten hier über 300 Bergknappen.

Von den Herrenhäusern gelangt man südostwärts in steilen Kehren auf einem Weglein in etwa 1 st hinauf auf das Törl, einen Sattel, der den östlichen Ausläufer der Nordkette, den Haller und den Thaurer Zunterkopf (1965 und 1905 m) von dieser abtrennt. Südlich davon auf einem exponierten Eck über dem Inntal steht eine mehrere Meter hohe Steinpyramide, die Kaisersäule, die auch von Innsbruck aus gut sichtbar ist. An diesem Punkt hatte man 1816, nach dem Ende der napoleonischen Kriege und der Wiederangliederung Tirols an Österreich, den Kaiser Franz I geführt, um ihm von hier aus die Schauplätze des Tiroler Freiheitskampfes von 1809 zu zeigen. Die Säule wurde 1839 unter dem Beisein eines Fürsten Lobkowitz eingeweiht. Von hier führt ein schöner Höhenweg am Südhang der Nordkette über die Thaurer, Rumer und Arzler Alm zurück zur Hungerburg und nach Innsbruck.

Der Aufstieg von den Herrenhäusern über das Isßjöchl in das Isßtal und hinüber auf das Lafatscher Joch geht auf einem breiten Saumweg vonstatten, ca. 2 st. Man kann auch von St. Magdalena direkt durch das Isßtal ansteigen.

Vom Joch geht man nordwärts über die Senke und abwärts nach rechts, wo der Weg ein Stück weit durch den Felsen gesprengt ist, der „Lafatscher Durchschlag“, Zeugnis der Erz- und Holztransporte, die jahrhundertlang über dieses Joch gingen.

Der Name „Durchschlag“ hat sich, besonders bei den Kletterern, heute auf die zur Rechten aufragenden Felswände des Nordwestecks der Speckkarspitze ausgedehnt.

Durch die Schuttreise, die am Fuß dieser gewaltigen Kalktafeln (auch Schnittwände genannt) hinabzieht, steigt man ab, bis der Weg nach rechts durch einen schönen lichten Zirbelwald zum Hallerangerhaus führt. Zur Linken ist schon bald nach dem Joch der markante Felsklotz des Kleinen Lafatschers aufgetaucht, dessen ausgeprägte Nordostverschneidung (von Hias Auckenthaler mit E. Pirker 1930 erstmals begangen) das Herz jedes Kletterers wahrhaf-

tig höher schlagen läßt. Sie zählt zu den beliebtesten Touren des Gebietes.

Das Hallerangerhaus (1768 m) steht nahe der Isarquelle inmitten prächtiger Zirben am NW-Fuß der Speckkarspitze, mit eindrucksvollem Blick auf das Herzstück der zweiten Karwendelkette: die Nordwände des Großen und Kleinen Bettelwurf, der Speckkarspitze und die NO-Abstürze des Kleinen Lafatschers. Von den Kletterfahrten in diesem Gebiet wird noch die Rede sein. Das Haus gehört der Sektion Schwaben des AV, ist von Pfingsten bis Mitte Oktober bewirtschaftet und bietet bis zu 90 Personen Platz.

Der geschichtliche Bergbau im Halltal und im Halleranger

Der Salzbergbau im Halltal

Vermutlich seit dem frühesten Mittelalter wurde im Bereich des Tales, das heute das Halltal heißt, Salz gewonnen. Die erste diesbezügliche Urkunde stammt aus dem Jahr 1217, als Kaiser Friedrich II. dem Bischof von Brixen neben den Erzgruben auch die Salzadern seiner tirolischen Besitzungen verlieh. 1232 ist eine Saline in „Thaur“ erwähnt; höchstwahrscheinlich wurde das Salz im Halltal an Ort und Stelle versotten. 1272 wurde auf Anordnung des Herzogs Meinhard von Tirol der erste richtige Stollen in der Nähe des nachmaligen Oberbergstollens angeschlagen.

Für das Abstützen der Stollen und den Bau der Soleleitungen benötigte man schon bald große Mengen an Holz, das zunächst in unmittelbarer Umgebung des Bergwerks geschlagen, später aus den Waldbeständen des Karwendels zugebracht wurde. Aus dem 14. Jahrhundert stammen die ältesten Weganlagen im Gleiersch- und Lafatschertal (Stempel- und Lafatscherjoch/Durchschlag). Der Name „Stempeljoch“ kommt von den hölzernen „Stempeln“, den Balken, mit denen die Stollen abgestützt wurden.

Das Befeuern der Pfannen, in denen aus der Salzlösung (Sole) das Salz gesotten wurde, verschlang immer mehr Holz; die Sudhütte wurde daher aus dem Halltal nach Eichat (damals ein Eichenwald, der ebenfalls abgeholzt wurde) und schließlich hinunter an den Inn verlegt. Dorthin trifteten Flößer das Holz aus dem gesamten Einzugsbereich des oberen Inntals und sogar aus dem Engadin her. Um die Erzeugung und den Verkauf des Salzes herum entwickelte sich die Stadt Hall (mittelhochdeutsch „halle“ – Salzbereitungs- und Lagerplatz), die im Mittelalter zeitweise die Landeshauptstadt Innsbruck an Größe und Reichtum übertraf.

Vom Bergwerk zum Sudhaus bestand eine 9 km lange hölzerne Soleleitung. Im Jahr 1296 wurden bereits über 1000 t Salz erzeugt. Der Ertrag machte ein Zehntel der Gesamteinnahmen des Landesfürsten aus. 1303 wurde an Hall das Stadtrecht verliehen. Im 16. Jahrhundert lag die Jahresproduktion bei 10 000 t. Zu dieser Zeit wurde das meiste Holz im innersten Gleierschtal (Samertal; der Name leitet sich vom „Säumen“ her, dem Transport auf Pferde- oder Maultierrücken) im Gebiet der Pfeisalpe geschlagen, wo ein Sägewerk und Unterkünfte für die Holzarbeiter bestanden. Die Schlägerung übernahmen private Unternehmer im Akkord. Sie hatten das Holz auf einem Lagerplatz am Stempeljoch zu übergeben. Von dort wurde es bei günstiger Schneelage in das Isßtal ab-

gelassen und durch eigene Frächter, die sogenannten Hochwirker, mit Ochsenfuhrwerken zum Salzberg gebracht.

Die exponierte Lage des Bergbaues im hinteren Halltal brachte besonders im Winter große Schwierigkeiten mit sich. Immer wieder zerstörten Lawinen die Stolleneingänge und Wohnhütten sowie die Soleleitung; mehrmals waren dabei Todesopfer zu beklagen. Bei großer Kälte fro die hölzerne Leitung ab und mußte mühsam wieder aufgetaut werden. Fast jeden Winter war die Straße im Halltal von Lawinen verlegt, und der Zugang konnte nur durch lange Schneetunnels bewerkstelligt werden. Dazu kamen Vermurungen nach starken Regenfällen. Im Jahr 1688 brach beim Kalkofen am Heuberg (auf der Höhe der jetzigen Bergkapelle) eine Felswand ab, wodurch die Soleleitung und die Bettelwurf-Wasserleitung auf eine lange Strecke zerstört wurden und in wochenlangere Arbeit wieder hergestellt werden mußten. 1697 rutschte, unmittelbar im Bergwerksgebiet, der südöstliche Teil des Karteller Jöchls ab. Die Straße mußte nach Errichtung einer neuen steinernen Brücke auf die andere Bachseite verlegt werden.

Im Bergwerk selbst bildeten Wassereinbrüche die größte Gefahr. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wohnten 330 Bergknappen in den drei Wohnhäusern. Mit den rapid einsetzenden technischen Neuerungen sank die Belegschaft bis 1872 auf 130 Mann ab. Seit 1902 wurde die hölzerne Rohrleitung durch eine gußeiserne ersetzt.

Von der Zwischenkriegszeit an wurde das Bergwerk immer stärker von Touristen besucht, man richtete eigene Besucherstollen ein, ab 1930 verkehrte ein Postautobus im Halltal. Von 1945 bis zur Schließung besuchten etwa 8000 Menschen jährlich das Salzbergwerk.

In den sechziger Jahren wuchsen die wirtschaftlichen Schwierigkeiten immer mehr an, und wegen mangelnder Rentabilität mußte 1967 das traditionsreichste Tiroler Bergwerk endgültig eingestellt werden. Die Stollen wurden zugemauert, die Herrenhäuser verfielen jahrelang, bis sie vor kurzem in Privatbesitz übergingen und zur Zeit wieder hergerichtet werden. Die Straße wird für den Ausflugsverkehr und die Forst- und Almwirtschaft instandgehalten.

Literatur:

Wilhelm Günther: Die Saline Hall in Tirol. 700 Jahre Tiroler Salz – 1272–1967. Montan-Verlag Wien 1972.

Der „Silberne Hansl“ in der Lafatsch

Schauplatz dieses historischen Bergbaues ist der niedere, latschenbewachsene Bergzug des Reps zwischen Roßloch und Lafatscher Tal. Das Bergwerk hieß seit alter Zeit der „Silberne Hansl“, welchen Namen die AV-Karte einer Stelle am Südhang des Reps gibt, auf halbem Weg zwischen der Wegabzweigung zum Lafatscher Hochleger und der Wiesenfläche des Lafatscher Niederlegers. Tatsächlich wurden im Lauf der Zeit im ganzen Lafatscher Tal und Roßloch Stollen angelegt.

Das begehrteste Metall war, wie der Name sagt, das Silber. Es wurde wahrscheinlich seit dem 15. Jahrhundert von den Fugger, den größten Bergwerksunternehmern der Zeit, abgebaut. Die Stollen, die von den steilen Wänden des Roßlochs in den Reps

hineinlaufen, lassen darauf schließen, daß hier ein finanzstarker Unternehmer am Werk war. Reste der alten Barackenstädte finden sich im Überschall gegen das Vomper Loch (das Jagdhaus heißt dort heute noch das „Knappenhüttl“) sowie zwischen dem Lafatscher Niederleger und der Kohleralm gegen den Berghang des Reps zu. Wümschelrutengänger, sogenannte „Erzschmecker“, suchten die Silberadern auf. Das Erz wurde mühsam durch das Vomper Loch (Knappensteig, Knappenwald) acht Gehstunden weit nach Schwaz gebracht.

Zur selben Zeit und noch lange, nachdem die Fugger den Silberbergbau aufgegeben hatten, arbeiteten Hunderte von Tiroler Bauern und Knappen eigenständig in verschiedenen Stollen. Das Schürfrecht wurde jeweils einzeln vergeben. Sie gruben nach dem leicht zu gewinnenden Blei, während Zink als unschmelzbar zurückgelassen wurde.

Das Erz brachten sie hauptsächlich über das Lafatscher Joch nach Hall, wo es auf innflöße verladen wurde. Ein Teil ging den längeren, aber weniger beschwerlichen Weg nach Scharnitz. Der Kasten (an der Stelle, wo sich das Hinterautal in Roßloch und Lafatscher Tal gabelt) erhielt seinen Namen von einem dort befindlichen Erzlagerhaus, wo vor dem Abtransport der Zehent von dem Erz weggenommen wurde.

Die Arbeit war für heutige Begriffe unvorstellbar schwer: die alten Stollen liefen oft im Zickzack und waren nur so hoch, daß sich der Knappe darin gebückt aufhalten konnte. Rückwärts mußten sie manchmal in gleicher Stellung wie vorwärts kriechen, da ein Umdrehen nicht möglich war. Die Stollen waren verschieden hoch, je nachdem, ob ein Größerer oder Kleinerer daran arbeitete. In Stollen, die groß genug waren, daß man darin sitzen konnte, wurde ein Dreifußschemel benützt.

Gearbeitet wurde mit Schlägel und Eisen. Zuvor hatte man einen Scheiterhaufen am Gestein aufgeschichtet, den Fels erhitzt, danach mit Wasser abgeschreckt und dadurch mürrig gemacht. Die „Eigenlehner“ (die auf eigene Faust arbeitenden „Kleinunternehmer“) suchten das Erz zuerst auf kleinen Trögen aus und brachten es in Säcken aus dem Stollen. Die Fugger hatten eigene Knappen, die das Erz auf Hunten (kleinen Karren) heraustransportierten. Bis Ende des 17. Jahrhunderts waren insgesamt 10 km Stollen getrieben worden; jeder „Bau“ kam im Jahr etwa 20 m voran.

Die Eigenlehner des 17. Jahrhunderts schliefen im Stollen selbst, wie Funde von Heu und Stroh darin zeigen, oder in Felsenlöchern am Stolleneingang, die einen Querbalken mit einem Dach darüber aufwiesen. Quer über den Reps führte ein Saumweg, auf dem die Maultiere das Erz in den Halleranger herunter trugen. Spuren dieses alten Weges sind noch sichtbar.

Im 18. Jahrhundert geriet der Silberne Hansl in Vergessenheit und wurde 1840 neu entdeckt. Zu dieser Zeit sprengte man in den Stollen mit Pulver.

Zwischen 1928 und 1933 schürfte eine belgische Bergbaugesellschaft nach Silber, Blei und Zink. Der Betrieb war nicht rentabel und wurde bald eingestellt.

Seit 1951 führte die Bleiberger Bergwerksunion, ein Kärntner Unternehmen, erneut Vorarbeiten für den Erzabbau durch – Rodungen, Bau einer Zufahrtsstraße und von Baracken, Stollenbohrun-

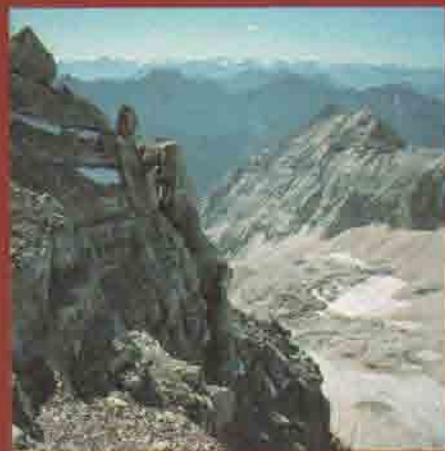


Große Karwendeldurchquerung vom Halleranger über die Birkkarspitze zum Karwendelhaus

*Oben: Birkkarspitze aus dem Hinterautal.
Rechts: Im Hinterautal ist der Ursprung der Isar.
Seite 21 oben: Birkkarspitze vom Kleinen Ahornboden.
Seite 21 unten von links nach rechts: Blick von der
Birkkarspitze gegen die Ödkarspitzen; Blick von der
Birkkarspitze auf die Glierschkeite und die Zentralalpen;
Aufstieg durchs Schlauchkar.*

*Fotos:
Löbl-Schreyer (5),
K. Puntschuh*





*Rechts:
Skitouren im Karwendel
erfordern einen souveränen
Alpinisten.
Schlauchkarsattel und
Birkkarspitze vom Auf-
stieg zur Ödkarspitze.
Foto: F. Bauer*

gen. Geplant war ein Tunnel vom Kasten ins Halltal, um die Transportkosten zu verringern, der aber nie gebaut wurde. Man entdeckte, daß das Erz des Silbernen Hansl neben Blei und Zink auch Uran enthält, wenn auch in einer sehr geringen Konzentration. Während der fünfziger Jahre gewann man eine zeitlang aus dem Erz vom Silbernen Hansl, das in Bleiberg verhüttet wurde, Uran. 1964 wurde der Abbau hier endgültig eingestellt. Den Silbernen Hansl ereilte das Schicksal aller kleinen Bergwerke in „moderner“ Zeit: er war nicht mehr rentabel – war wohl auch im Lauf der Jahrhunderte zu stark ausgebeutet worden und konnte dem brutalen wirtschaftlichen Druck nicht standhalten.

Literatur:

Franz Wößl: Das geschichtliche Tiroler Bergwerk im Karwendel. Der „Silberne Hansl“ in der Lafatsch. In: Tiroler Heimatblätter 5/6, Innsbruck 1936, S. 168 ff.
Volkszeitung vom 29. 11. 1952, S. 5. „Am Silbernen Hansl wird wieder geschürft.“
Haller Lokalanzeiger vom 3. 12. 1955.
Tiroler Nachrichten vom 18. 7. 1964, S. 17.

Zweiter Teil der Karwendeldurchquerung Vom Halleranger in die Eng

Der Übergang vom Halleranger über den Schlauchkarsattel zum Karwendelhaus auf dem Hochalmsattel ist nur ausdauernden und trittsicheren Gehern anzuraten. Vom Kasten bis auf die Jochhöhe sind 1400 Höhenmeter zu überwinden, und sowohl der Auf- wie der Abstieg weisen steile Stellen auf, die durch Drahtseile gesichert sind. Die gesamte Tour nimmt acht Stunden in Anspruch; des weiteren sind im Frühsommer die Schneeverhältnisse auf diesem hochalpinen Übergang zu beachten. Vom Schlauchkarsattel, 2639 m, wo die kleine Birkkarhütte steht, kann die Birkkarspitze, 2749 m, der höchste Berg des Karwendelgebirges, über den Westgrat auf einem versicherten Steig erstiegen werden. Dieser Gipfel bietet eine grandiose Rundschau in alle Himmelsrichtungen: nach Norden weit ins Alpenvorland, nach Süden über die zwei Karwendelketten auf die Zentralalpen zwischen Tauern und Silvretta.

Ebenso ist der Ostgipfel der Ödkarspitze, 2739 m, westlich des Joches, von diesem aus in etwa 45 Minuten erreichbar. Der bezeichnete Steig weist zwei ausgesetzte Stellen am Grat auf, die mit Drahtseilen versichert sind. In einer weiteren halben Stunde sind Mittel- und Westgipfel der Ödkarspitze auf leichten Wegen zu ersteigen.

Jenseits, nördlich, gelangt man absteigend zum Karwendelhaus, einer großen Hütte (AV-Sektion Männerturnverein München), die auf einer aus dem Fels gesprengten Plattform hoch über dem Karwendeltal steht.

Der Zugang von Scharnitz ist langwierig, 4 ½ Stunden auf flachem Fahrweg dahin. Dreimal wöchentlich, bei Bedarf auch öfter, werden Personen und Gepäck mit Jeep zur Hütte befördert. Für Privatfahrzeuge besteht, wie auf den meisten Fahrwegen des Karwendels, strenges Fahrverbot.

Die Wanderung vom Karwendelhaus ostwärts führt auf bequemem Weg in das prachtvolle Herzstück des Gebirges: zum Kleinen und Großen Ahornboden, mit der gewaltigen Felsmauer der Lalliederer Wände zur Rechten.

Die Eng-Alm auf dem Großen Ahornboden ist von Hinterriß her auch mit privatem PKW erreichbar, und davon wird ausgiebig Gebrauch gemacht. Dieser Platz ist einer der wenigen im Karwendel, die dem Ansturm der motorisierten Massen ausgesetzt sind und vermittelt einen Eindruck davon, wie es wäre, wenn das ganze Gebiet verkehrstechnisch „besser“ erschlossen bzw. zugänglich wäre: die letzte Gams hätte sich vor Ekel übergeben und wäre kopfflos in Richtung Karpaten davongelaufen.

Um die Durchquerung des Karwendels auf Wanderwegen vollständig zu machen, kann man von der Eng zum Lamsenjoch auf- und jenseits durch das Stallental nach Schwaz im Inntal oder durch das Falzturmtal nach Pertisau absteigen.

Oder man hält sich weiter nordwärts hinaus durch das breite, ebene Engtal, dem Talverlauf nordwestwärts folgend nach Hinterriß, oder ostwärts über den Plumssattel ins Gerntal und nach Pertisau am Achensee, oder aber weiter nach Norden über den Kompar in die nördlichen, sanfteren Vorberge des Gebirges und hinaus nach Fall, das bereits auf bayrischem Boden liegt. Alle diese Wege verlassen bald den Bereich, den das Mittelblatt der AV-Karte abdeckt.

Hinweise auf den Skitourismus

Die beschriebene Karwendeldurchquerung ist auch in lawinensicheren Spätwinter- und Frühlingszeiten als Drei- oder Viertages-tour möglich. Die Hütten besitzen Winterräume, die mit AV-Schlüssel zugänglich sind. Die Tour kann aber nur einer Gruppe erfahrener und ausdauernder Skitouristen angeraten werden.

In einem Winter wie dem vergangenen (1980/81) wurden die meisten Gipfel der Nordkette vom Inntal her mit Skiern bestiegen. Die ausreichende und sichere Lage des Schnees – nach einer wochenlangen Kälteperiode – erlaubte rasante Steilabfahrten über alle Hänge im Bereich des Hafelekars, von der Arzler Scharte, aber auch über die Südflanke der Rumer Spitze. Desgleichen konnte die Südflanke von der Speckkarspitze ins Halltal herunter befahren werden. Alle diese Touren sind sonst meistens zu lawinengefährlich, bzw. verschwindet auf den steilen Südhängen der Schnee zu rasch. Die genannten Abfahrten sind einer extremen Richtung des Skitourismus zuzurechnen.

Kletterfahrten im Bereich des mittleren Karwendel

Die folgende Aufstellung bietet eine subjektive Auswahl von Klettertouren nach der persönlichen Kenntnis und Vorliebe des Verfassers. Überdies wird das ausgespart, womit andere Beiträge in diesem Jahrbuch sich befassen.

Die jeweilige genaue Routenbeschreibung ist dem AV-Führer Karwendel zu entnehmen. Bei einigen der erwähnten Touren wird die im Januar 1982 erscheinende Neuauflage des Führers verbesserte Beschreibungen und fallweise Routenskizzen enthalten.





Links:

Der Bettelwurf, aufgenommen vom Ostgrat der Speckkarspitze.

Foto:

W. Lang

Ausgangspunkt Hafelekar

Von der Grathöhe beim Hafelekar aus gut sichtbar entragen die *Grubreisentürme* einem nach Norden ziehenden Seitengrat der Nordkette. Sie bieten eine ganze Reihe kürzerer, zum Teil lohnender Klettereien.

Der *Südgrat* des *Grubreisen-Südturmes* ist aufgrund seiner Exposition schon früh im Jahr begehbar und bei den Innsbrucker Kletterern als Eingeh- und Übungstour, auch im Sommer bei zweifelhaftem Wetter, das größere Unternehmungen verbietet, sehr beliebt. Zum Einstieg gelangt man von der Seilbahn-Bergstation in einer $\frac{3}{4}$ Stunde. Es gibt einige Varianten an dem stark gestuften, 7 Seillängen langen Grat, einen nach Hias Auckenthaler benannten 20 m hohen Hakenriß mit heiklem Ausstieg, und auf der Normalroute zwei Stellen, die mit V- zu bewerten sind, die erste gleich am Anfang – und an diesen zwei Stellen finden sich ein paar der wenigen wirklich verschmierten Griffe im ganzen Karwendel. Sonst ist die Tour IV und leichter, kaum brüchig, und nimmt $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden in Anspruch.

Die markante *Ostverschneidung* (von Manfred Bachmann mit E. Waldhof 1943 erstbegangen) am Südturm weist eine Seillänge VI auf, sonst ist sie durchwegs IV. Die ältere Ostwandföhre verläuft eine Schichttafel weiter links und stellt eine nette Kletterei des III. Grades mit einigen Stellen IV dar. Haken wird man in ihr vergeblich suchen (Stand vom Juni 1981).

Vom Südturm steigt man zunächst über brüchige Schrofen kurz nach Norden in die *Südturmscharte* ab; nun nicht durch die erste Rinne nach links absteigen, sondern kurz geradeaus aufsteigen, um ein Eck herum und dann durch eine Schotterrinne in wenigen Minuten zurück zum Fußpunkt des Südgrates.

Der *Nordgrat* des *Grubreisen-Nordturms* bietet herrliche Kletterei in meist festem Fels, die den III. Grad nie überschreitet. Die Tour wird selten begangen, da der Zustieg etwas langwierig ist. Man muß vom Fußpunkt des Südturm-Südgrates nach links über Schotter und Schrofen in die *Grubreisenscharte* auf-, jenseits über ungutes, brüchiges Gelände (!) in das grobblockige Steinkar absteigen und gelangt dann nach Norden hinaus an den Ansatz des Nordgrates. Auf ihm zunächst durch steiles Latschendickicht und über Schrofen an den Beginn der eigentlichen Kletterei; da ist man dann seine 2–2 $\frac{1}{2}$ Stunden unterwegs gewesen. Etwas weniger mühsam ist der Zustieg vom Steinkar direkt in die breite Einsattelung vor dem Steilaufschwung des Grates auf Steigspuren. Dann folgen herrliche Seillängen.

Dieser Grat ist Bestandteil der *Steinkar-Umrahmung*, einer äußerst großzügigen Überschreitung: Vom Hafelekar auf die Östlichste Kaminspitze – Abstieg über den ganzen Grubreisengrat ins Steinkar – Aufstieg über den Kumpfkargrat – Überschreitung der Kumpfkarspitze – Kumpfkarscharte – Kemacher-Nordgrat – Überschreitung der Kaminspitzen von West nach Ost – zurück auf die Seegrubenscharte. Die Überschreitung bewegt sich fast durchwegs im III. und IV. Grad und erfordert wegen der großen Länge (8–11 Stunden) und dem teilweise brüchigen Gestein einen sehr ausdauernden, raschen und sicheren Kletterer.

Der Abstieg vom Nordturm ist III- (stellenweise) und ziemlich ausgesetzt.

Ausgangspunkt Halleranger

Westlicher Teil

Als eindrucksvollste Felsgestalt im Bereich des Halleranger steht der Eckpfeiler des *Kleinen Lafatscher*, 2635 m, westlich über dem Durchschlag. Seine Bilderbuch-Verschneidung wird aus einer riesigen senkrechten Kalktafel links und einer breiten Rampe rechts gebildet. Diese Rampe steilt sich nach oben hin immer mehr auf. Die „*alte Nordostverschneidung*“ (Weber/Fick, 1926) folgt dem Grund der Verschneidung einige Seillängen lang im IV. Grad, bis die Rampe senkrecht wird, und führt dann nach schräg rechts aus den Schwierigkeiten hinaus.

Die Auckenthaler-Föhre hält sich stets weiter im Grund der Verschneidung; man klettert an einem armbreiten, tiefen Riß in eisenhartem Fels vier Seillängen VI-empor. Die relativ zahlreichen Haken und Holzkeile, die von den schlechten Nerven mancher Begeher zeugen, hat Hias Auckenthaler nicht gebraucht. Man gelangt auf einen Schuttplatz (wo sich ein Wandbuch befindet); von hier geht es einige Seillängen weiter in teils sehr brüchigem Iver-Gelände, bis man nach links auf den NO-Grat ins Gehgelände aussteigen kann. Die gesamte Kletterzeit für diese eindrucksvolle Tour beträgt 4–6 Stunden.

Dem Oberrand der Riesenkalktafel folgt eine von Strickner/Huber 1966 erstbegangene *Nordostkante*, die kaum wiederholt wurde. Berühmter ist der *Nordpfeiler* des Kleinen Lafatscher (Gombocz/Kienpointner, 1946), eine extreme Freikletterei im V. und VI. Grad. Die Route führt auf den Plattenkopf westlich der großen Schlucht, die beiderseits von auffallenden Schultern über glatten Plattenwänden begrenzt wird. Die Tour weist nur ein Minimum an Haken auf; ein 50 m-Seil ist empfehlenswert, da die Kletterei zum Teil über große, ungegliederte Platten verläuft; als Zeit für eine Begehung sind 5 bis 8 Stunden zu rechnen.

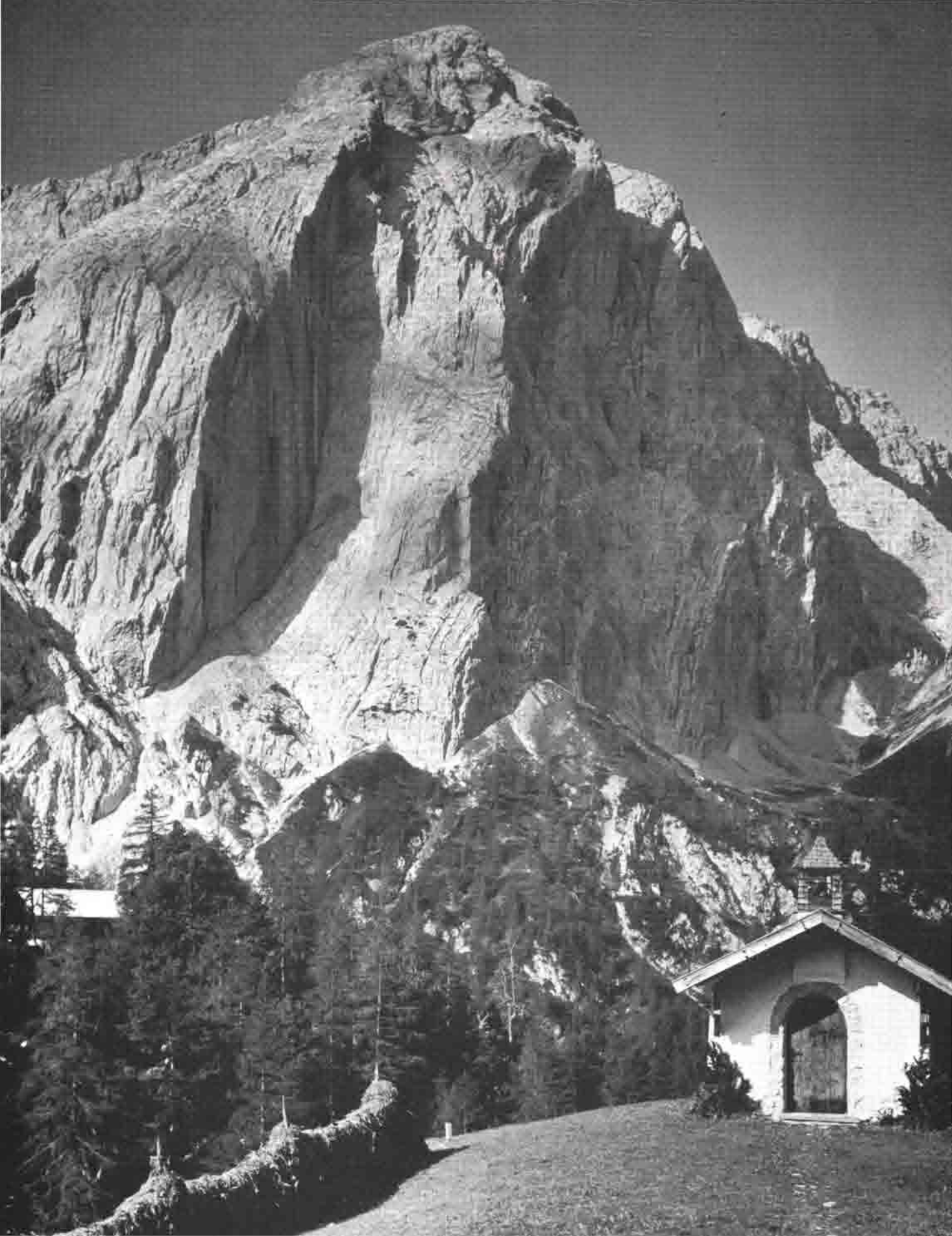
Die Flucht der großen Nordwände setzt sich nach Westen über Großen Lafatscher, Bachofen-, Sonntagskar- und Kaskarspitze zu den Praxmarerkarspitzen (Östliche, 2636 m, Westliche, 2642 m) fort. Die furchterregenden *Praxmarerkar-Nordwände* sind unter anderem durch Hermann Buhls dramatischen Bericht seiner Zweitbegehung der Nordwand der Östlichen Praxmarerkarspitze 1942 mit Kuno Rainer bekannt geworden. Das betreffende Kapitel in Buhls Erlebnisbuch heißt „Der sterbende Berg“ und gibt einen lebendigen Eindruck der extremen Brüchigkeit und Steinschlaggefahr in dieser Wand.

Weiter östlich, in der jetzt so genannten „Melzerwand“, verunglückten 1902 die Innsbrucker Kletterer Melzer und Spötl beim Versuch einer Erstbegehung tödlich. Die Rettungsaktion für die zwei Verunglückten, an der damals alle namhaften Innsbrucker Kletterer teilnahmen, war die erste Bergung im großen Stil aus einer solchen Wand. Vor einigen Jahren starb eine Gruppe polnischer Kletterer beim Versuch einer Winterbegehung in der Praxmarerkar-Nordwand.

Alle Nordwandföhren zwischen Praxmarerkarspitzen und Lafatscher weisen Wandhöhen von 700–800 m und extrem brüchigen Fels auf und werden äußerst selten begangen.

Östlicher Teil

Direkt aus der Schuttreise des Durchschlags am Lafatscher Joch



Links: Die „Bilderbuchverschneidung“ des Kleinen Lafatscher. Die Auckenthaler-Führe (VI-) hält sich stets im Grund der Verschneidung. Zahlreiche Haken und Holzkeile zeugen heute von den schlechten Nerven mancher Begeher. Hias Auckenthaler hat sie bei der Erstbegehung 1930 nicht gebraucht und selbst 1958 steckten nur 2 Haken.

Foto: K. Puntschuh

streben die Westabstürze des *Nordwestecks* auf. Dieses ist ein der Speckkarspitze vorgelagerter Felsstock, der nach Norden in den senkrechten Schnittwänden abbricht.

Durch die Westwand führen zwei Routen: der „*Südliche Durchstieg*“ von Streng/Purtscheller/Pertl, eine schöne Kletterei im oberen IV. Grad. Der Fels ist meist fest, man sollte sich aber nicht allzu sehr darauf verlassen – wie überall im Karwendel brechen auch hier gelegentlich Griffe aus, die besonders sicher zu sein schienen. Zunächst steigt man in leichterem Gelände etwa 200 Höhenmeter an, bis die eigentliche Kletterei beginnt; nach einigen Seillängen legt sich die Wand zurück und ist nur noch II und III. Vom Ende der Schwierigkeiten gelangt man bald nach rechts zum Speckkarspitz-Normalweg und auf ihm hinab zum Lafatscher Joch. Die Kletterzeit beträgt etwa 3 Stunden.

Zu dieser Tour gibt es eine „unmögliche“ Variante von Walter Spitzenstätter und Kurt Schoißwohl, die mit VI+ bewertet und nie wiederholt wurde.

Die „*Gerade Westwand*“ (H. Buhl, L. Vigl, 1947) bietet rasante Freikletterei im VI. Grad auf 7 Seillängen. Die gesamte Wandhöhe beträgt hier 500 m. Dem jungen Haller Kletterer Michael Larcher gelang 1978 die erste Alleinbegehung.

Im September 1979 eröffneten die drei Tschechen Jiri Novak, Pavel Krupka und Jan Doubal eine extrem schwierige Führe über die 140 m hohe *Nordwandplatte* des Nordwestecks. Die Schwierigkeiten werden von den Erstbegehern mit VI und VII- angegeben, sollen aber über denen der Pumprisse im Wilden Kaiser liegen. Das kann schon sein.

Von den schönen Nordwandführten auf die *Speckkarspitze* sei zunächst die *Gerade Nordwand* genannt (K. Gombocz, L. Vigl, 1946), 18 Seillängen in fast durchwegs schönem Fels, davon ca. 10 m VI-, sonst V+ und V. In dieser Führe sind ausreichend Haken vorhanden. Sie verläuft abwechslungsreich: zunächst durch einen tief eingerissenen Kamin fünf Seillängen auf das breite Band, das in mäßiger Steigung die ganze Nordwand durchzieht, darüber folgt Wand-, Riß- und Verschneidungskletterei bis auf leichteres Gelände, zuletzt ist noch ein brüchigerer Steilaufschwung (IV) zu überwinden. Klemmkeile für die Standsicherungen sind empfehlenswert.

80 m links davon befindet sich der Einstieg zur Kuen-Haim-Führe, ebenfalls eine großzügige und lohnende Freikletterei im V. und unteren VI. Grad.

Zwischen der Speckkarspitze und dem Kleinen Bettelwurf zieht sich ein fast 2 km langer Grat, von dem eine durchwegs 600 m hohe Wand zum Überschalljoch abfällt. Wenn diese Wand auch nicht die Geschlossenheit der Lalidererwand erreicht, so doch fast deren Höhe und Ausdehnung. Bisher wurden insgesamt vier Durchstiege im IV. bis VI. Schwierigkeitsgrad gefunden, drei davon von Werner Haim und Felix Kuen (gest. 1978), den besten Kennern der Region. Aufgrund fehlender Gipfelbezeichnungen gab es hier in letzter Zeit eine Reihe von Verwechslungen und Verständigungsschwierigkeiten. In der kommenden Ausgabe des Karwendelführers schlagen die Autoren deshalb für diese Wand den Namen „*Überschallwand*“ vor, nach dem breiten Wiesensattel des Überschalljoches, über dem sie aufragt.

Durch diese Wand führen (bisher unter „Speckkarspitze“ angeführt) die *Karl-Binder-Gedächtnisführe* (Kuen/Haim, IV+), die *Kuen-Haim-Dobrovz-Führe* (V+ und VI-), die von den Erstbegehern so genannte *Direkte Route* (Kuen/Obermüller, VI- und V) sowie eine 1978 auf der Suche nach der Binderführe neu begangene Route („*Tacitusführe*“, H. Klier und M. Kienpointner) im IV. Grad mit Stellen V.

Alle diese Touren bieten schöne großzügige Kletterei in weitgehend hakenfreiem Fels. Die einzige Einschränkung besteht darin, daß man vom Ende der Schwierigkeiten noch über Schrofen und Schottergelände eher mühsam zum Gipfel bzw. auf die Grathöhe ansteigen muß.

Die *Nordwand* des *Großen Bettelwurfs* ist mit einer Wandhöhe von 1000 m eine der ganz großen, klassischen Wände der Nördlichen Kalkalpen. Die Erstbegehung der „*Alten Nordwand*“ gelang Melzer und Peer 1896, die heute übliche Route begingen Franz Stoll und Ernst Koch 1926 erstmals. Die erste Winterbegehung führten Knapp, Larcher und Wagner 1961 aus. Der Anstieg verläuft fast durchwegs in der Gipfelfalllinie in teilweise sehr brüchigem Gestein.

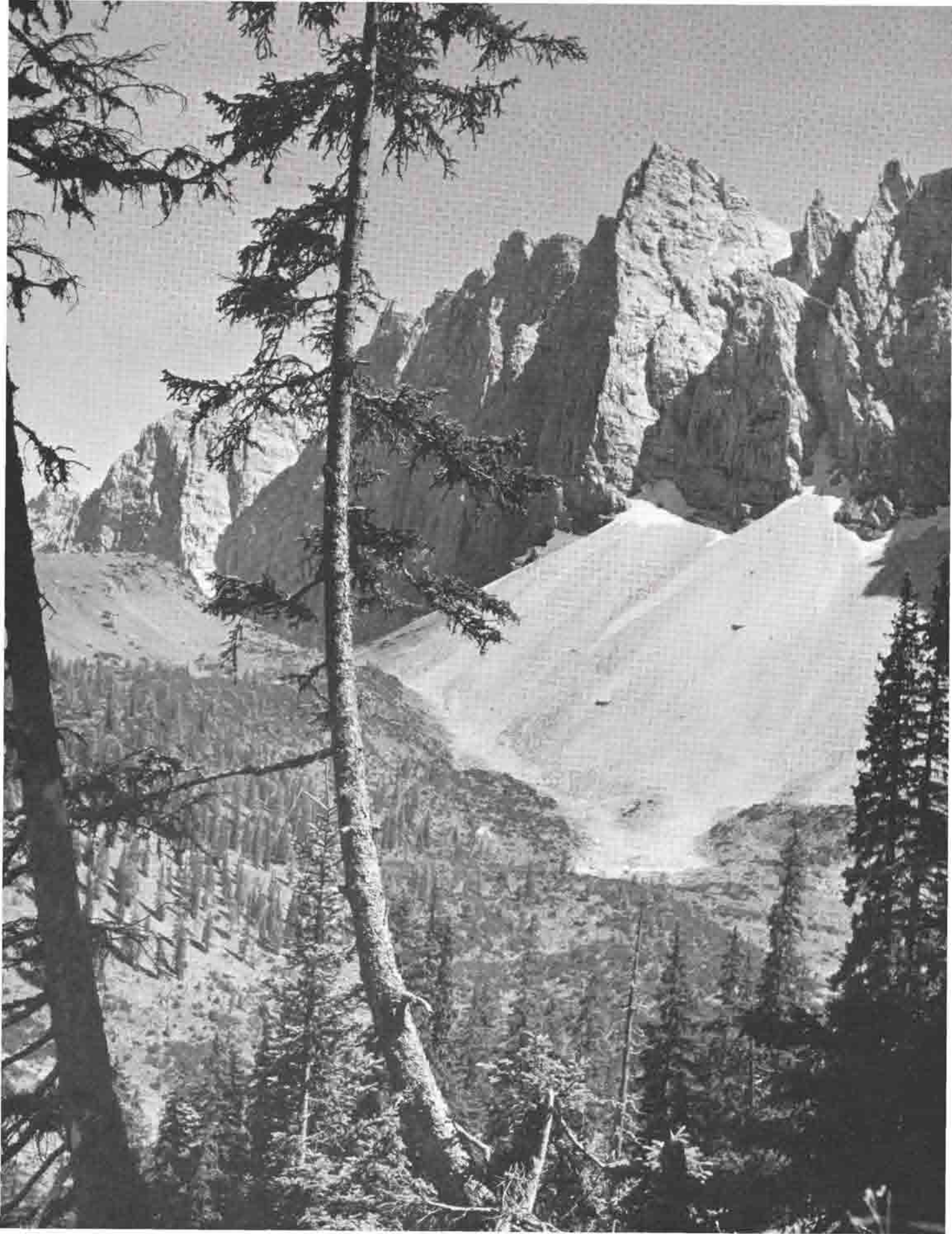
Die Schwierigkeit liegt bei IV, im unteren Wandteil bei V-; für den Durchstieg muß man etwa 7 Stunden veranschlagen.

Östlich des Bettelwurfs liegt die noch höhere, noch einsamere und lange unberührt gebliebene *Nordwand* der *Fallbachkartürme*. Den ersten Durchstieg fanden 1968 Felix Kuen und Werner Haim, der teilweise im VI. Grad durch die 1100 m hohe Wandflucht führt. Bis heute weist diese Führe gerade fünf Wiederholungen auf. Weiter östlich gelang Haim mit R. Hinteregger 1978 ein weiterer Durchstieg im IV. Grad. Jan Doubal und Pavel Krupka durchstiegen 1979 die „*Große Verschneidung*“ (teilweise V). Angaben zu den 2 Erstbegehungen der Tschechen finden sich im „*Alpinismus*“, Heft 2/1980.

Die Herzogkante

Von den mittelschweren Kletterfahrten im Bereich der Laliderer sei nur eine genannt, und über diese braucht nicht allzuviel gesagt zu werden. Die *Herzogkante* ist hundertmal bestiegen, beschrieben und vor allem fotografiert worden. Unmittelbar vom Spielführe joch schießt sie in die Höhe, fast in den Himmel, und vermittelt dem gemäßigten Kletterer nicht nur den einzigen üblichen, sondern auch einen außerordentlich schönen und eindrucksvollen Anstieg auf die Lalidererspitze. Benannt ist die Kante nach den Geschwistern Otto, Christian und Paula Herzog, die 1911 die erste Begehung ausführten. Es ist eine der großen klassischen Touren im Kalkgestein.

Der Fels ist nicht immer ganz fest, wird aber nie gemein brüchig. Man folgt fast immer der Kante, und die durchgehende Schwierigkeit (IV und IV+, eine Stelle V-) nimmt erst auf den letzten zwei, drei der über 20 Seillängen merklich ab. Da der Abstieg durch die berühmte Spindlerschlucht trotz Markierung und Abseilstellen immer noch schwierig und zeitraubend ist, möge man für die Herzogkante früh aufstehen, auch wenn der Führer „nur“ 5–7 Stunden Kletterzeit angibt. Vielleicht ist man dann auch der erste, wenn mehrere Seilschaften unterwegs sind.



Karwendelfels – alpine Schule für extreme Kletterer

Hermann Huber

Links:

Lalidererspitze und
Lalidererwände; Licht
und Schatten trennend
die Herzogkante.
Foto: Löbl-Schreyer

Hermann Huber hat 1947 mit dem extremen Bergsteigen begonnen; also in den unmittelbaren Nachkriegsjahren mit ihnen – was die Bergsteigerszene betrifft – deutlichen Anklängen an die abenteuerlich-legendären 30er Jahre. Seither ist er unermüdlich aktiv und hat das Bergsteigen in all seinen Spielarten kennengelernt. Im Karwendel kennt er z. B. nahezu alle klassischen Durchstiege im Zug der Lalidererwände. Er ist aber auch einer der ersten europäischen Bergsteiger, der Anfang der 70er Jahre aus eigener Erfahrung die neue, sportlich orientierte Bewegung im Felsklettern an ihren Ausgangsorten in den USA, namentlich dem Yosemite, kennenlernte. Mit seinem Aufsatz „Signale aus den USA“ in Heft 5/71 der DAV-Mitteilungen hat er, ebenfalls als einer der ersten, hierzulande berichtet von dieser Bewegung. Seither gilt sein großes Interesse auch diesem „Zweig am Baum des Alpinismus“ (H.H.); und dies nicht nur theoretisch. Beruflich seit Jahrzehnten an führender Stelle auf dem Gebiet der Bergsportindustrie engagiert, kennt H. Huber die Entwicklung auch in diesem Bereich genau. Er

ist also sicher der geeignete Autor dafür, im folgenden Beitrag über große Karwendelanstiege, deren Eigenart (die, trotz hoher Schwierigkeiten, weniger auf diesen Schwierigkeiten als auf dem strengen Ernst ihres alpinen Charakters gründet) zum Anlaß für eine Betrachtung über Entwicklungstendenzen im extremen Bergsteigen von heute zu nehmen. Da gibt es – grob umrissen – einerseits die Schule des sportlichen Kletterns, die – auch im Eis! – eine ständige Steigerung der Schwierigkeiten ins Akrobatische sucht, dies aber unter größtmöglicher Ausschaltung des Gefahrenmoments. Da ist andererseits die Schule, die sich nach wie vor am alpinen Problem orientiert. Gibt es Wechselwirkungen zwischen beiden Schulen oder treiben sie zunehmend auseinander? Sind Spitzenleistungen im Bergsteigen zukünftig nur den Spezialisten der verschiedenartigen alpinen Disziplinen vorbehalten? Oder wird es weiterhin die großen „Allrounder“ vom Format eines Hias Rebitsch geben?

d. Red.

Eine Landschaft, besonders, wenn sie ausgeprägte Charakterzüge trägt, prägt in gewissem Maß durch ihre Eigenheiten auch den Unternehmungsstil derer, die sich in diesem Raum betätigen.

Und umgekehrt mag z. B. schon der Geist eines Hermann von Barth seine besondere Entsprechung in den damals weitgehend unzugänglichen Hochregionen des Karwendels gefunden haben. In den großräumig in West-Ost-Richtung angelegten, durch tief eingeschnittene, lange Täler getrennten urhaften Gipfelketten aus grauem Kalk empfängt das Abenteuer jeden, der mit erlebnisoffenen Sinnen hier eindringt.

Mehr als 100 Jahre nach den Pioniertagen erscheint durch Erschließung, Technik und detailliertes Wissen vieles entzaubert, doch auch heute noch kann man in diesem Felsenreich alles finden, was es in den Nördlichen Kalkalpen an Eindrucksvollem gibt. Hier wollen wir uns auf ein Streiflicht, auf ein Teilgebiet bergsteigerischer Aktivität im Karwendel beschränken, dem der schwierigeren Kletterfahrten.

Jeder Karwendel-Kletterer weiß, daß, bedingt durch die nicht immer grundsolide Felsstruktur und durch die oft große relative Höhe und Länge der Anstiege noch weniger als anderswo in den Kalkalpen der Schwierigkeitsgrad an sich das alleingültige Kriterium für die Einstufung und die eigentlichen Anforderungen einer

Bergfahrt darstellt. Die, verglichen mit anderen Kalkalpengruppen wie z. B. dem nahen Rofan oder Kaiser, deutlich größere Ernsthaftigkeit des Karwendels schon im äußeren Eindruck und noch mehr im Erlebnis-Eindruck der Wege am Berg, prägt einen Gesamtcharakter, der alle größeren Karwendel-Anstiege verschiedener Schwierigkeitsbereiche mehr oder weniger gemeinsam auszeichnet.

Jede Entwicklung, Denkrichtung usw. pflegt ihren zeitgenössischen Niederschlag in der Arena der jeweiligen Aktivität zu finden. Das Karwendel bietet dabei keine Ausnahme, trotzdem aber haben durch all die Entwicklungsphasen des Bergsteigens hindurch seine Eigengesetzlichkeiten manches, was anderswo sehr stark aufgenommen wurde – wie z. B. die Ära der Haken- und Bohrhaken-Kletterei – nur in verringertem Maße adaptiert. Vielleicht hängt das auch damit zusammen, daß nicht jeder Typ Mensch und Bergsteiger sich im Karwendel wohlfühlt und deshalb dort auch garnicht erst richtig zum Zug kommen kann oder will.

Etwas willkürlich wird hier das Karwendel quasi „auseinandergelassen“, da nur davon die Rede ist, was in groben Zügen sich in den Schwierigkeitsbereichen V und darüber im Laufe der Zeit so entwickelt hat (Angaben-Vollständigkeit ist nicht beabsichtigt, sie bleibt dem AV-Führer Karwendel vorbehalten).

Ohne im geringsten die Leistungen von Kletter-Pionieren wie Berger, Melzer, Spötl, z. B. am Grubenkar-Nordgrat 1901 oder den schon rein optisch kühnen Anstieg von Haff/Euringer (1904), IV+, durch die gewaltige Grubenkar-Nordostwand schmäliern zu wollen, kann man sagen, daß ebenfalls unmittelbar nach der Jahrhundertwende, 1902, z. B. mit dem Weg von Holzer und Bauriedl durch den „Schiefen Riß“ der Spritzkar Spitze-Nordwand ein mit den damaligen Mitteln doch recht abenteuerliches Gelände betreten wurde. Die Karwendel-Kletterei trat zu so frühem Zeitpunkt in den Bereich des V. Schwierigkeitsgrades, obwohl dieser erst viel später definiert wurde.

So viele Anstiege aller Schwierigkeitsgrade und verschiedener Interessanztheitsgrade es auch in den südlicheren Karwendelketten gibt, in der Gleiersch-Halltal-Kette und der „Nordkette“ (von Innsbruck aus gesehen), sonst Inntal-Kette benannt sowie in der „echten“ nördlichen Kette mit ihren isolierten Trabantenstöcken der Falken-Gamsjoch- und Sonnjoch-Gruppe – das Hauptinteresse konzentrierte sich doch stets auf die Karwendel-Hauptkette (Hinterautal-Vomper-Kette) und deren Schaustück, auf die kilometerlangen, 500–1000 m hohen Wandfluchten zwischen dem Eckpfeiler der Lamsenspitze im Osten und der Kaltwasserkar Spitze im Westen mit dem Herzstück der in den Nördlichen Kalkalpen einmaligen *Laliderwand*.

Als die Zeit von der Ausrüstung her gesehen eigentlich noch kaum dafür reif war, befaßte sich menschlicher Pionier- und Abenteuergeist schon in der ersten Dekade unseres Jahrhunderts intensiv mit dem Wandproblem von Laliders: Dem berühmten Bruderpaar Mayer aus Wien zusammen mit den noch berühmteren Dolomitenführern Angelo Dibona und L. Rizzi fiel der „Sieg“ über die Wand 1911 zu – aber ein ganz großer Karwendel-Mann, vielleicht der Größte, nämlich Otto Herzog – genannt Rambo – war bereits vorher an der Durchstiegslinie weitgehend erfolgreich tätig gewesen, die heute den Namen Dibona-Mayer trägt. Er war nur, wie das halt öfter so geht, zum „richtigen“ Zeitpunkt gerade verhindert. Otto Herzog hat sein langes Bergsteigerleben mit über 50 aktiven Klettersommern neben vielem, was er sonst noch unternahm, zum großen Teil der Erschließung des Karwendels auf teilen und für damalige Augen teilweise unmöglich aussehenden Felswegen gewidmet. Eigentlich soll man die klettersportliche Erschließung des Karwendels den Epochen folgend an den Bergsteigerpersönlichkeiten skizzieren, die diese Erschließung vollbrachten. Die Berge und Wände stehen da seit geraumer Zeit, auch sie verändern sich, bröckeln ab und dies relativ ausgeprägt im Karwendel, wie die oft großen Schuttkare unter den Wänden beweisen.

Der Mensch aber drückt seinen Stempel der Umwelt und auch den Bergen auf. Mit der technischen Zivilisation verändert er seine Umwelt so, daß mittlerweile auch Taube und Blinde schon beginnen, aufmerksam zu werden. Der Alpinist prägt Berge und Wände durch die Wege, die er darin zuerst geistig, dann physisch legt, auch er verändert diesen Teil der Umwelt, „schändet“ ihn, wie man heute – wieder – zu erkennen glaubt, durch das Einschlagen von Haken etc.

Umgekehrt aber prägt durchaus auch der Berg seinen Besucher, besonders dann, wenn der Kontakt, wie dies in den oberen Schwierigkeitsbereichen eher der Fall ist, intensiv ausfällt. Was die

Extrembergsteigerei betrifft, kann doch insgesamt gesehen bis heute, trotz eventueller „Schädigungen“ des Berges durch Haken, Schmier- oder Magnesiaspuren, die mögliche Schädigung derer, die sich auf solchen Kontakt einlassen, ernsthafter ausfallen. Das ist bei Karwendel-Klettereien in höherem Maß gegenwärtig geblieben, als es bei benachbarten Berggruppen und deren „Genußklettereien“ der Fall ist.

Der Erste Weltkrieg unterbrach auch die Erschließung der schwierigen Kletterwege im Karwendel. Otto Herzog entging nicht nur dem Krieg, sondern auch den für ihn mindestens so gefährlichen Wirren der Räterepublik und setzte zusammen mit Dr. Gustav Haber um 1920 zu neuen Großprojekten an. Zu jener Zeit galten zwar Wandprobleme etwas, ihre Lösung wurde jedoch nach Möglichkeit mit einem Weg gesucht, der zum Gipfel führen sollte, direkt oder indirekt, mit dem Fortschreiten der Jahre immer direkter in Richtung „Direttissima-Denken“.

1921 gelang den beiden ein unglaubliches, aufregendes Felsabenteuer: die Durchsteigung der HA-HE (Haber-Herzog)-Verschneidung, die östliche Begrenzung der Dreizinkenspitze-Nordwand. Als meinen Freunden Alfred Koch und Helmut Schmidt 1951 – 30 Jahre später – die zweite Begehung geglückt war, ergab sich ein interessanter Gedankenaustausch mit dem Rambo, der zu diesem Zeitpunkt selbst immer noch als aktiver Karwendel-Neutouren-Erschließer tätig war. Die Kletterzeit der Erstbegeher von ca. 30 Stunden erschien etwas unwahrscheinlich, was steckte da dahinter? Klarer wurde die Sache, als Herzog erzählte, er habe selbstverständlich, wie auch im Münchner Klettergarten „Buchenhain“, jede besonders schwere Stelle „auswendig“ gelernt und die Versuche der Bewältigung schwieriger Stellen so vorangetrieben, daß er notfalls die bereits bekannte Teilstrecke frei zurückklettern konnte. Dies kann man als Teil einer interessanten Kletterethik betrachten, die in dieser Beziehung Paul Preuß nahesteht, aber auch als praktische Selbstschutzmaßnahme im Zeitalter stark unterentwickelter Sicherungsmittel, verglichen mit dem schon sehr hohen Stand der klettertechnischen Fähigkeiten, denn hier an der HA-HE-Verschneidung hatte Herzog (wie auch etwa gleichzeitig im Wilden Kaiser oder im benachbarten Wetterstein geschehen) die Schwelle zu dem, was auch heute noch VI. Grad ist, überschritten. Die ausgewaschenen, steinschlagzerhämmerten, hellen Platten des unteren Wandteils der Ha-He-Verschneidung bieten interessante kleingriffige Freikletterei mit langen Sicherheitsabständen. Die scheinbare Schlüsselstelle der Anstiegslinie aber ist ein schauerlicher Schlund, der große Höhlenkamin, in dem man waagrecht nach außen durch den Berg klettert, um wieder ans Tageslicht zu gelangen, um an seinem Ende und nach einem Seilquergang unter der eigentlichen Schlüsselstelle zu stehen, einer glatten, ca. 15 m hohen Wandstufe, die zum Schuttplatz am unteren Ende der großen Eisrinne führt, die zwischen Dreizinkenspitze und Grubenkar-Nordwesteck mündet. Um die Überwindung dieser Stelle durch Herzog bei mehreren Versuchen ranken sich teilweise wilde Gerüchte und Vermutungen. Fest steht, daß es sich nach dem Stand der 50er und 60er Jahre hier eindeutig um eine VI +-Freikletterstelle besonderer Art handelt. Dazu Helmut Schmidts Originalbericht:

„Im Zeitalter des Bohrhakens und Touren wie die des Schweizer Weges durch die Westliche Zinne-Nordwand ist sie zwar keine bedeutende Sache, aber für uns war sie damals, im Jahre 1951, eine interessante und aufregende Bergfahrt: Die Ha-He-Verschneidung durch die Laliderer Wände.

Seit der Erstbegehung im Jahre 1921 durch Otto Herzog und Gustav Haber fand diese Tour keine Wiederholung. Es schwirrten nur Gerüchte von vergeblichen Versuchen umher – Namen wie Rittler, Brehm, Auckenthaler wurden genannt. Der wenig verlockende Verlauf der Führe in einem finsternen Winkel unterhalb der Eisschlucht, die zur Scharte zwischen Grubenkar- und Dreizinkenspitze zieht, mag sein Teil dazu beigetragen haben, daß die Bewerber nicht zahlreich waren. Dr. Habers Schilderung der Erstbegehung (in „Das Karwendel“ von J. J. Schätz, erschienen 1937) ist zwar äußerst abschreckend, dadurch jedoch gleichzeitig eine ständige Herausforderung, die am Schluß besonders deutlich wird: „... die vergeblichen Versuche Bester beweisen unsere Anschauung: Die Dreizinkenwand ist noch immer eine der schwierigsten, in der Verbindung Ha-He-Verschneidung und Gipfelaufbau vielleicht sogar die schwierigste bergsteigerische Unternehmung in den Alpen.“

Die moralische Hürde, eine derart verrufene Tour überhaupt zu planen, war in den Jahren um 1950 nur schwer zu überwinden. Eine Kleinigkeit war für uns entscheidend. Durch das unbegreifliche Verhalten eines Wesens des anderen Geschlechtes wurde diese Hürde für Alfred Koch abgebaut. Seiner ungeheuerlichen Aufforderung die Ha-He zu versuchen, gab ich nur zögernd nach. Am Nachmittag des 1. September deponierten wir unsere Kletterausrüstung jenseits der Randkluft, am Beginn der Ha-He-Verschneidung. Die Felsen wirken wesentlich flacher, als wir auf Grund von Dr. Habers Bericht erwartet hatten. Diese Erkenntnis sichert uns einen ruhigen Schlaf auf der Falken-Hütte. Am nächsten Morgen regnet es. Als es gegen 1/2 9 Uhr wieder aufhört, verlassen wir die Hütte, um unsere Sachen vom Einstieg zu holen. Der Himmel ist noch immer mit dunklem Gewölk bedeckt, aber die Felsen sind einigermaßen abgetrocknet. Wir beschließen, die ersten Seillängen anzuschauen; besonders interessiert uns die zweite, denn von ihr schreibt Haber: „Herzog verschwindet um die Ecke, und nun soll ich ihn über drei Stunden nicht mehr zu Gesicht bekommen.“

Um 1/2 10 Uhr geht Fred die erste Seillänge an. Ungefähr eine halbe Stunde später stehen wir bereits am Stand nach der zweiten. Allmählich schwillt uns der Kamm. Zur Ehrenrettung Herzogs sei folgendes eingeflochten: Aus Sicherheitsgründen kletterte er sofort jede schwierige Stelle wieder zurück und lernte sie sozusagen für einen eventuellen Rückzug auswendig. Dies erfuhren wir erst später aus seinem Munde. Momentan ist für uns jedoch entscheidend, daß wir mit den gefürchteten Schwierigkeiten gut fertig werden. Daher sind wir uns einig, bis zur großen Grotte weiterzusteigen.

Stil und Schwierigkeit der Kletterei kann etwa mit dem mittleren Teil der Schmid-Krebs-Führe verglichen werden. Nur selten finden wir Haken und in größeren Abständen verrostete Karabiner und morsche Seilschlingen. Nach einigen Seillängen locken uns flache Platten nach links zu einem großen Kessel. Über glattgewaschene

Felsen kommen wir in Reibungskletterei in die Verschneidung zurück. Nur einen einzigen Haken auf dreißig Meter kann Fred unterbringen, und das bei der bisher schwersten Seillänge. Etwas später steige ich mit äußerster Vorsicht über eine senkrechte glitschige Wandstelle und erreiche den Grund der riesigen Grotte, der als lehm- und geröllgefüllte Rinne emporzieht.

Laut Haber quert man nun unter dem Dach in einem waagrechten, nach unten offenen Kamin an den Außenrand des Grottendaches: „... den Rücken an die Außenwand gepreßt. Gleich unterm Gesäß wendet sich das Dach nach außen, ... immer schwindlicher ... jeder Meter schwieriger und schwieriger.“ Vier Stunden nach unserem Einstieg befinden wir uns im hintersten Winkel der Grotte; vor uns liegt der gefürchtete Kamin. Mit großer Erleichterung sehen wir, daß sich dieser nach unten so verengt, daß man unmöglich durchfallen kann. In eigenartiger, aber unschwieriger Kletterei, aus dem Halbdunkel gegen das Licht strebend, erreicht Fred in der Mitte des Kamins einen guten Stand. An ihm vorbei spreize ich weiter. Erst ganz außen öffnet sich der Spalt nach unten immer mehr und der Blick in die Tiefe wird frei. Nun stehe ich auf einem Gesims am Ende des Kamins. Zu meinen Füßen steckt im Sand ein kleiner Stift an dem ein verblichener Fetzen befestigt ist. Irgendwie bin ich ergriffen: 30 Jahre vorher hatte Otto Herzog diese Fahne hier an geschützter Stelle zurückgelassen. An einem Haken, den Haber mit der Hand festgehalten hatte, führte er den Seilquergang aus. Anschließend stieg Haber den Kamin wieder zurück, die Rinne hinab und mit Seilhilfe gerade hinauf zu Herzog.

Fast eine Stunde bemühe ich mich, bis endlich ein verlässlicher Haken sitzt. Im Dülfersitz lasse ich mich an der Reepschnur hinaus aus der Geborgenheit des Kamins in die nasse, schlecht geschichtete Wand. Etliche Meter tiefer finde ich eine günstige Möglichkeit und komme auf Anhieb hinüber auf geneigtere Felsen. Es gibt schwierigere Seilquergänge. Etwas höher finde ich Stand, schlage einen gutsitzenden Haken und fixiere das Quergangsseil. Ein flüchtiger Blick nach oben: Eine gegliedert aussehende, ca. fünf Meter hohe Wandstelle trennt uns von einer Nische. Oberhalb derselben leitet eine Rinne auf flaches Gelände. Ich triumphiere – wir haben es geschafft, die Schwierigkeiten sind zu Ende! Mir ist unerklärlich, warum Fred so lange am Beginn des Wandls herumbastelt. Auf meine Stänkereien hin beteuert er, daß die Stelle ‚saubläd‘ sei. Ich jedoch dränge auf Ablösung. Vorher quert er noch nach links um die Ecke. ‚Zu gefährlich‘ ist sein Kommentar. Nun darf ich. Leider muß ich mich überzeugen, daß der Fels außer naß und nahezu senkrecht auch noch abwärts geschichtet ist. Auch ich schaue erst nach links, komme bis auf einige Meter an flachere Platten heran. Ohne Hakenmöglichkeit und 20 Meter vom Stand entfernt fehlt mir der Mut, mich aufs Äußerste einzulassen. Schon jetzt fordert der Rückzug höchste Konzentration.

Was schrieb Haber von dieser Stelle? Ein paar Meter seitwärts oben befand sich ein kleiner Felskopf, auf den sie kein Vertrauen hatten. Ein Jahr später, beim zweiten Aufstieg, benutzten sie diesen aber zur Sicherung. Die Erstbegeher hatten sich nämlich sofort nach Erreichen der Eisschlucht wegen starken Steinschlags wieder abgeseilt. Im nächsten Frühjahr machten sie die Schlucht im Ab- und Aufstieg und später erst Verschneidung und Eisschlucht in einem Zug.

Wir schauen vergeblich nach einem Felskopf aus, den man mit Seilwurf erreichen könnte. Es gelingt mir, einen äußerst labilen Haken zu schlagen, zögere aber, ihn zu belasten. Jetzt ist Fred an der Reihe, mich zurückzupfeifen. Als er sich in der Schlinge aufrichtet, bricht der Haken aus. Kurioserweise kommt er nach zwei Meter Sturzhöhe neben mir auf dem noch nicht abgezogenen Querangsseil rittlings zum Sitzen. Das ist die Wende! Bisher haben wir an die zwei Stunden herumprobiert und jetzt spielt sich alles innerhalb weniger Minuten ab: Er schlägt den Haken in dieselbe Ritze. Während der Stift unter seinem flüchtigen Tritt nachgibt, findet er andere Haltepunkte. Verbissen kämpft er sich weiter, begnügt sich mit fragwürdigsten Griffen, getrieben von der Gewißheit: siegen oder stürzen.

Nun greift er an den Rand der Nische. Ein enttäuschter, sinnloser Schrei ertönt, seine Beine beginnen zu zittern, er scheint am Ende seiner Kräfte. Doch noch einmal kann er sich steigern. Die Finger in den abschüssigen, sandbedeckten Fels gekrallt, zieht er sich in die Nische empor und bleibt einige Minuten reglos sitzen. Einige Meter oberhalb findet er bei einem Felskopf guten Stand. Nach weiteren 20 Metern stehen wir in einem großen Schuttkessel am Beginn der Eisschlucht. Wir sind uns einig, daß wir nie vorher eine derart ausgefallene Stelle geklettert sind. Wie hat Herzog das geschafft? Am kurzgenommenen Seil steigen wir, so schnell es geht, die teilweise ausgepöberte Schlucht empor. Im einfallenden Nebel verirren wir uns auf eine falsche Scharte. Nach einer Regennacht unter unserem teeseiherähnlichen Zdrskey-Sack steigen wir am nächsten Morgen über den letzten Aufschwung des Nordgrates auf das Grubenkar-NW-Eck. Daß wir beim Abstieg durch die Spindlerschlucht und zur Eng nochmals tropfnaß werden, kümmert uns nicht mehr sonderlich.

Einige Wochen später erfahren wir von Otto Herzog, er habe bereits beim ersten Mal mit dem Seil nach dem weit entfernten Felskopf geworfen. Demnach war Fred der erste, der die Stelle frei erklettert hat. Es ist unsere schwierigste Kletterstelle geblieben. In den letzten Jahren ist die Ha-He-Verschneidung einige Male wiederholt worden. Ein Bohrhaken steckt jetzt.

Hätten wir damals Bohrzeug dabei gehabt, so hätten wir es wahrscheinlich auch benutzt. Aber in der Erinnerung ist diese Tour ohne Bohren viel eindrucksvoller geblieben."

Die „Stelle“ wurde durch spätere Innsbrucker Wiederholer auch in anderer Weise, weiter links über glatte Platten, ebenfalls in ziemlich kühner Kletterei, bewältigt.

1922 durchstiegen Haber/Herzog die große Westliche Verschneidung an der Dreizinkenspitze-Nordwand – mit Aufstieg direkt durch die Gipfelwand dann 1929 –, ein neues großartiges Unternehmen mit viel „idealerer Linienführung“ als die Ha-He. Auch diese Tour fand bis heute relativ wenige Wiederholer. Warum, ist eigentlich nicht ganz klar, handelt es sich doch um eine schöne Freikletterei bei festem Fels im unteren Wandteil mit – wie wir es von der 4. oder 5. Begehung an Sonnwend 1953 her in Erinnerung haben – einigen Stellen VI –. An diesem Tag hatte die Wirkung der Morgensonne in Verbindung mit schmelzendem Schnee einen Steinschlagvorhang an den Fuß der Wand gelegt, wie wir so etwas selten erlebt hatten, mit oder ohne Steinschlaghelm machte

da wenig Unterschied. Dazu paßt auch die Äußerung eines britischen Kletterers, der in ziemlich leichtsinnigen Jugendjahren einmal im Mai die Lalidererwand besuchte, die Schmid-Krebs-Führe bei Nässe, Steinschlag und Schneeschmelze beging, und sich dachte, daß die Alpenkletterer doch scheinbar kühne Burschen sein müßten – während von denen zu dieser Jahreszeit hier keiner weit und breit zu sehen war.

In recht frühe Erschließungsphasen fallen auch die Wege durch die größte Wand der Gleiersch-Halltal-Kette, die *Praxmarerkar-Nordwand*, die breit, dunkel und mächtig über dem Hinterautal, dem Bett der ganz jungen, grünen Isar wuchtet.

Schon 1922 legten die Münchner Kaiserkletterer Karl Schüle und Paul Diem mit Gefährten durch die Westliche Praxmarerkarspitze-Nordwand ihre Führe.

Schüle und Diem haben auch noch anderswo im Karwendel kräftige Spuren hinterlassen: Hoch über dem Falzthurntal, nahe dem Achensee, gibt es an der Schaufelspitze-Südwand eine ihrer berühmten Verschneidungsklettereien (1923, VI–). Früh in der Saison wollten wir mal dieser Linie folgen, man wußte überhaupt nichts darüber, nahm das ganze auch nicht besonders ernst und wunderte sich dann doch, daß da tatsächlich VI– drin war. Vor allem aber wunderten wir uns seinerzeit, wie groß doch das Karwendel ist – weil wir im dichtesten Nebel nicht mehr vom Berg herunterfanden, nicht abseilen wollten und schließlich nach langer Irrfahrt, wobei wir einmal rätselhafterweise am Grat (über einen Seitengrat „im Kreis“ kletternd) wieder auf unsere eigenen Fußstapfen im Schnee gestoßen waren, über das Plumsjoch und das Falzthurntal schließlich wieder das Zelt unter der Schaufelspitze-Südwand erreichten.

Gleich gegenüber an der Sonnjoch-Nordostwand hatten Schüle und Diem nochmals eine Verschneidung entdeckt und durchstiegen (1922, V+). Das kam uns gewiß nicht leichter vor und dieser Tag des Sommers 1958 war wahrscheinlich der heißeste des Jahres. Nach der Kletterei gab es einen kleinen Ratsch mit dem Jäger der Gegend, der uns durchs Fernglas zugeschaut hatte. Er meinte, alle paar Jahre mal würde da vielleicht eine Seilschaft hinaufsteigen.

Die größte Praxmarerkarwand, die Wand in Fallinie des östlichen Gipfels, fiel 1935 der wohl bedeutendsten Erschließerpersönlichkeit dieser Periode zu, Hias Auckenthaler aus Innsbruck. Als Kaminkerer trainierte er täglich nebenbei über den Dächern Innsbrucks. Er kletterte meist barfuß. Usereinem mag es da schon schmerzhaft die Zehen aufziehen, wenn man sich das im splittrigscharfen Karwendelfels nur vorstellt. Mit der Erstbegehung der „Östlichen Praxmarerkar“ direkt durch die gelbschwarzen Abbrüche, die aufgrund ihrer berüchtigten Gefährlichkeit und Brüchigkeit bei mangelhaften Sicherungsmöglichkeiten bis heute nur ganz selten wiederholt wird, unterstrich er nachhaltig seinen Ruf. Große Bergsteiger wie Kuno Rainer und einige der Innsbrucker Extremgilde waren hier unterwegs. Auch ein tödlicher Unfall aus unserem Freundeskreis, Hartmut Schmidt, 1970, unterstreicht den ganzen Ernst der Szene dieser Wände.

Original-Karwendelatmosphäre erlebt man bei einer Übernachtung im Heu auf der verlassenen Hinterödalm, die auf einer Gelände-



destufe einige hundert Meter über dem Hinterautalboden liegt, hingeduckt zwischen dunklen Bergfichten unter den feierlich ersten Wänden, denen man sich am nächsten Morgen nicht ganz ohne Zweifel und Bangen nähern will.

1963 betraten wir den Praxmarer-Pfad von Schüle und Diem (die Route ist im unteren Teil mit dem Auckenthaler-Frenademetzweg durch die Nordwand der westlichen Praxmarerkarspitze identisch).

Ein ziemlich frischer Felssturz war über die Kletterroute hinweggegangen. Brüchigkeit und allgemeines Unbehagen war gegenwärtig. An einer unübersichtlichen, überhängenden Kletterstelle tastete ich nach einem hohen Griff, was Richtiges war nicht da, jedoch ein alter Felshaken, der zwischen zermalmt, sandigen

Felsstücken lag, blieb mir in den Händen. Wir kletterten eine ziemlich schwierige Variante, um anderswo wieder auf die Route zu kommen. Die Umstände und ein aufziehendes Gewitter machten dann den Entschluß zur Umkehr leicht. Später mal erzählte Hans Frenademetz, einer der maßgeblichen Innsbrucker Kletterer der 30er Jahre, sein Praxmarer-Erlebnis: Er ist gerade dabei, den Schlußüberhang seiner Wand (Frenademetz-Auckenthaler Weg, 1931, VI-), der in eine Schlucht oder eine Rinne mündet, zu überklettern, als sich Steinschlag hoch oben löst, gellend durch die Rinne über ihm herabdonnert, eine ganze Gesteinslawine. In äußerster Not klettert er blitzschnell den Überhang zurück, ohne zu stürzen, bringt gerade noch seinen Kopf unter schützendem Fels in Sicherheit, als die Kanonade über ihn und seinen Gefährten hin-

*Rechts:
Grubenkar Spitze-Nordostwand. Im linken Bildteil
verläuft die Führe der Gebrüder Schmid. Die „Direkte“
(knapp links der Bildmitte) wurde erst 1966 durch
H. Zernbsch und Gefährten eröffnet.
Foto: Löbl-Schreyer*

wegprasselt. Karwendel-Kletterfreuden!? So geht es gewiß nicht überall zu. Der Karwendelfels bietet auch großartig festen Plattenkalk, wie z. B. in der Laliderer-Nordverschneidung – doch hierüber später.

Zurück zur Lalidererwand: 1930 ist eine junge, erfolgsgewohnte Münchner Seilschaft im Karwendel am Werk. Mit dem Fahrrad kommen sie an, durchklettern dann in acht Stunden die große Wand dort wo sie am höchsten ist, in Falllinie des mittleren Gipfels, selbst nach heutigen Leistungsmaßstäben ein Bravourstück für eine Neutour und noch immer VI-. Wie sich so etwas auf ahnungslose Nachfolger und Karwendel-Neulinge auswirken kann: 1948, als von Bayern aus nur illegaler Grenzüberschritt möglich war und keine Führerliteratur verfügbar, geschah es, daß zwei von uns leichten Fußes in die Schmid-Krebs-Führe einstiegen, verschiedene Routenfindungsfehler begingen und irgendwie nach zwei Biwaks den Gipfel der Lalidererwand erreichten.

Die Schmid-Krebs-Führe ist ein besonderes typischer Lalidererweg. Alle Wege sind natürlich in ihrer Art typisch. Aber in der Schmid-Krebs klettert man annähernd in der Wandmitte, außerdem ist der Fels hier wohl echte 800 m hoch. Ziemlich jung waren wir noch, ohne besondere Karwendelerfahrung (außer einem ganz bösen Blockausbruch-Erlebnis an einer Variante der Herzogkante), als wir nach einer fast schlaflosen Nacht, wie das damals, 1951, vor echten Touren noch eher üblich war, mit flauem Magen Hand an den splittrigen, aber von der Morgensonne beschienenen Fels legten. Es läuft noch nicht so richtig, dafür läuft aber die Brille kräftig an, wenn der Mensch heftig arbeitet und dann die mittelkleinen Griffe auch nicht mehr richtig sieht. Der berühmte Dachquergang war viel leichter als vorgestellt, aber schön, die anschließenden Krebs-Risse dafür glatter und schwieriger und echtes Grauen saß mir im Nacken in einer brüchigen Reißvariante, zu weit links des Schluchtüberhangs, als das 30 m Seil ausgestiegen war (ein 40 m-Seil konnte man sich zu der Zeit nicht leisten), keine Sicherung und kein Stand weit und breit, sich der Freund von diesem kurzen Strick am Stand unten ausbinden mußte und nur noch ein längerer, dafür aber noch viel „windigerer Docht“ die Verbindung in der Seilschaft aufrechterhielt. Lange hatten wir da gebraucht, länger als die Erstbegeher. Einen unaussprechlichen Eindruck von Größe, Einsamkeit und Wildheit machten die grauen Wandfluchten links und rechts von uns, als wir am Pfeilerkopf rasteten und nach den noch unverdauten Frühstücks-Trockeneiern nun Trockenobst vernaschten.

Im Kontrast dazu draußen, hinter uns der ausgeprägte geologische Trog, der das Laliderertal zwischen Falkengruppe und Gamsjoch bildet, die friedliche Idylle der Almen. Oft schon erlebt, manchmal intensiv, heute meist auch Routine, damals aber irgendwie unauslöschlich. Die große Befreiung von der Spannung beim Betreten des Gipfelgrates, Ablegen des Seiles, jedoch nicht der Verbindung zum Gefährten, Schauen nach außen und innen – und dann noch der Abstieg, ein Teil der Welt von Laliders.

Noch war die *Nordwand der Lalidererspitze*, des rechten Gipfels der Riesenwandflucht, nicht durchstiegen, wenn auch Bauer und Gruber – die beiden 1924 an der eindrucksvollen Nordkante der Spritzkar Spitze (V+) sowie im Wetterstein mit der Direkten-Hochwanner-Nordwand und anderen schwierigen Neutouren erfolg-

reich gewesen München – 1923 eine Führe nahe ihrer rechten Begrenzungskante und dann auf diese Nordkante ausweichend gelegt hatten. Von der Nordkante aus, die 1911 Otto Herzogs große Neufahrten einleitete, die, mit IV+ eingestuft bis heute eine ernsthafte Bergfahrt blieb, hat man seltene Einblicke in die Nordwand, die hier am geschlossensten und steilsten erscheint. Auckenthaler kam mit seinem Gefährten Schmidhuber und löste mit einer für 1932 kühnen Problemstellung den Wanddurchstieg mit seiner Route, die, den schwächsten Stellen der Felsgliederung folgend, in großem Bogen von links nach rechts durch den unteren Wandteil mit der markanten Rampe zur großen Gipfelschlucht führt und über diese zum Ausstieg.

Den Auckenthaler-Weg sollten wir, wenn auch 35 Jahre später, in besonders einprägsamer Erinnerung behalten. Am Eingang zur Gipfelschlucht herrschte schmierige Nässe im moosigen Kamin, so schloß sich eine Seilschaft junger Kletterer, denen derartiges Gelände noch nicht ganz vertrauenserweckend vorkam, an die Älteren, was zu einem gemeinsamen Biwak in der Schlucht führte. Ein böser Wetterschutz kam dazu, und am nächsten Tag ein durchaus ernster Kampf, um über die restlichen Eiskalten, nassen Seillängen im brüchigen Steifels den Gipfel zu erreichen. Der Abstieg durch die Spindlerschlucht, eine kleine, wenn auch heute durch Abseilhaken entschärfte Tour für sich, gehört ja zu jeder Bergfahrt dieser Gegend – wenn man nicht über schier endlose Täler zurück in die Zivilisation kommen will – um die Falkenhütte zu erreichen. Dort tiefendnaß angekommen, meinten einige Hüttengäste skeptisch, man könnte ja noch verstehen, daß die Jungen so etwas „Spinnertes“ machen, aber die zwei Alten da . . . – weiß man denn auch tatsächlich immer selbst so sehr genau, warum man, rein rational gesehen, dies oder jenes macht?

In den frühen 30er Jahren war, wie überall in den Alpen, auch im Karwendel eine Zeit der großen Wände. Nach Toni Schmid's Erfolg an der Lalidererwand radelte 1931 das von der Matterhorn-Nordwand her einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gewordene Brüderpaar Franz und Toni Schmid zum weiten Almboden der Eng, deren Talschluß die gewaltige *Grubenkar-Nordostwand*, eigentlich die größte Wand des Karwendels mit über 1000 m Höhe und nach Osten hin die Lalidererfluchten fortsetzend, bildet. Ihre mit V+ eingestufte „direkte“ Führe durchsteigt einer naturgegebenen Gliederung folgend die große, leicht schräg nach links geneigte Reiß- und Kaminreihe des linken unteren Wandteils und führt dann über geneigteren, aber splittrigen Fels kirchdachähnlicher Struktur zum Gipfel, der von Süden her über weite Hänge auch „zu Fuß“ oder mit Ski vom Forsthaus Kasten erreichbar ist. Wie viele Karwendel-Wände ist besonders „die Grubenkar“ nie eine Modetour geworden.

Die großen Felsmeister, die die nicht ungefährlichen 30er Jahre als Bergsteiger – beim damals bedenklich niedrigen Stand der Ausrüstungssicherheit – und dann noch das Massensterben des Zweiten Weltkrieges überstanden hatten, traten nach 1945 mit neuen Problemstellungen an, um die wiederum „letzten Probleme“ zu lösen. Allen voran der Tiroler Meisterkletterer Hias Rebitsch, der es auch geschafft hatte, als erste Seilschaft 1937 lebend aus der noch unbezwungenen Eiger-Nordwand zurückzukommen.



*Rechts:
Laliderer Wand-Nordwand.
Vier Führen, nämlich (von rechts)
Dibona-Mayer, „Alptraum“,
Schmidt-Krebs und Erdenkäufer-Sigl
durchziehen diesen Wandteil.
Foto: J. Winkler*

Eigentlich alle Rebitsch-Touren haben eine besondere Note. Ob im Karwendel, Kaiser, Wetterstein, in der Tribulaun-Gruppe oder sonstwo gelegen, haben sie den Pfiff hoher Freikletterschwierigkeit bei selbstkritisch-knapper Schwierigkeitsbewertung ihres Erstbegehers, Besonderheiten in der Routenführung und ebenso vermitteln sie eine Besonderheit der „Atmosphäre“, wohl eine Kombination dieser Komponenten.

Auch Auckenthaler hatte natürlich die „gerade Linie“ zum Gipfel der Lalidererspitze gesehen, zog es aber dann doch vor, seinen Weg in eigener Logik in einem großen Bogen um den direkten unteren Wandteil herum zum Schluchteingang zu legen, während Rebitsch dieses direkte Wandproblem zu lösen sich in den Kopf gesetzt hatte und dazu die Durchsteigung des schmalen oberen Wandteils zwischen Auckenthaler-Schlucht und Herzog-Kante. In mehreren Anläufen nach schmerzlichen und gefährlichen Rückschlägen mit verschiedenen Seilpartnern gelang ihm die Lösung. Sein spannender Originalbericht findet sich an anderer Stelle dieses Buches.

Die „Direkte Lalidererspitze“ wurde zum großen „Klassiker“. Die meisten Wiederholer glauben, daß sie für Jahrzehnte zur vielleicht größten Kletterei der Nördlichen Kalkalpen wurde. 1952 hatten wir das Glück, da hinaufklettern zu dürfen (9. Begehung). Rebitschs „Gelben Turm“ empfanden wir zwar nicht so, als ob er durch den zwischen Bergkörper und Turm klemmenden Bergsteiger auseinandergedrückt werden könnte (aber schwierig genug ist dieser Spalt auch so). Im übrigen entspricht das Rebitsch-Produkt der Direkten bis heute allen Erwartungen, die man in die Kletterei setzt, wenn man sie beginnt.

Rebitsch hatte schon immer seine eigene Logik. So ist es vorstellbar, daß die ganz markante Verschneidung zwischen Dibona-Mayer-Route und der Wand der Lalidererspitze für den Blick jener Zeit, der neue Linien suchte, nicht unbedingt das Attraktivste war, weil sie ja – im Gegensatz zu schon vorhandenen Routen – „nicht zu einem Gipfel führte“.

Eine betont klettersportliche Problemsetzung also war die Laliderer-Nordverschneidung, die Rebitsch 1947 schließlich mit Franz Lorenz bezwang. Das Alleräußerste, sagt man, VI+. Wer wußte, wie vorsichtig Rebitsch mit der Vergabe hoher Schwierigkeitsprädi-kate umging, mußte einiges erwarten. Sehr wenige Wiederholungen in den Jahren danach, dafür aber zahlreiche Rückzüge, auch ein tödlicher Unfall, wieder aus unserem Freundeskreis, Willi Spöckmeier, der fröhliche, schon sehr felserfahrene 19jährige, der 1952 beim Rückzug durch eine abreißende alte Hanfschlinge sein Leben verlor. Auch Leute wie die damals berühmten Franzosen Couzy/Schatz hatten sich abgeseilt.

1953 gelang mit Helmut Schmidt die 5. Begehung. Man geht ja normalerweise – und vor allem damals hatte dies hohe Gültigkeit – nur bei gutem Wetter in einen Lalidereranstieg, was wir gewiß bezehrigten (denn wasserdichte Anoraks gab es noch nicht). Aber wie's der Teufel will, schon mittags ist das tollste Gewitter am Himmel, Wassermassen stürzen durch die Verschneidung herab. Den ersten großen Regenguß können wir unter einer überhängenden Seillänge halbwegs trocken abwarten. Dann aber, beim zweiten Gewitter erwischt es uns voll, und vor Nässe und Kälte schlotternd, ohne warme Bekleidung, biwakieren wir am Ende der

Verschneidung und klettern am nächsten Morgen die restlichen Seillängen. Wir sind uns einig: Eine ganz großartige Kletterei in vorwiegend festem Fels, die man wirklich empfehlen kann.

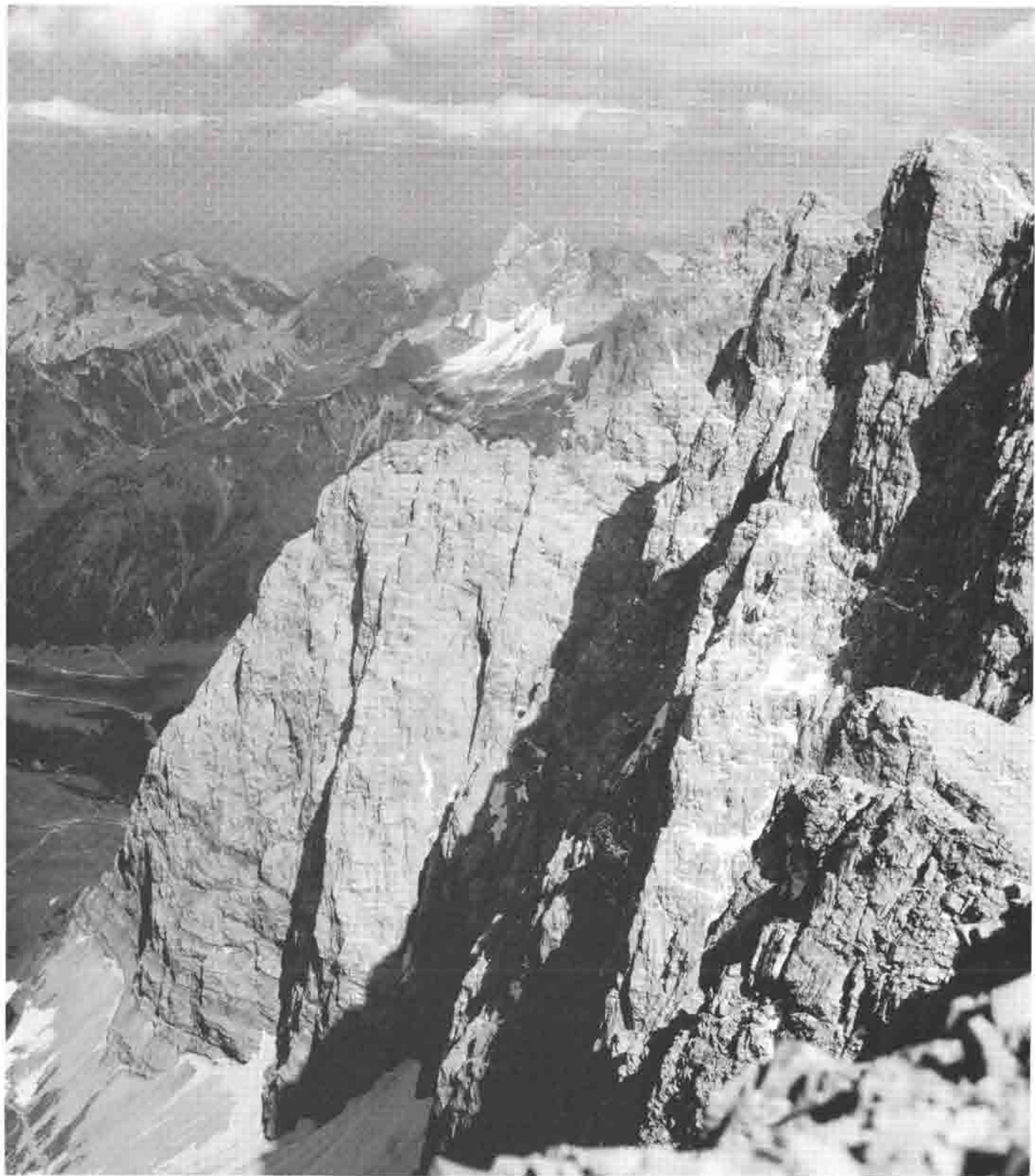
Die bedeutendsten Wege dieser Epoche im Karwendel wurden seinerzeit zu Recht mit dem VI. Grad bewertet, wobei sich die Schwierigkeit durch eine Kombination von teilweise nicht recht festem Fels und manchmal mit dürftigen Sicherungsmöglichkeiten bei sehr langen Routen ergab. Im Fall der „Verschneidung“ sind die Sicherungsmöglichkeiten gut. Das konnte man durch zusätzliche Haken auch noch verbessern. Diese als Griffe benützt, ergab sich im Lauf der Jahre eine reduzierte Schwierigkeit – wie bei den meisten Extrem-Routen. „Rotpunkt“ gab es noch nicht, aber eines unserer selbstaufgelegten Kriterien war, möglichst keine Trittschlinge („Leitern“ gab es dann später) zu benutzen. „Aus purer Feigheit“, so behauptet jedenfalls Freund Helmut, hatte er sich – und andere der Münchner Schule der Nachkriegs-Szene – stets schon deshalb bemüht, möglichst keine Haken zu berühren bzw. mit dem Körpergewicht zu belasten, weil sie ja ausbrechen könnten.

Die „klassische Erschließung“ dieser Wände kann man mit den Rebitsch-Unternehmungen (wozu auch ein wenig populärer Weg durch die Westwand des Grubenkarpeifers zählt) als in etwa beendet betrachten. Aber natürlich war und ist heute noch immer Neuland im Karwendel. Vor allem die große Grubenkar-Wand hatte noch keinen direkten Durchstieg, weil die Schmid-Führe zwar nahezu „zum Gipfel“ führt, aber die Hauptwand eben doch weit links durchsteigt. Das sah in den 50er Jahren vor allem unser Freund Helmut Schmidt. Im Sommer '54 schauten wir uns dies dann einmal aus der Nähe an. Helmut und Michel Kramheller (wir anderen beiden hatten uns vorsichtshalber gleich lieber der Schmid-Route zugewandt, wo wir uns aber ebenfalls abseilten), drangen ca. sieben Seillängen über schlecht gesicherte, schwierige Freikletterpassagen bis unter das Große Gelbe Dach vor, um festzustellen, daß es hier wohl nur mit Bohrhaken weiterginge sowie ein zurückzulassendes Seil für einen Rückzug nötig wäre. Die schließliche Durchsteigung dieser direkten Wand 1966 durch zwei Regensburger Seilschaften (Zembsch und Gefährten) bestätigte durch Zeit- und Materialaufwand, was sich schon damals gezeigt hatte. Der Größe dieser Unternehmung tut das allerdings wenig Abbruch (es sei denn, nach strengsten heutigen Stilvorstellungen).

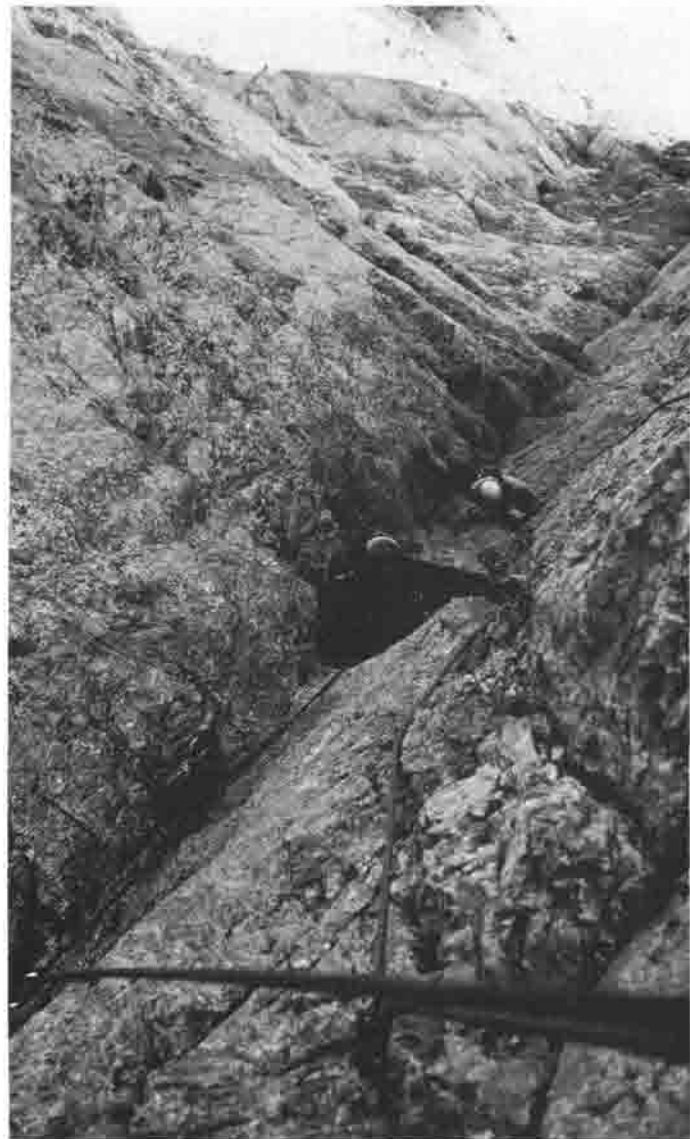
1954 fand man aber auch, wenn man Glück hatte, im Karwendel noch bisher unberührte 1000-Meter-Wände oder zumindest die Nordwand des Kreuzgrates – oder wie der Berg, Alpinistenohren weniger ansprechend, auch heißt, des Kuhkopfes – der mit eben dieser Wand in das dunkle Tortal über Hinterriß abbricht. Keine besonders schöne Kletterei, aber immerhin das Erlebnis von Neuland im IV. bis unteren VI. Grad und zum Teil auch bei Regen. Den unteren Wandteil haben wir vorsichtshalber „ausgelassen“ und in leichterem Gelände links umgangen, das könnten Wiederholer besorgen. – Oft waren wir nach Hinterriß geradelt und hatten da hinaufgeschaut. Da muß doch auch „irgendwas“ hinaufgehen? Ging aber tatsächlich noch nichts.

Nahe westlich der Lalidererwand steht eine selten wiederholte 700-Meter-Wand, die Nordwand der Sonnenspitze, eine V-er Tour





*Tiefblick von der Lailidererspitze auf den Nordpfeiler der Grubenkar Spitze. Durch die besonnte Westwand gibt es einige extreme Anstiege, den ersten fand Hias Rebitsch 1945. Rechts über dem Grubenkarpfeiler der Gipfel der Grubenkar Spitze, ganz rechts die Dreizinkenspitze.
Seite 39: Kletterszenen aus der Lailiderer-Nordverschneidung.
Fotos: M. Heldwein, W. Lang (2)*



von Rambo, die wegen der zu berühmten Nachbarschaften bis heute nicht aus deren Schatten, zumindest dem Ruf nach, herauskam.

Ein bißchen ähnlich ergeht es ja der ganzen nördlichen Karwendelkette, wie auch den südlichen Ketten. Obwohl sich dort so gute Klettereien wie die Lafatscher-Verschneidung finden. Die nördliche Kette bietet aber auch einige klettersportliche Leckerbissen. Das beste davon ist vielleicht die von dem Garmischer Michl Schober kurz vor dem Krieg eröffnete Route durch die Nordostwand der Östlichen Karwendelspitze, eine Delikatesse im VI. Grad. Zu den zahlreichen interessanten Kletterwegen der oberen Schwierigkeitsgrade, die im Laufe der Jahrzehnte im Karwendel erschlossen wurden, zählen Routen an der 900 m hohen Nordwand der Speckkarspitze, am Bettelwurf und, im Süden des Gebirgsstocks, in der Nordwand des Großen Solsteins, Routen, die vielleicht bei einheimischen Spezialisten einen Kurswert besitzen, jedoch bis heute kaum auch nur ins benachbarte Bayern deutlich ausgestrahlt haben, sicher zu unrecht, denn jeder größere Karwendelweg ist in seiner Art erfahrungsgemäß etwas Besonderes. Die Erschließung der 60er und 70er Jahre brachte weitere Routen an der Lalidererwand, wie z. B. den Weg von Armin Erdenkäufer

und Sigl, 1966, zwischen Schmid-Krebs- und Westlicher Dreizinkenwand, der im VI. Grad dort geradeaus weitersteigt, wo die Schmid-Krebs vom oberen Schichtband nach rechts quert (Dachquergang). Also auch Frankenschweiß, der „Elite Bayerns“, klebt an bis dahin jungfräulichem Karwendelsteifels.

Der „Klaus-Werner-Gedächtnisweg“, 1976 von G. Schweißhelm/Coburg und G. Ritter hatte sich ebenfalls diese noch unbenutzte Wandzone zum Ziel genommen: Links der Erdenkäufer/Sigl-Führe, aber noch rechts der Westl. Dreizinken-Verschneidung durchsteigt er – in fast reiner Freikletterei schon bei der Erstbegehung – die große Wand.

Der „Alptraum“ benannte Laliderer-Weg über den markanten Diagonal-Riß rechts der Schmid-Krebs von Pickl aus Nürnberg und Gefährten von 1979 gehört zur neuesten Ära und wird mit VII-(?) bewertet.

Günther Schweißhelm fand mit seinen Freunden auch einen 35 Seillängen langen, neuen Wanddurchstieg an der völlig vergessenen *Plattenspitze* östlich der Grubenkarspitze, ebenfalls eine große Unternehmung der neuesten Zeit.

Doch noch ganz kurz zu zwei der bis heute extremsten Bergsportdisziplinen:

Rechts:
Laliderer-Wand, Dreizinken-
spitze, Grubenkar-
spitze und Grubenkar-
spitze und Grubenkar-
spitze im Abendlicht. Zwischen Grubenkar-
und Dreizinkenspitze die Ha-He-Ver-
schneidung, darüber die Eisschlucht.
Foto: Löbl-Schreyer

Das Alleingehen

Die kühnen Leute, die das unternehmen, zeigen schon durch eben ihre Art von Touren, daß sie allein mit sich und dem Berg die Sache ausmachen wollen. So dringt meist nicht sehr viel an die Öffentlichkeit. Zufällig waren wir auf der Falkenhütte, als Horst Wels aus München im Frühsommer '53 ganz locker die Schmid-Krebs solo durchstieg. Er meinte, Ärger hätte er hauptsächlich gehabt mit den – siehe da, auch damals – leichten Kletterschuhen auf dem Eisrand des Hartfirnkegels nach dem Einstieg vom Grat in die Spindlerschlucht beim Abstieg. Diese Episode nur als Beispiel. Was vorher und inzwischen an großen Karwendel-Alleingängen stattgefunden hat, wissen vor allem die Akteure selbst.

Das Winterklettern

Hier klaffen große Kontraste zwischen „konventionellem“ und „Sonderspiel“ und zeigt sich, wie weit die Einzelelemente des Spektrums Bergsteigen und Klettern auseinanderliegen können: Auf der einen Seite die hoch- und höchstentwickelte Sportklettere im VII., VIII. und sogar IX. Schwierigkeitsgrad bei gezielter – und in diesem Schwierigkeitsbereich höchst notwendiger – weitgehender Ausschaltung des Risikos.

Auf der anderen Seite bewußt risikoträchtiger Winteralpinismus mit körperlichen und psychischen Höchstleistungen, wie z. B. die Durchsteigung der Direkten Lalidererspitze-Nordwand durch Helmut Wagner und Rolf Walter aus Innsbruck vom 25.–27. Januar 1964.

Die erste Winter-Durchsteigung einer Wandroute an den Laliderern gelang 1951 Manfred Bachmann und Stöger. Die Nordverschneidung wurde im Dezember '59 von den Gebrüdern Mather bewältigt.

Auch winterliche *Gratüberschreitungen* im Karwendel, vor allem begonnen in einer Zeit, als Geld und Transportmittel rar waren, und durchgeführt zum Zweck der Vorbereitung auf Himalayaunternehmungen, wie von Hermann Buhl und seinem Innsbrucker Kreis, stellen ein sehr hartes Spiel dar, das vom ebenfalls sehr harten Spiel des heutigen Sportkletterns weit entfernt ist.

Anfang Mai 1981 sah man in Konstanz im Frankenjura einen international repräsentativen Teil der Weltelite der Sportkletterer am Start: Sehr eindrucksvoll, ja begeisternd, wie heute schwierigste Kletterei in sauberstem Stil praktiziert wird. Ziemlich lange hat man bei uns darum gerungen, jetzt ist „es“ aber da. Unter den Spitzenleuten dieser Sportkletterdisziplin gibt es welche, die sich für schwierigstes Fortbewegen am Fels dann interessieren, wenn seine Dimension von Boulder-(Block) Größe bis zu einer oder einigen Seillängen beträgt. Viele Sportkletterer sehen sich durchaus nicht als Alpinisten, „ihr Spiel“ genügt ihnen vollauf, es ist in seiner Art entsprechend anspruchsvoll.

Ist es nicht logisch: Je länger und breiter sich das Bergsteigen in all seinen Spielformen entwickelt, desto weiter wird es sich auch auseinanderentwickeln. Mit der Spitzenentwicklung und Spezialisierung der letzten Jahre ist wohl ein Schritt, ja ein Sprung getan worden, der gleichzeitig auch Gegensätze, Polaritäten, verstärkt auftreten läßt.

Wenn man aber das Bild eines Baumes nehmen will, dessen Äste und Zweige sehr weit auseinandergewachsen sind, könnte das Ganze trotzdem noch auf einem Urboden wachsend gesehen werden. Wie manchmal, wenn irgendwelche Spezialisierung und Aufspaltung ihre Blüten treibt, treten gleichzeitig auch koordinierende, wieder zusammenführende Kräfte der Synthese auf den Plan.

Eigentlich selbstverständlich, daß man in letzter Zeit auch im Karwendel bei Neutouren vom VII. Grad sprechen hört, z. B. bei Reinhard und Gerald Pickls neuer „Alpträum“-Route an der Lalidererwand, bei der tschechischen Route durch die Nordwand des Speckkar- und Nordweststecks („Tschechenplatte“ VI und VII-) u. a.

Dem „Plattenweg“, der in interessanter Linienführung die obere Riesenverschneidung rechts über der Rebitsch-Verschneidung an der Lalidererwand durchsteigt, von Heinz Mariacher und Peter Brandstätter, 1977, darf man ebenfalls ausgeprägt modernen Stil bescheinigen, der hohe Schwierigkeiten mit sehr knappem Einsatz von Sicherungsmitteln verbindet – bei elegant raschem Durchführungsstil.

Das Neueste, beinahe ungläubliche an BIG-WALL-alpinistischer Sportkletterleistung ist die Durchführung von zwei großen Lalidererfahrten, der Nordverschneidung vormittags und des Auckenthaler Weges nachmittags im Sommer 1980 durch die beiden Tiroler Franz Oppurg und Arno Gasteiger. Leider stürzte Oppurg am 8.3.81 beim Abstieg im Schrofengelände nach einer Trainingstour am Hechenberggäule tödlich ab.

Die Sportkletterer, die gleichzeitig Alpinisten sind, haben also die Stilleinheit der „Rotpunktbewegung“ bereits ins Karwendel getragen und werden dies noch weiterführen. So hat die Schmid-Krebs-Route bereits ihre Rotpunktbegehung, d. h. kein Haken wurde außer zum Einhängen des Karabiners als Fortbewegungshilfe berührt.

Auch wenn alle von uns, die wollen, weiterhin unbeschadet durch Karwendeltäler wandern und über Grate steigen und sich freuen können: Das Hochleistungsklettern und die alpine Version davon ist da! Allroundkönnern haben es bereits auch in die großen Wände des Karwendels gebracht. Ein echter Schritt der Weiterentwicklung, die zwischen den Touren der Rebitsch-Ära und den 70er-Jahren gewissermaßen stagniert hatte, ist Gegenwart. Die Direttissima-Hakenleiter, im Karwendel niemals existent gewesen, ist auch anderswo tot.

Freuen wir uns über diese, wenn auch anstrengenden „sauberen“ Zeiten – nicht abhängig unbedingt davon, welche Wege wir selbst beschreiten.

Etwas Zurückhaltung im Kommentar zur Klemmkeil-Technik und deren konsequenter Spielart – CLEAN CLIMBING – die auf jede Hakenverwendung und konsequenterweise auch auf die Mitnahme eines Hammers verzichtet, scheint angebracht.

Auf den ersten Blick und beim Kramen in der Erinnerung würde ein alter Karwendel-Kletterer, der relatives Sicherheitsstreben zu seinen Voraussetzungen zählt, sicher dazu tendieren, auch weiterhin ein paar Eisenstifte zur Absicherung schwächerer Karwendel-Kletterstellen bereitzuhalten (auch der Autor gehört dazu). Aber – wer weiß – was uns die Evolution noch alles beschert.





Bergsteiger im Karwendel

Episoden aus der Erschließungsgeschichte

Fritz Schmitt

Links: Winterliches Karwendel. Blick von der Birkkarspitze nach Osten auf Hohljoch (Bildmitte) und Lamsenspitze.

Folgende Doppelseite: Die Spritzkarspitze-Nordostwand mit ihrem „Schiefen Riß“. Bereits 1902 zogen die beiden Maler Bauriedl und Holzer aus, „um in ihm das Fürchten zu lernen“ (s. S. 50).

Fotos: F. Bauer; Löbl-Schreyer

Bergsteiger sind, verglichen mit den Bergen – nur Eintagsfliegen. Sie kommen und gehen. Zurück bleiben die Wände und Grate, so als wären sie unberührt geblieben. Die Wolken ziehen darüber weg, die Wetter und die Zeiten.

Und doch bleibt von den Bergsteigern etwas zurück: Schriftzüge in Gipfelbüchern, Namen von Seilschaften, Mauerhaken an Schlüsselstellen, Erinnerungen, Geschichten, Träume . . . Das alles belebt das Gebirge, macht es uns menschlich und vertraut. Wenn man unterwegs ist, denkt man an Menschen, die sich vor Jahren und Jahrzehnten an den gleichen Griffen festhielten, sich in den gleichen Rissen verkeilten und auf den Gipfeln – vielleicht – die gleiche pulsierende Freude spürten. Man kennt sie dem Namen nach: Hermann von Barth, Otto Melzer, Otto Herzog, Hias Auckenthaler, die Brüder Franz und Toni Schmid, Hias Rebitsch, Hermann Buhl . . . Aber was weiß man schon? Sie und viele andere haben mit ihrer Fantasie, Anspannung und Kühnheit dem Karwendel etwas gegeben, das die Erbschaft von Generationen bleibt, und das man die bergsteigerische Erschließung nennt. Eine Erschließung ohne Zerstörung der Natur.

Heute darf man sagen: Das Karwendel ist bergsteigerisch erschlossen. Der Alpenvereins-Führer weist mehr als 1200 Randziffern auf, vom „Einser“ des Normalweges auf den Kleinen Solstein bis zum „Sechser“ der Laliderer-Nordverschnidung. Die bis zu 1000 Meter hohen Nordwände prägen das Relief der Landschaft und verschafften dem Karwendel den Ruf eines Gebirges mit großzügigen Kletterfahrten. Trotz vieler neuer Durchstiege, so im Bereich der Laliderer Wände, darf man sagen: Ein rein sportlich motivierter Klettergarten wird das Karwendel nie. Es werden noch neue Routen gefunden werden, aber es wird im wesentlichen ein unverdorbenes Gebirge bleiben, das in seinen Hochregionen ernst genommen sein will.

Aus alten Zeiten

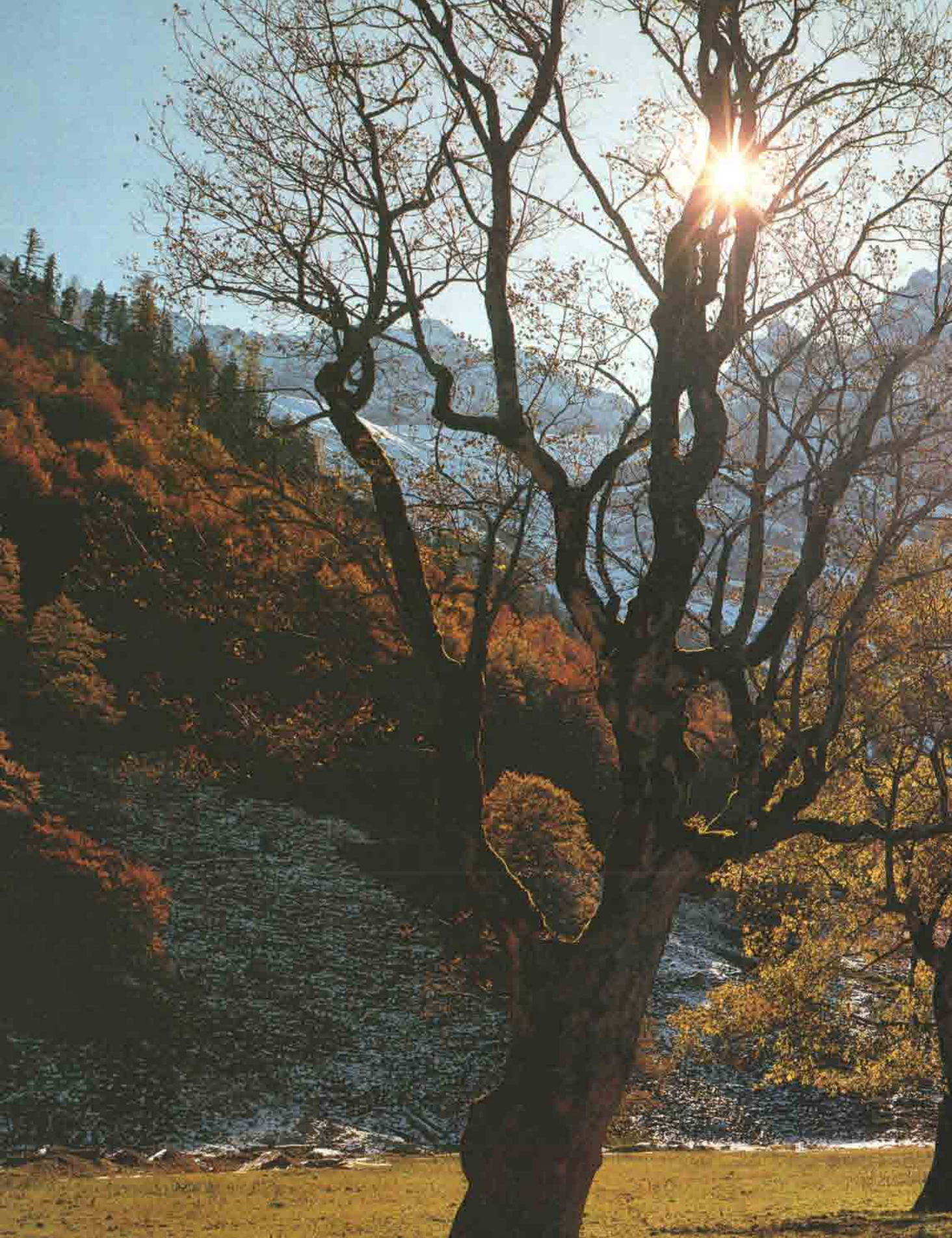
Jener mittelalterliche Gerwentil, von dem Sprachforscher den Namen Karwendel ableiten, war bestimmt kein Bergsteiger, aber wahrscheinlich ein Jäger. Als ganz großer Weidmann gilt Kaiser Maximilian (1493–1519), den man den „letzten Ritter“ nannte. In seinem 1517 gedruckten Buch „Theuerdank“ beziehen sich von 34 beschriebenen Jagdabenteuern 15 auf die Gamsenjagd. Auf den ganzseitigen Holzschnitten von Meistern wie Leonhard Beck und Hans Burgkmair finden wir erstmals gefährliche alpine Jagdsze-

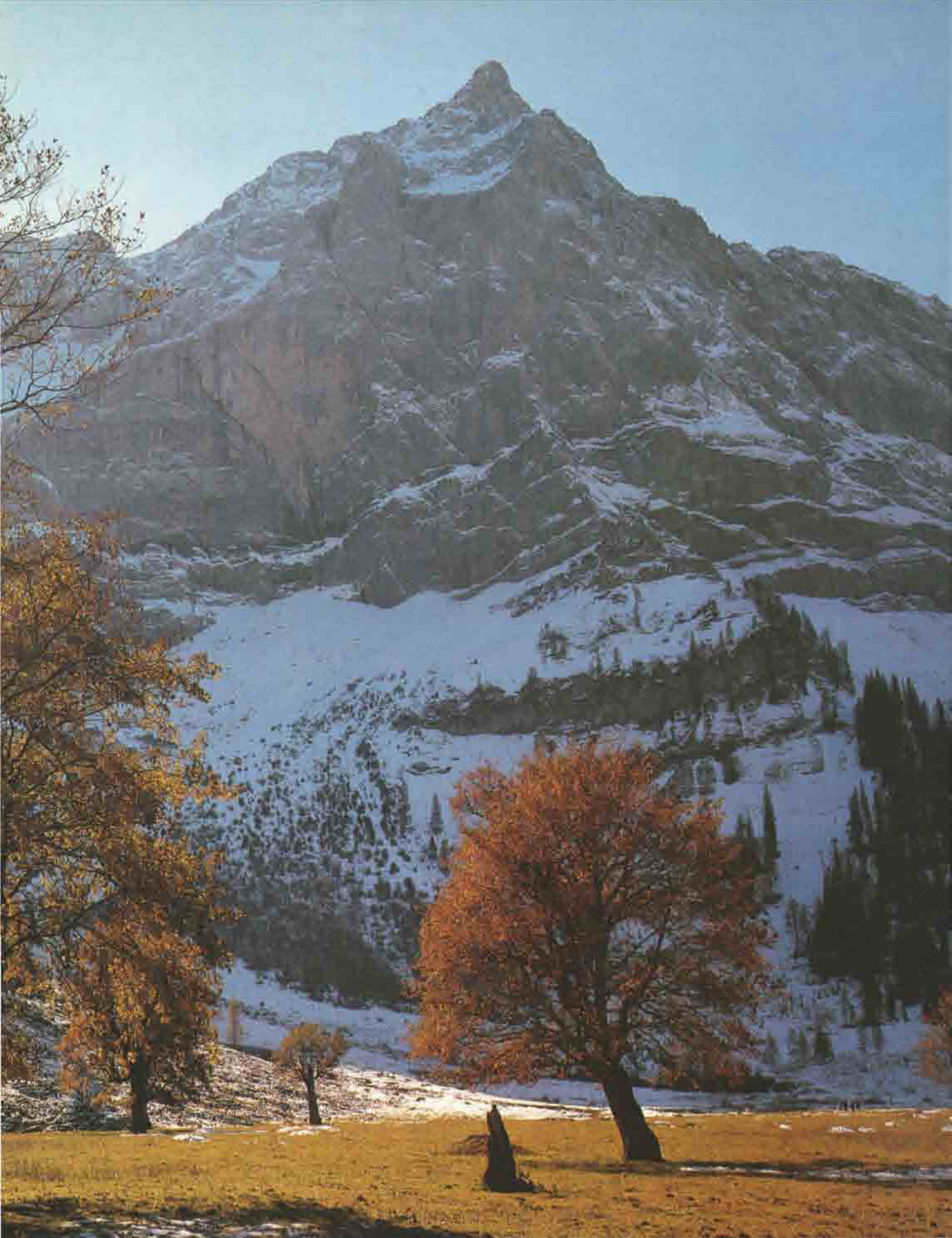
nen abgebildet, darunter ein Kletter- und ein Lawinenabenteuer im Halltal im Karwendel. Maximilian wurde gerühmt, daß er alle seine Gamsjäger in der Kletterkunst übertraf. Steigeisen und Seil gehörten zu seiner Ausrüstung. In seinem „Geheimen Jagdbuch“ machte er eigenhändig Aufzeichnungen über alpine Gefahren und entsprechendes Rüstzeug. Um sicher klettern zu können, notierte er, soll man „ehrlche Fußseisen mit sechs Zacken“ benutzen. Besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Steinschlag. Er meinte, es sei zu unterlassen, „in Rissen und unter Wände zu gehen, wo die Steine herablaufen. Das ist das Gefährlichste, viel mehr als das Fallen, denn sie kommen oft von ganz unerwarteter Seite her.“ Er plädierte auch als erster in der alpinen Geschichte für einen Vorläufer des heute üblichen Steinschlaghelms, eine „Hirnhaube, damit du, wenn du im Gebirge gehst, und die Hunde das Geröll in Lauf setzen, gegen einen Schlag gesichert bist“. Und „ein gutes Seil“ durfte nicht fehlen. Der „letzte Ritter“, der mit des deutschen Reiches schwersten Kanonen die Feste Kufstein beschießen ließ, verstand also schon etwas von alpiner Technik!

Im Jahre 1580 erzählte J. G. Ernstinger aus Innsbruck in seinem „Raisbuch“ über eine Erkletterung der Frau Hitt. Es ist dies die erste Schilderung einer Kletterei und Gipfelersteigung im Karwendel: „Ain sehr hohes gebürg und das höchst, so darumb ist, ain lauter Felsen, sich in der Höh etwa zuespizent und auf der seiten sich naigt, als ob er in das thal fallen wolt, welches schröcklicher tiefen.“ Und über die Besteigung selbst: „Nit ohne große gefahr und müe, weil gar sorgklich und zwarsamb dahin zu staigen, also daß sich etlich zu todt darob gefallen haben“. Demnach waren um jene Zeit auch schon alpine Unglücksfälle bekannt. Nach 1800 wurde der Felszacken in der Nordkette mit einer Tiroler Fahne geschmückt, deren Überreste drei Innsbrucker Bergsteiger erst 1875 bargen.

Im Jahre 1654 bestieg der botanisierende kurfürstliche Rat Chr. Mentzel aus Berlin allein von Mittenwald aus einen sehr hohen, jäh aufsteigenden Berg der Alpen, „er erhebt sich eine halbe Meile von der Ortschaft Mittenwald, halbwegs zwischen Innsbruck und München, wo die Isar, ein Nebenfluß der Donau, entspringt, und hat solche Höhe, daß er geradezu auf dem Ort lastet.“ Allem Anschein nach handelte es sich um die Westliche Karwendelspitze, auf der schon Anfang des 18. Jahrhunderts ein Kreuz errichtet wurde.

Die erste überlieferte Grenzabmarkung zwischen Bayern und Tirol





Wie Fürwitz den Goldenen Scharf danck auf ein Gamsen Jagt führen ließe.



Der Halber Thal/ auf einer Gamsen Jagt/ ist Ihme be-
gegnet / daß Er mit einem seiner Fuß- Eisen bestecken
bliebe / und da man Ihme nicht zuhülff kommen wäre/
und aufgelöst/ hätte Er jämmerlich daselbst verderben
müssen.

E 3

E 6

Wie Unfall Scharf danck in eine andere Gefährlichkeit führt/ under Schnee- Ballen.



Der Haller Thal am An-Fluß/ als Maximilianus
nach Wildprät zu Wald ritte/ begab es sich/ daß sich
drey grosse Schnee-Lainden von oben ablöseten/ und als
Berge auf Ihne herab schossen/ da Er aber das Gepolde
hörte/ hat Er sich mit Zurückauffen des Pferdes/ von sol-
cher Gefahr errettet.

E 6

geht auf das Jahr 1766 zurück. Dabei kamen die Herren Vermesser auch mit den „garstigen Karwendelspitzen“ in Berührung. Ein alter Grenzstein liegt unweit der Rotwandl- und der Brunnsteinspitze. In der Grenzbeschreibung von 1839 wurde kurz und bündig festgelegt: „Die Grenze verläuft dem höchsten Gebirgsgrate nach, wie Kugel walzt und Wasser rinnt.“ Bis Mitte des 19. Jahrhunderts fehlt es an Kunde bergsteigerischer Betätigung im Karwendel. Eine Ausnahme war der Haller Berg- und Salinenpraktikant Markus Vinzent Lipold, der im Jahre 1843 Höhenmessungen durchführte und folgende Berge bestieg: Speckkar-, Pleisen-, Große Riedlkar- und Lamsenspitze, Laliderer Falk, Gamsjoch, Sonnjoch und Rauhen Knöll.

Auch Karl Gsaller muß hier genannt werden, der bis 1890 61 Karwendelgipfel bestieg.

Hermann von Barth – 88 Gipfel in einem Sommer

Im Jahre 1870 schrieb Darwin an seiner „Abstammung des Menschen“ und Wagner komponierte die „Walküre“. Rockefeller gründete die Standard Oil Company, Napoleon III. geriet bei

Sedan in Gefangenschaft und Lenin wurde geboren. Was zählte es daneben im Vergleich, wenn im Karwendel einige Felsgipfel zum ersten Male betreten wurden, von einem meist alleingehenden Menschen: Hermann von Barth.

Am 5. Juni 1845 kam er im Schloß Eurasburg zu Welt. Als Sohn des Kgl. bayerischen Kämmerers Anton von Barth und seiner Gemahlin Floreana, Freiin von Knauß. 1858 zog er mit seinen Eltern in die Residenzstadt München und war hier um Bildung bemüht. Aus dem Gymnasiasten wurde ein Korpsstudent, der „zu allerlei Exzentritäten neigte“ und wie ein Biograph schrieb, „weder auf der Kneipe noch auf der Mensur einen Rivalen neben sich duldet.“ Als die ersten Hochräder auftauchten, wurde er Radfahrer, „der Parforce-Leistungen vollbrachte“. Von 1868 bis 71 war er als Rechtspraktikant in Gebirgsnähe tätig und entwickelte sich zu einem Erschließer der Nördlichen Kalkalpen. In knöchellangen Bundhosen und Allgäuer Grifschuhen, mit Steigeisen und langem Bergstock durchstriefte Hermann von Barth beobachtend und skizzierend die Hochkare und überkletterte die Grate. Dem Aussehen nach bezeichnete sich der Freiherr als „urweltliche Stammform von Tourist, Jäger und Handwerksbursch“. In seinem Gepäck führte er mit: Fernglas, Trinkbecher, Feuerzeug, ein Farb-

Seite 46: Abbildungen aus dem 1917 gedruckten „Theuerdank“ über die Gamsenjagd und Lawinengefahr im „Halber-“ oder „Haller-Thal am In-Fluß“.

Rechts: Hermann von Barth im Bergsteigerhimmel, über den Laliderer Wänden schwebend, mißbilligt die Verwendung von Mauerhaken. Gezeichnet von Ernst Platz für die Kneippzeitung 1911 des Akademischen Alpenvereins München.

fläschchen und Pinsel, um auf die Gipfelfelsen seinen Namen zu malen, und eine Pistole für das Notsignal. Dazu kam eine Kaffeemaschine, Spiritus und, als moderne Errungenschaft, Liebig's Fleischextrakt. Auf seinen Alleingängen trug er, laut Amthor, stets ein Giftfläschchen bei sich, „als letzten Trost, wenn er einmal unrettbar abstürzen sollte“. Stand er auch nicht, wie früher angenommen, auf allen Gipfeln als erster, so hat er doch selbständig, meist allein, 88 Karwendelberge bestiegen. Er gilt als Erstersteiger von folgenden 12 Gipfeln: Risser Falk, Larchetkar-, Seekar-, Moserkar-, Schafkar-, Nördliche Jägerkar-, Westliche Seegruben-, Östliche Karwendel-, Dreizinken-, Nördliche und Südliche Sonnenspitze und Großer Lafatscher. Auf etwa 40 Gipfeln fand Barth Spuren von Vorgängern.

Vom Vorderen Brandjoch aus begann er am 31. Mai 1870 seinen ungestümen Eroberungszug und pathetisch rief er den Karwendelbergen zu: „Unberührt bleibt keiner der Gewaltigen von meinem Eisen, so lange noch der Fuß sich regt, die Faust den Bergstock führt; gerichtet wird die Frage: ‚Du oder ich?‘ an ihrer jeden, und mit den Felsensplittern, die von der Schneide des Brandjochs ins Hippental hinunterklappern, fällt auch der Fehdehandschuh in ihre Mitte.“

Auch den Elementen wollte er trotzen, ein Übermensch im Nietzsche'schen Sinne: „Rase der Sturm mit zehnfacher Gewalt, ich schleudere ihm frevelmütig meine gellenden Jauchzer entgegen! Im Kampf mit den entfesselten Gewalten bin ich der Stärkere – und bin allein!“

Von Barths Unternehmungen seien erwähnt: Die lange Gratüberschreitung vom Lafatscherjoch bis zum Stempeljoch und der Besuch von Hochnissl, Steinkarls Spitze und Rotwandls Spitze. Diesmal begleitete ihn ein Jäger von Vomperberg, der dann an der Lamspitze streifte. So erkletterte Barth den Gipfel allein „nach Kaminfeigerart“ durch den heutigen Barthkamin. Es gelang ihm auch die Ersteigung des Risser Falken, den die Jäger und Hirten für unersteigbar erklärten. Die Überkletterung der Schneide zwischen Katzenkopf und Jägerkar Spitze (Barthgrat) nannte er die „schwierigste Partie seines Lebens“. Im Schneesturm stand er auf der Kaltwasserkar Spitze, dann erklimmte er die das Roßloch umrahmenden Gipfel. Die Bockkar Spitze machte ihm zu schaffen: „Alles Gepäck hat auf der Scharte zurückzubleiben, man versäume auch nicht, das Riemenzeug der Steigeisen zu untersuchen, denn nur wenige Minuten noch, und an jeder einzelnen ihrer Spitzen hängt das Leben.“ Die Ersteigung der Schafkar Spitze nannte er „ein verzweifeltes Ringen mit dem Zuge der Schwerkraft“. Schließlich war er auch noch auf die Spritzkar Spitze stolz, die sich nach einem Versuch im Juli erst am 2. September 1870 ergab.

Über seine Karwendelfahrten schrieb er abschließend: „Das Bewußtsein, dort kenn' ich jeden Zacken und keiner kennt ihn als ich, war das einzige Resultat meiner Entdeckungszüge geblieben.“ In seinem 1874 bei Amthor in Gera erschienenen Werk „Aus den Nördlichen Kalkalpen“ beschrieb er die damalige Situation: „Noch stehen sie da, in reichlicher Menge, die Gipfel, die Alpengebiete, die vom Touristenfuß noch unberührt, noch unbenannt sind von der beschreibenden Feder. Warum gilt hier nicht der Reiz des Neuen? Warum sucht man in den Kalkalpen die neuen, vielleicht noch



unerstiegenen Gipfel nicht mit dem gleichen Eifer wie in den Gletscher-Revieren?“

Hermann von Barth wandelte sich vom Juristen zum Geographen und Geologen und reiste mit einer Expedition nach Angola. Auf dem Vormarsch ins gebirgige Landesinnere erkrankte er, und am 7. Dezember 1876 machte der 31-jährige einstige Gipfelstürmer im Fieberwahn „durch einen Schuß ins Herz seinem Leben ein Ende“. Sein Grab ist in Loanda, sein Denkmal steht auf dem Kleinen Ahornboden.

Otto Melzer – ein Idealist

In den neunziger Jahren begann das Werben um die ersten Nordwände. Die jungen Innsbrucker Ampferer, Berger, Melzer, Spötl, H. v. Ficker, Hörtnagl und Forcher-Mayr standen in vorderster Front. Im Sommer 1896 erkletterte Otto Melzer mit M. Peer, der kurze Zeit später an der Saile in einer Lawine umkam, die 1300 Meter hohe Bettelwurf-Nordwand. „Sehr schwierig, sehr lang, aber ungemein großartig“ lautete die Charakterisierung. Heute ist sie noch mit IV eingestuft. Melzer war zu Beginn des neuen Erschließungszeitraumes das, was früher Hermann von Barth und nach ihm Otto Herzog gewesen: einer der unternehmendsten, ideal denkenden Pioniere. 1898 glückten ihm Neufahrten am Hochnissl,



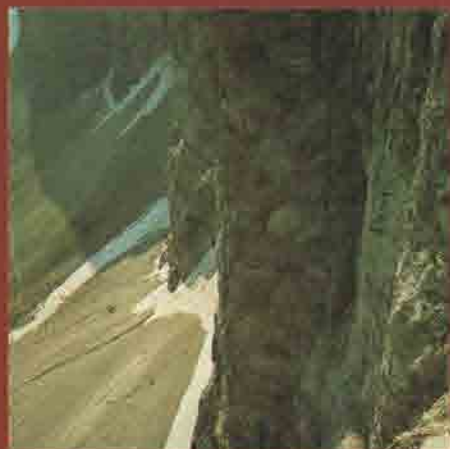
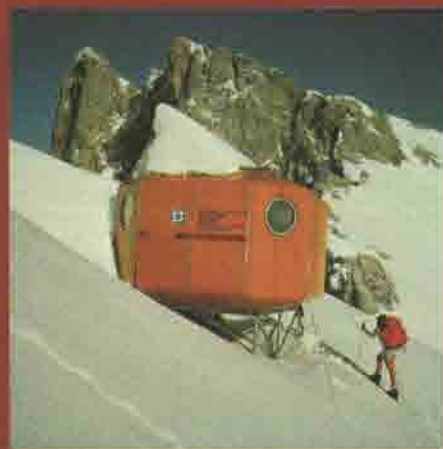
Das „Herzog“-tum
von Ladiz:
Bild oben:
Die Ladiz-Almen,
darüber (von rechts)
Birkkarspitze, Kalt-
wasserkarspitze
und Rauhkarlspitze.

Foto:
K. Puntschuh

Rechts:
Kletterei an der
Herzogkante.

Foto: Th. Böhm





Oben:
Die Ladiz-Alm
Foto:
K. Puntschuh

Ganz links:
Die Bivakschachtel
auf dem Grat zwischen
Laliderer-Wand
und Laliderer-Spitze.

Links:
In der Laliderer-
Nordverschneidung.

Fotos:
W. Lang.

an der Kaskar- und Praxmarerkar Spitze. Im nächsten Jahr fiel der Mittlere Grubreiseturm, nach Ficker „der schwierigste Gipfel im Karwendel“. Mit Spötl und Grissemann wurde die Solstein-Nordwand bezwungen. Am 25. August 1901 glückte Melzer mit Berger und Spötl eine seiner wertvollsten Neufahrten: Die Erkletterung der Grubenkar Spitze über den massigen vom Hohljoch aufstrebenden Nordgrat (IV-) in 9 Stunden. Sechs Wochen später zog er mit dem 20jährigen Spötl zur Praxmarerkar Spitze-Nordwand. Am 6. Oktober 1901, einem Föhnstag, stiegen die beiden, leicht bekleidet, in die gelbgefleckte Wand ein. Das Wetter schlug um, gegen Abend tobte ein fürchterlicher Schneesturm. Ein Jäger hörte Hilferufe, vermochte sie aber nicht zu deuten. Weiter wissen wir nichts über das Ende zweier Bergsteiger, von denen H. v. Ficker sagte: „In Melzer hat Innsbruck seinen erfahrensten Bergsteiger verloren, in Spötl seinen verwegenen.“ Spötl wurde mit einem 15 Meter langen Seilrest am Fuße der Wand gefunden, bis zur Bergung Melzers verstrichen 11 Monate und 11 Tage.

Erst am 18. August 1902 entdeckten K. Berger und K. Grissemann die Leiche in schwer zugänglichen Felsen. Sie berichteten: „Unser Freund hatte sich an einem Mauerhaken und einem Felszacken angeseilt und in schlafender Stellung, den Kopf zurückgelehnt, den Tod erwartet. Spötl ist sicher an der darüberliegenden furchtbaren Stelle gestürzt. Ein weiterer Bergungsversuch am 24. August blieb erfolglos. Am 16. September stiegen die Freunde noch einmal mit 150 Meter Seil und zwei Strickleitern in die Wand ein und seilten Melzers Leiche ab. Er wurde in Innsbruck bestattet.

Otto Melzer kam am 14. November 1869 in Innsbruck zur Welt. Er wurde Tischler, legte mit 17 Jahren die Meisterprüfung ab und lernte Land und Leute in der europäischen Nachbarschaft kennen. Als Kaiserjäger leistete er seinen Militärdienst. Hernach (1893) wurde er Bergsteiger und unternahm in nur 8 Jahren 600 Bergfahrten, darunter 20 Erstbegehungen. 1899 beteiligte er sich mit Ampferer und Berger an der Erstbesteigung der Guglia di Brenta. Beim Klettern renkte er sich einen Arm aus und mußte verzichtend zurückbleiben.

Ampferer schrieb in einem Nachruf über seinen Freund: „Er floh in die Berge, weil ihm das Leben so viele heimtückische Fallen gestellt hatte; dort oben fand er offene Gegner, da war ehrlicher Kampf, heldenmutiger Sieg oder trotziger Untergang.“ Die Karwendelmauer, in der er starb, tauften seine Freunde „Melzerwand“, an den Grubreisetürmen erinnert an ihn, den Erstersteiger, der Melzerturm, und in seiner Heimatstadt entstand der Klub „Melzerknappen“.

Zwei Maler in der Spritzkar-Nordwand

1902: Der Brasilianer Santos Dumont fuhr mit einem Luftschiff um den Eiffelturm und erreichte eine Spitzengeschwindigkeit von 26 Kilometer. Das Gasglühlicht mit hängendem Strumpf wurde erfunden. Gauguin malte „Tahiti“, Hermann Hesse und Rainer Maria Rilke schrieben Gedichte. Da lebten in München zwei 21jährige Maler und Bergsteiger: Otto Bauriedl und Adalbert Holzer. Bauriedl malte die Pfandl-Moidl, das „schönste Mädel Tirols“, für die Titelseite der „Jugend“, bevor er Farbgewitter, die an Kokoschka erinnerten, auf die Leinwand bannte. Auch Holzer, der später die

Lechtaler Alpen mit seinen Blautönen verzauberte, war noch dem Jugendstil verfallen.

Und sie zogen aus das Fürchten zu lernen!

Am 28. Juli 1902 brechen sie in der Eng auf. „Wird es gehen? Die Nordwand der Spritzkar Spitze, mauerglatt, senkrecht, 500 bis 600 Meter hoch ist sie, darüber noch 500 bis 600 Meter hoher steiler Gipfelgrat.“ Von einem begrünten Band oberhalb des Wandsokkels zieht schräg nach links aufwärts ein Spalt durch die Mauer. Kletterschuhe, Seil und etliche Mauerhaken gehören zur dürftigen Ausrüstung. Karabiner kennt man noch nicht, dafür knüpft man Seilschlingen in die Hakenringe. Zunächst führt Bauriedl. Manche Stelle überfordert ihn fast. Einmal schreibt er: „Mit ausgestreckten Händen taste ich nach Griffen, äußerste Ruhe meinem Körper aufzwingend. Umsonst! Zurück? Nein, es muß gehen! Leise, beberd vor Freude, ziehe ich die Beine an. Da – entsetzlich – das Winzige unter meinen Fingern weicht und ich stürze. Einen Augenblick später, und mit brennendem Steiß, zerrissener Hose und zerschundenen Händen sitze ich geradeso eingezwängt im Spalt, wie Minuten vorher, umarmt von meinem Freund. Dankend schau ich ihn an, dann lache ich und dann lacht er, laut und übermütig lachen wir beide.“ Ehrliches Pathos jener Zeit! Das nächste Problem löst Holzer, indem er einen Mauerhaken in den Fels treibt und eine Trittschlinge hineinknüpft.

„Risse, Kamine, glatte Bänder folgen. Stunden sind vergangen, kein Wort mehr wird gewechselt.“ Nach einem schwierigen Riß tut sich ein Trichter mit glatt geschliffenen Wänden auf. Ein Platz zum Stehen. Es gibt einen Schluck aus der Flasche. Durch einen engen, schmierigen Tunnel läßt sich ein Hindernis nehmen. Fetzen der Jacke bleiben hängen. Bauriedl notierte: „Aber wie stand ich da? Ärmellos, fast barfuß, kotig grau, blutig, halbnackt – ein einziger Lumpen.“ Holzer ergeht es nicht besser. Und es folgt noch manche Mut- und Kraftprobe.

Endlich, um 19.30 Uhr, ist das Abenteuer bestanden. Mechanisch turnen die beiden über die Zacken des Nordgrates höher, bis sie einen Biwakplatz finden. Schlafen, nur schlafen wollen sie. Aber statt dessen frieren sie eine lange kalte Nacht, springen zu Freiübungen auf und singen zum Gaudium „Heil unserm König Heil!“ Sie fühlen sich erst wieder glücklich als sie in der Frühsonne aufzutauen scheinen.

Über die Eiskar Spitze stiegen sie ab. Ein Gedanke peinigte sie im Hinblick auf den mageren Geldbeutel: Es wird doch nicht etwa eine Rettungs-Expedition aufgebrochen sein? Bauriedls Schwester wartete in der Eng auf die Rückkehr der beiden. Und wirklich kamen sechs Jäger dahergekeucht. Schönen Dank, Männer, und einen Krug Roten auf die Gesundheit! Der Wirt in der Eng hatte Freudentränen in den Augen und er tischte den Hungrigen Schweinebraten auf und die Spezialität des Hauses: „Amulette mit Apfelmarmulatte“.

Und so beendete Bauriedl seinen Bericht in Erich Königs Buch „Empor“, für das er gewagte Jugendstil-Vignetten zeichnete: „Eine feine Tour war's, eine herrliche Tour war's! Verwegen das Entdecken derselben, kühn das Beginnen, Kampf und Sieg mit dem und über den Berg, über das tägliche Ich, die Durchführung und mächtige Bereicherung des Menschen in uns.“

Bauriedl und Holzer gebührt auch heute noch unser aufrichtiger

Folgende Doppelseite: Generationen von Kletterern suchten und suchen in diesen Wandfluchten ihr Abenteuer. Doch nicht nur sie werden von dieser Szenerie in Bann gezogen. Auch wer wandernd durchs Karwendel streift, wird von diesem Anblick fasziniert sein.
Von links: Grubenkarpfelder, Dreizinkenspitze, Laliderer Wand und Laliderer Spitze. Foto: Löbl-Schreyer

Respekt. Der „Schiefe Riß“ an der Spritzkarspitze wird stellenweise mit V- eingestuft. Seinerzeit war es die schwierigste Kletterei im Karwendel. Die beiden Maler unternahmen noch manche gemeinsame Karwendelfahrt. Sie überschritten die Gipfel der Falkengruppe, den Grat von der Birkkar- zur Marxenkarspitze und durchkletterten als erste die Ostwand der Lamsenspitze. Bauriedl lernte auch die Viertausender der Westalpen kennen.

Holzer und Bauriedl waren geprägt von einer Zeit, in dem Olympia seinen Bergroman „Excelsior“ schrieb, Erich König im Überschwang König Lear deklamierte und die Maler aus dem Rahmen des Herkömmlich-Akademischen ausbrachen. Bauriedl wurde Professor und war auch Mitglied der „Union international des Beaux Arts“ in Paris, der die großen Impressionisten Monet und Renoir angehörten. Beide bewahrten bis zum Tode ihre Schaffenskraft. Otto Bauriedl starb 1961, Adalbert Holzer 1966 in München.

„Rambo – Herzog von Ladiz“

Immer unerschrockener packte die junge Kletterzunft die Wände an. Am 1. Juni 1904 erklimmen L. Distel und A. Schulze, durch ihre Fahrten im Wilden Kaiser und im Kaukasus bestens bekannt, die Kaltwasserkarspitze über ihre 900 Meter hohe, steinschlaggefährdete Nordwand (IV). Wenige Wochen später lösten E. Euringer und H. Haff eine noch schwierigere Aufgabe: Die Ersteigung der Grubenkarspitze über die Nordostwand (IV+). Allmählich kristallisierte sich im Karwendel ein großes Problem heraus: Die Laliderer-Nordwand.

Mit dem Karwendel und der Lalidererwand ist ein Name untrennbar verbunden: Otto Herzog. Er wurde am 5. Oktober 1888 in Fürth geboren. In der zweiten Schulklasse kam er auf dem Umweg über Dessau nach München. Hier wuchs er zu einem kräftigen Burschen heran, der seine Muskeln gebrauchen wollte und dessen Träume der weiten Welt und dem „Wilden Westen“ galten. Er wurde Mitglied zweier Turnvereine und erwies sich als einer der eifrigsten und verwegenen am Reck. Ein ihm zuschauender Artist sagte: „Verbietet dem jungen Mann die Saltodreherei, er wird sich das Genick brechen!“ Eines Tages nahm ein wegen seiner langen Gebirgsmärsche bekannter Turner und „Kilometerfresser“ den jungen Otto Herzog mit in die Berge. Wenn es auch die ersten Male nicht ohne Zwischenfälle ablief, so erkannte er doch bald: Im Gebirge muß man ein ganzer Kerl sein, da muß man gar nicht mehr nach Amerika gehen, in die Prärie und in den Urwald!

Für Herzog begann nun ein Leben voller Bergabenteuer und großer alpiner Leistungen. Er war gelernter Schreiner und Zimmermann und kam auf die Idee, Feuerwehrkarabiner von der Baustelle mit ins Gebirge zu nehmen. Jeden freien Tag verbrachte er im Klettergarten im Isartal oder in den Bergen. Sein Lieblingsgebiet blieb das Karwendel mit seinen Wäldern, Wänden und Karen. Hier biwakierte er oder lebte bescheiden auf den Almen, schmettete rauhe Gesänge oder seinen Indianerruf, wenn er auf Kriegspfad ging. Im Freundeskreis hieß er Rambo und an seiner Lieblingsalm hing ein Brett mit der Aufschrift „Rambo – Herzog von Ladiz“.

Im Sommer 1911 kam er mit Karl Rautemann zur Laliderer-Nordwand. Längst hatte er sich einen Routenverlauf zurechtgelegt. Am 3. August war die Schlüsselstelle, die „Ramboplatte“ schon bewäl-

tigt, da mußten sich die beiden wegen eines Gewitters wieder abseilen. Für einen weiteren Versuch zeigte der Gefährte keine Lust mehr und zog ab.

Rambo erinnerte sich seiner bergtüchtigen Geschwister, schrieb heim, und wirklich kamen alsbald Paula und Christian. Um die Wartezeit auszufüllen, erkletterte Otto den Nordgrat der Grubenkarspitze. Im Gewitterregen entledigte er sich beim Abstieg auf dem Grat seiner Kletterkluft, um sie trocken zu erhalten, und die Sennen hielten den spliternackten Kletterer für den Leibhaftigen. Noch bemerkenswerter war Herzogs nächste Alleintour: Die erste Begehung der Nordwestwand der Lalidererspitze, auf- und abwärts in einem Tag. Zwei Quergänge werden heute noch mit V-bewertet. Der Durchstieg ist als „Rambokamin“ bekannt geworden.

Am 9. August wagten die Herzoggeschwister die erste Erkletterung der markanten Nordkante der Lalidererspitze. Es war dies der erste Nordanstieg im Bereich der Lalidererwände, eine großzügige, exponierte Kletterei (IV+). Zu Ehren von Herzogs schneidiger Schwester Paula bliesen die Sennen unten vor der Alm auf Trompeten Märsche, läuteten mit Kuhglocken und sangen deftige Schnaderhüpfli. Nach einem Biwak stiegen die Geschwister durch den „Rambokamin“ wieder ab.

Am Laliderer Falk hatte Ottos Bruder Christian das Pech, seine Finger unter einen wackeligen Felsblock zu bringen. Er mußte mit gequetschter Hand heimreisen. Otto blieb allein. Es fehlte ihm für die Lalidererwand ein leistungsfähiger Gefährte und Zeit. Er hätte den Sieg wirklich verdient.

Dibona bezwingt die Lalidererwand

Am Abend des 12. August 1911 kamen zwei Touristen aus Wien mit großen Rucksäcken, zwei Bergführern und einem Träger zum Karwendelhaus. Es waren die Brüder Guido und Max Mayer, begleitet von Angelo Dibona aus Cortina und Luigi Rizzi aus Campitello im Fassatal. Die Mayers hatten vor, mit den beiden erstklassigen Dolomitenführern im Rahmen ihres Programms die letzten großen Problemwände der Alpen anzugreifen und nun auch die Lalidererwand zu versuchen. Die wohlhabenden Brüder finanzierten die Unternehmungen, bei deren Durchführung Dibona die Hauptrolle spielte. „Dibona-Mayer-Rizzi“ – das war die erfolgreichste Führer-Seilschaft in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg. Der am 7. April 1879 in Cortina geborene Dibona wurde nach seiner Militär- und Aspirantenzeit ein ebenso leistungsfähiger wie zuverlässiger Bergführer, dem es stets um die Sicherheit seiner Touristen ging. 1909 traf er mit den Brüdern Mayer zusammen. Sie unternahmen einen dreiwöchigen Siegeszug durch die Dolomiten. Ergebnis: Sieben Erstbegehungen. Im nächsten Sommer wurden große, schwierige Kletterfahrten eröffnet: Die Einser-Nordwand in den Sextener Dolomiten, die Südostwand des Innerkofierturms, die Südwestwand des Croz dell'Altissimo in der Brenta und die Nordwestkante des Ödsteins im Gesäuse. Ein Beweis für Dibonas Mut und Kletterkunst ist, daß bei dieser Tour nur drei Mauerhaken geschlagen wurden. Das Jahr 1911 brachte die Fortsetzung der Erfolgsserie, und nun wollte man gemeinsam die Lalidererwand versuchen.





Rechts: Nördliche Sonnenspitze (rechts) und Bockkarspitze. An beiden Gipfeln hat Otto Herzog 1913 und 1914 Nordanstiege erstbegangen. Die Nordkante der Nördl. Sonnenspitze – im Bild gut sichtbar zwischen Licht und Schatten – sogar im Alleingang. Foto: J. Winkler

Am 13. August erfuhren die Kandidaten von Almleuten von Otto Herzogs jüngsten Erfolgen und seinem gescheiterten Versuch in der Lalidererwand. Vom Ladizkopf aus betrachteten die Männer die fast lotrechte Mauer. Max Mayers Eindruck war: „Trostloser Anblick! Vor uns liegt eine einzige, fast vollständig ungegliederte und überhängende Plattentafel von unbeschreiblicher Glätte, eiförmig grau, nur hie und da von gelben oder schwarzen Flecken unterbrochen, aussichtslos, kaum einen Versuch wert. Ein hoffnungsloser Fall! Mit diesen Worten faßten wir am besten unseren frisch empfangenen Eindruck zusammen. Während wir entmutigt vor uns hin starrten, setzte Rizzi eifrig die Route zusammen.“ Er hatte wirklich die Schwachstellen erkannt, die Einstiegsrampe zur „Ramboplatte“ und den Ausstieg durch die lange Schlucht zum Grat. Dibona wollte den Fels mit den Fingern spüren und ging zum Einstieg hinüber, wo er leere Bierflaschen und Mauerhaken fand.

Bei Max Mayer tauchte plötzlich ein Bergsteiger auf und fragte: „Die Herren wollen wohl die Laliderer Wände versuchen?“ Es war Otto Herzog, nicht gerade erfreut über die Konkurrenz. Als Dibona zurückkam, meinte er, über die Erfolgchancen befragt: „Kann sein, kann sein auch nicht!“ Regnerisches Wetter zwang zum Abwarten und Rekognoszieren. Herzog mußte den Schauplatz verlassen und als Reservist ins Manöver ziehen. Er freute sich über jeden Regentag und blieb beharrlich bei seinem, von den Kameraden nicht verstandenen Ausspruch: „Dös haut, daß es wieder regnet!“

Aber im Karwendel kamen wieder sonnige Tage. Am 18. August gegen 3 Uhr verließen die Nordwandstürmer mit 200 Meter Seil und 140 Meter Reepschnur das Karwendelhaus. Dreieinhalb Stunden später begannen sie bei der Rampe mit der Kletterei, die ober Herzogs letztem Mauerhaken ins Neuland führte. „Erste Rast nach 8 Stunden schwerster Kletterei“, notierte Max Mayer. Nachdem die Schlucht im oberen Wandteil erreicht war, rief Dibona erleichtert: „Jetzt geht's besser!“

Für den ganzen Durchstieg reichte der Tag nicht aus. Neben der zugigen Schlucht wurde auf knappem Platz biwakiert. Es gab ein „Souper“ und wenig Schlaf. Man fror und sang Blödelieder: „O wie warm die Sonne scheint!“ Der Weiterweg am Morgen war schwieriger als erwartet. Immer wieder sperrten Hindernisse den Aufstieg. Dazu war die Brüchigkeit des Gesteins eine neue Gefahr. „Aber Dibona ist ein Mann der Tat, seinem eisernen Willen verdanken wir die Erzwingung des Durchstiegs“ bestätigte Max Mayer anerkennend. Mittags um 12 Uhr meldete Angelo Dibona: „Jetzt werden wir wohl bald fertig sein!“

Und dann war die Wand auf dem Grat abrupt zu Ende. Die vier Männer hatten in zwanzigstündiger Anspannung eine damalige Höchstleistung des Alpinismus vollbracht. Mit 15 Mauerhaken, die mehrmals eingeschlagen wurden. Bilanz der Erstbegeher: „An Schwierigkeit und fast ununterbrochenem Andauern riskantester Kletterei hat die Lalidererwand sicherlich alle uns bekannten Felstouren in den Schatten gestellt.“ Sie bietet heute noch eine Kletterei V. Grades in teilweise brüchigem Fels und will ernst genommen sein.

Angelo Dibona brachte es in seinem Leben auf 65 Erstbegehungen, darunter die Südwand der Meije, die Nordkante der Ailefroide

und der Ostgrat der Dent du Requin. Im Montblanc-Gebiet gibt es eine Aiguille Dibona. Der Name Dibona ist ein Gütezeichen für seine Routen. Sein Leben endete am 21. April 1956.

Otto Herzogs Nachlese

Die zweite Durchsteigung der Lalidererwand war für „Rambo“ Ehrenpflicht. Nach einem nächtlichen Eilmarsch von Scharnitz stieg er am 27. Juli 1912 mit Georg Sixt in die Felsen, erreichte nach 13 Stunden den Gipfel und kletterte noch am gleichen Tag im Rambokamin bis zur Randkluft zurück, ober der biwakiert wurde.

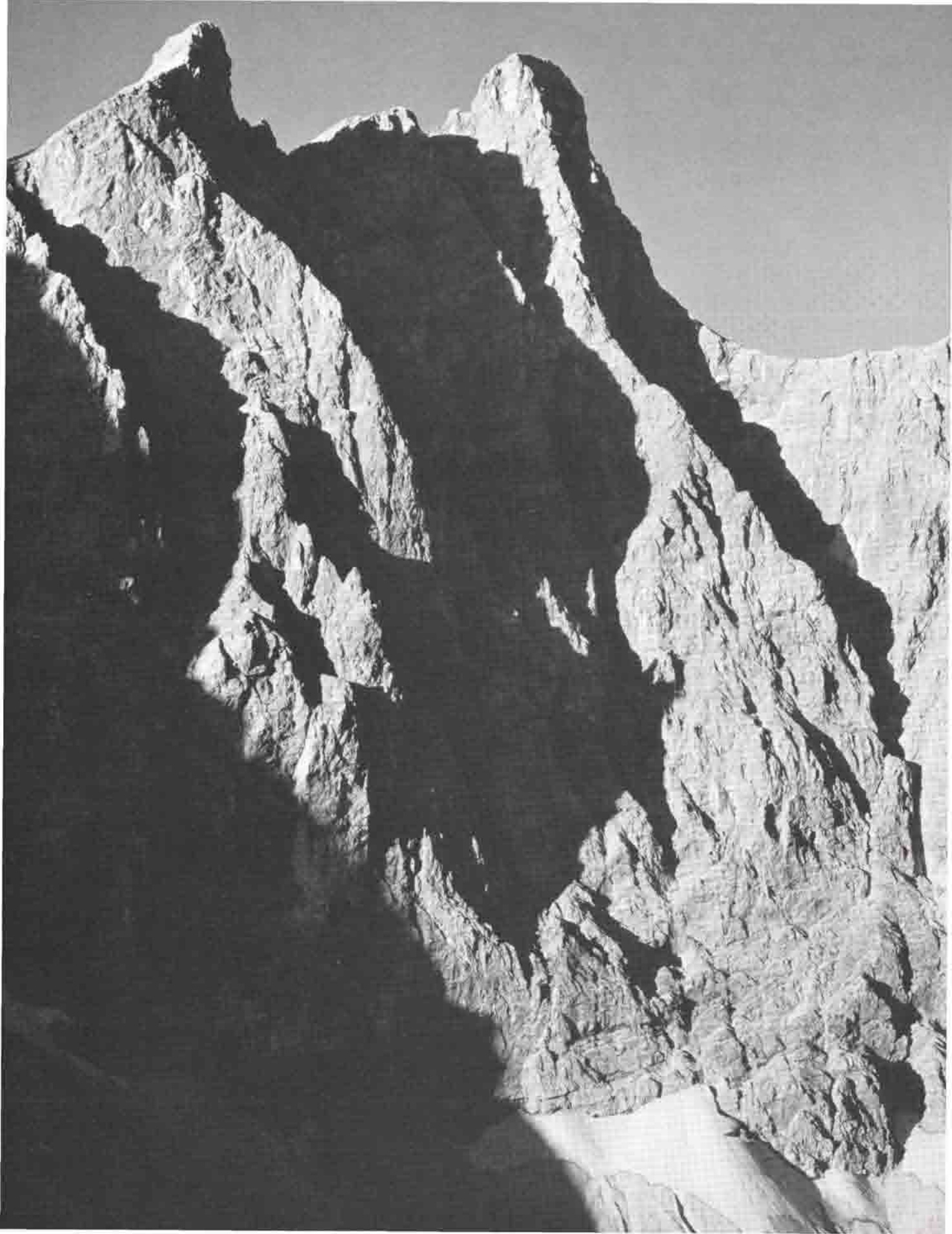
Herzog stöberte im Karwendel immer weitere Probleme auf. Das Gebirge blieb, wie er in einem Vortrag sagte, sein Eldorado. Er wußte um jede noch unbegangene Mauer, kannte jedes versteckte Hochkar. Im Sommer 1914 erkletterte er allein die Ostschlucht und die 800 Meter hohe Nordkante der Nördlichen Sonnenspitze (V). Mit seinem Bruder Christian, Hans und Michael Scharl betätigte er sich im Falkenstock. Der Turmfalk, ein schroffer Felsturms östlich des Laliderer Falken, wurde erstmals erstiegen, weiterhin fiel die Nordwand des Laliderer Falken. Der Krieg machte das Karwendel wieder still und menschenleer wie in alten Zeiten. Auch Otto Herzog wurde an die Front geholt und kehrte nach vier Jahren dekoriert und mit Blessuren zurück. Dülfer war gefallen, Preuß an der Mandlkogelkante abgestürzt, die Überlebenden brauchten eine Verschaufpause.

Herzogs Tatkraft war ungebrochen. Er wollte keine Behinderung durch die Verwundung im Krieg zugeben und trainierte eisern. Im Sommer 1919 war er wieder in seinem Eldorado, im Karwendel. Am 29. Juli durchstieg er mit J. Koch die Gamsjoch-Nordwestwand. Am 1. und 2. August bahnten sich die beiden durch die Plattenwülste und Überhänge der Ostwand des Risser Falken (V) einen kühnen Pfad.

Im Juli 1921 begann Herzog sein stilles, verbissenes Ringen um den Nordabsturz der Dreizinkenspitze. Sein Seilgefährte war Gustav Haber, ein damals 19jähriger Münchner Geologe. Beim ersten Angriff kamen die beiden, mit einem alten Seil und einer Reepschnur nicht gerade extrem ausgerüstet, 250 Meter hoch. Beim Abseilen wurden sie von der Nacht überrascht.

Besser gerüstet kamen sie wieder. Regen vereitelte den ersten Versuch, Herzogs Urlaub war verbraucht. Er mußte im Geschäft den plötzlichen Tod seiner Großmutter vortäuschen, um sich der Dreizinkenwand widmen zu können. Erster Erfolg – bei Regen – war die Ha-He-Verschneidung (VI-) mit dem Grottenausstieg in eine Eisschlucht, den Haber als „die eigenartigste Kletterstelle der alpinen Geschichte“ bezeichnete. Diesmal wurde wieder abgeseilt, im Sommer 1922 aber die Verschneidung und die Eisschlucht vollständig durchstiegen. Dann wurde die westliche Verschneidung durchklettert und schließlich kam 1929 die Gipfelwand dran. Die Seilschaft wurde durch Herzogs Bruder Willi, genannt „Mungo“, verstärkt. Der Durchstieg gelang. Die Kombination Ha-He-Verschneidung und Gipfelwand (VI) war die schwierigste Karwendelkletterei. Damit hatte Herzog seine frühere Glanzleistung, die Südwand der Schüsselkarspitze, 1914 mit Fiechtl, übertroffen.

Herzog lernte auch die Dolomiten, Westalpen und den Kaukasus kennen. Zu seinem 60. Geburtstag vollbrachte er die Erstersteigung eines markanten Felsturms nördlich des Verbindungsgrates





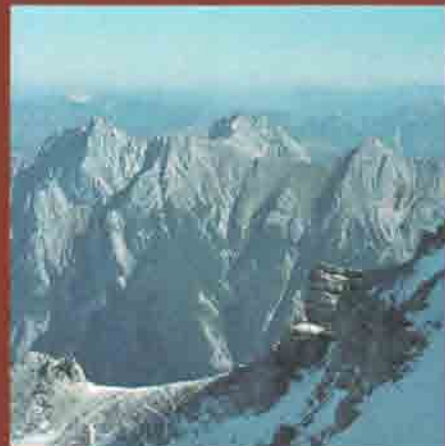
Oben: Karwendel-Hauptkamm und Falkenstock vom Kompar. Von links: Laliderer-Wand, Laliderer-Spitze, Ladiztürme, Bockkarspitze, Sonnenspitzen, Kühkarlspitze, Moserkarspitze, Unbenannter Gipfel, Rauhkarlspitze, Kaltwasserkarspitze (darunter Steinspitze) und Laliderer Falk. Im Vordergrund die Roßkopfspitzen.

Foto: H. Höfler

Unten links:
Risser Falk vom Johannistal.

Unten rechts:
Die Falkengruppe von der Birkkarspitze.

Fotos: Löbl-Schreyer



Grabenkarspitze – Östliche Karwendelspitze von Norden. Noch 1962 glückten dem damals 74-jährigen Herzog in Montenegro, am Bobotov Kuk und an den Durmitortürmen Neutouren. Insgesamt führte er 178 Erstbegehungen und 28 Erstbesteigungen aus. Als Mensch war er selbstbewußt und zugleich zurückhaltend, im Denken und Handeln oft ein wenig skurril, Individualist und Sozialist, kurz gesagt, ein Original: „Rambo – Herzog von Ladiz“. Er freute sich noch mächtig über eine Einladung zum Festival in Trient, dann schwächte ihn eine Krankheit, der er am 27. August 1964 erlag.

„Sklaven des Werkzeugs“

Drei Mitglieder der alpinen Gesellschaft „Gipfelstürmer“ in Innsbruck hatten die Nordwand der Westlichen Praxmarerkarspitze zu ihrem Problem gemacht, die Aufstiegsmöglichkeiten erkundet und in der Hinterödalm ein Materialdepot eingerichtet. Am 30. Juli 1921 kamen sie wieder, um diesmal ernsthaft anzugreifen: Karl Aichner, Luis Netzer und Konrad Schuster. Am nächsten Tag begannen sie die Kletterei dort, wo Schüle, Diem und ihre Kameraden einen Versuch gemacht hatten. Das Gestein erwies sich als morsch, die Schwierigkeiten waren groß, einmal brauchte man für eine Seillänge zwei Stunden. Nach vierzehnstündiger Kletterei wurde auf schmalem Band ein Biwak bezogen. Als Kälteschutz diente – wie damals üblich – Polsterung der Kleider mit Zeitungspapier. Man glaubte, der Weiterweg zum Gipfel würde ohne besondere Probleme sein, und verzehrte den ganzen Proviant. Die Nacht verlief ohne Zwischenfälle, das Wetter blieb schön. Doch was den Weiterweg betraf, hatte man sich getäuscht. Überhänge erschwerten den Aufstieg. Der vorauskletternde Netzer stürzte, konnte aber am Seil gehalten werden. Ein zweiter Sturz endete verhängnisvoller.

Karl Aichner berichtete: „Nach kurzer Rast kam Netzer wieder auf den vorigen Platz in der Rinne über den vierten Überhang empor und schlug dort eiligst einen weiteren Sicherungsstift. Da kam er, vielleicht infolge einer Anspannung, die das Seil beim Nachholen erlitt, zum zweitenmal zu Fall. Leider hielt der Stift den Ruck nicht aus und gab nach. Schuster war gefaßt, den Stürzenden aufzunehmen wie das erstemal. Aber in diesem entscheidenden Augenblick wurde auch Schusters Sicherungsstift herausgerissen und nun stürzte auch er dem Freunde nach. Es war ein entsetzlicher Augenblick. Ich hatte nur einen einzigen Gedanken: An deinem Seil hängen zwei Leben. Schuster gewann bald wieder festen Stand; Netzer hing bewußtlos am Seil. Wir holten ihn herauf. Jetzt mußten wir trachten, auf unseren Übernachtungsplatz zurückzukehren. Erst in der Nacht kehrte das Bewußtsein des Freundes zurück.“

Als wir am nächsten Morgen unsere Lage bedachten, mußten wir zunächst zu unserem Leidwesen feststellen, daß bei dem Sturz unser gesamtes technisches Material in Verlust geraten war.“ Damit war sowohl ein weiterer Aufstieg, wie ein Abseilen unmöglich geworden. Ohne Mauerhaken gab es keine Selbsthilfe. Am dritten Tag hofften die drei Männer in der Wand, daß – wie vereinbart – Freunde aus Innsbruck kommen würden. Auch ein Jäger konnte durch Zurufe verständigt werden. Zu essen gab es schon

seit zwei Tagen nichts mehr. Nur Tropfwasser konnte aufgefangen werden. Aus Seilfasern wurden Zigaretten gedreht. Es galt, eine vierte Nacht durchzuhalten; es folgte eine fünfte und sechste. Längst hatte sich das Wetter verschlechtert. Es stürmte und schneite. Eiszapfen wuchsen an den Felsen. Kälte zehrte an den schwindenden Kräften der drei Männer. Inzwischen bemühten sich 20 Bergsteiger verzweifelt, vom Gipfel aus zu den „Gipfelstürmern“ vorzudringen. Erst am siebten Tag gelang die Bergung. Dieses, dank des Durchhaltevermögens der Kletterer noch glimpflich verlaufene Abenteuer löste in der Öffentlichkeit einen heftigen Meinungsstreit aus. Manche Kritiker schienen den alleinseligmachenden Bergsteigergeist gepachtet zu haben. Sie redeten von den „Sklaven des Werkzeugs“, die eben ohne Schlosserei hilflos wären. Man sprach ihnen eine idealistische Grundhaltung ab. Dabei hatte Aichner in seinem Bericht „Schreckenstage in der Praxmarerker-Nordwand“ sowohl idealistische wie heroische Töne angeschlagen. Er sprach vom selbstbewußten Drang, den Gefahren der Berge in wohl vorbereiteten Zügen mit jugendlicher Kraft zu trotzen und dem Unnahbaren neue Zugeständnisse abzugewinnen“. Und am Schluß zitierte er Schiller: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!“

Übrigens war Aichner mit einer durchschossenen Hand und mit verkrümmten Fingern aus dem ersten Weltkrieg heimgekommen. Als er 1919 mit Georg Sixt die zweite Begehung des Dülferweges durch die Totenkirchl-Westwand machte, stürzte er zweimal an den Quergängen. Ob er wohl 1921 in der Praxmarerkerwand in bester Kondition war? Was nicht besagen sollte, daß das Durchhalten und der Lebensmut der drei Männer nicht uneingeschränkte Anerkennung verdient.

Die Alten vermochten für den Trend im technischen Klettern kein Verständnis aufzubringen. Sie, die in ihrem Leben kaum einen Mauerhaken geschlagen, verteuflten die sportliche Entwicklung im Felsklettern. So schrieb Hanns Barth, der 1899 an der Überschreitung der drei südlichen Vajolettürme teilgenommen hatte: „Ist das eine bergsteigerische Tat, wenn die Bezwingung eines Wanddurchstiegs nur durch Erbauung eines künstlichen Weges zustandekommt?“

Im Wettstreit um die Nordwand der Westlichen Praxmarerkarspitze standen mit den drei „Gipfelstürmern“ aus Innsbruck vier Münchner von „Hochempor“: Paul Diem, Heinrich Schneider, Karl Schüle und Hans Theato. Sie hatten am 26. Juli 1921 bereits zwei Drittel der Mauer erklommen. Hier wichen sie wegen eines Wettersturzes nach Westen aus und bewältigten die Gipfelwand erst zwei Tage später. Die Tiroler hatten das Gelingen angezweifelt und waren deshalb bei ihrem Versuch in die Falle geraten. Im nächsten Sommer 1922 ließen es sich die Münchner nicht nehmen, „um weiteren Anfechtungen ein Ende zu setzen“ die Wand nochmals, und zwar in einem Zuge zu erklettern. Die „alte Nordwand“ weist immer noch eine Schwierigkeit von V- auf. Für einen unmittelbaren Durchstieg, wie ihn dann Hias Auckenthaler ausführte, war die Zeit erst ein Jahrzehnt später reif.

Barfuß im VI. Grad

Direkt-Bezwinger der Nordwände beider Praxmarerkarspitzen war Hias Auckenthaler, ein Kletterer, den seine Zeitgenossen und Ka-



meraden bewunderten. In Hötting bei Innsbruck kannte ihn, den Kaminkehrer, jedes Kind. Er hatte den gleichen schwarzen Beruf wie 40 Jahre später der Südtiroler Heini Holzer, der Steilwand-Skifahrer.

Matthias Auckenthaler kam am 27. Januar 1906 in Mutters zur Welt. Seine Alltagstätigkeit nützte er als alpines Training. Er schloß durch manchen verpechten Rauchfang alter Bauernhöfe und lief ohne Schuhe auf dem Dachfirst von Schornstein zu Schornstein. Barfuß vermochte er auch zu klettern. In seiner Zeit war er einer der Besten im Fels, ruhig, bescheiden und kameradschaftlich. In seinem Tourenbuch konnte er die damals schwierigsten Fahrten vermerken: Im Kaiser Fleischbank-Südostwand und Predigtstuhl-Westverschneidung an einem Tag, zweimal den Einser-Nordpfeiler und an die 20 Neutouren, darunter in den Dolomiten die Furchetta-Nordostwand. Auckenthaler ging dort weiter, wo Dülfer 1914 umkehrte. Auch durch die Nordwand des Kleinen Zwölfers gibt es einen Auckenthalerweg. Das Karwendel war ihm heimatliches Gebirge vor der Haustüre. Als faszinierende Direktroute gelang ihm 1930 mit E. Pirker die Riesenverschneidung in der Nordostwand des Kleinen Lafatschers (VI-) und 1932 in zweitägigem Ringen mit H. Schmidhuber die 900 Meter hohe Nordwand der Lalidererspitze (VI-). Fritz Kasperek, der 1936 mit S. Brunhuber nach der Wiederholung durch Paul Aschenbrenner die dritte Begehung durchführte, schrieb anerkennend: „Eine gewaltige Wand, ein jahrealter Traum und vielleicht der dornenvollste Weg, den ich je gegangen.“ Mit H. Frenademetz erkletterte Auckenthaler 1931 die 700 Meter hohe gerade Nordwand der Westlichen Praxmarererspitze (V+) und 1935 mit H. Schmidhuber die

noch schwierigere Nordwand des östlichen Gipfels (VI). Ein gefährliches Unternehmen in schwierigem Karwendelfels, das erst 1942 von K. Rainer wiederholt wurde.

Auckenthaler besuchte auch die Ötztaler, Stubai und Zillertaler Berge. Die Viertausender der Westalpen lernte er nicht kennen, die waren ihm wohl zu teuer. Hias blieb vor allem ein Felskletterer, und was für einer!

Tragisch war sein Absturz in der Südwand der Schüsselerspitze. 1931 hatte er mit H. Bischof einen neuen Einstieg zur Südverschneidung gefunden, den Auckenthalerriß (VI-). Der 21. Juni 1936 war sein Schicksalstag. Trotz des gewitterigen, unsicheren Wetters waren mehrere Seilschaften auf verschiedenen Routen unterwegs. Auckenthaler kletterte auf bekannter Führe zur Südverschneidung. Es begann zu regnen, zu hageln. Nässe und Kälte erschwerten die Kletterei.

Eberhard Schweickhardt, ein Freund und Tourengefährte, schilderte den Absturz Auckenthalers so: „Wenig über dem Spindlerquergang versuchte er einen Haken zu schlagen, um eine weitere Sicherung zu schaffen. Ein Fiechtlhaken fährt ins Gestein; leider hält er nicht genügend und wird wieder herausgeschlagen. Nun, vielleicht hält er hinter einem großen Block! Der Haken wird eingetrieben, Karabiner und Seil eingehängt. Plötzlich löst sich durch die Sprengwirkung des Hakens der Block von der Wand los und bringt Hias zum Sturz. Unglücklicherweise schlägt der Stein das Seil durch. Hias schlägt einige Male hart auf und verschwindet in der Tiefe.“ Beim Abtransport nach Leutasch erlag er seinen schweren Verletzungen. Was blieb von ihm? Auckenthalerriß, Auckenthaler-

Seite 58: Die Praxmarerarkspitzen von Norden.

Links die Praxmarerkarköpfe; auf dem fast ebenen Gratstück, etwa wo der Zaigergrat unten an die Wand anstößt, mündet die Führe der Melzerwand; in Bildmitte die Östliche, rechts, dahinter, die Westliche Praxmarerarkspitze. Beiden Wänden hat Hias Auckenthaler 1935 bzw. 1931 einen direkten Durchstieg abgetrotzt.

Foto: W. Lang

schlucht, Auckenthalerturm... Namen, Führen und die Erinnerung an einen legendären Kletterer und Kameraden.

„Im Tal von Beruf Kaminkehrer, im Fels steilster Wände ein König“, schrieb Hubert Peterka, der selbst ein außergewöhnlicher Bergsteiger war.

Die Karwendler

Im Jahre 1904 gründeten bergbegeisterte Männer in Innsbruck, der Stadt der Bergsteigerclubs, den Alpinen Club Karwendler. Ihr Ziel und Zweck war: „Eine feste Gemeinschaft von Gleichgesinnten zu bilden, die – auf Kameradschaft und Hilfsbereitschaft gestützt – das Bergsteigen im schärferen Sinne zu pflegen und in die Tat umzusetzen befähigt und gewillt sind.“

„Und wie waren die bergsteigerischen Ziele?“ fragte Wastl Mariner nach dem zweiten Weltkrieg. „Sie waren im Grunde dieselben geblieben, noch gab es ja Erschließungsarbeit, sagen wir, vielleicht viel Kleinarbeit. Aber diese war härter geworden und eine ungestüme Karwendler-Jugend hielt es mit allen anderen vorwärtstrebenden Bergsteigern. Sie begannen nicht von vorne, streiften Grundsätze und Hemmungen am eigenen Können ab und fuhren dort weiter, wo ein Fiechtl, Herzog oder Dülfer aufgehört hatten.“

In der Mitgliederliste standen von jeher exzellente Namen: Die Brüder Paul und Peter Aschenbrenner, Hans Frenademetz, Wastl Mariner, Rudi Seiwald, Hugo und Luis Vigl, Hermann Buhl...

1948 stellten die Karwendler in der Scharte zwischen der Laliderwand und der Lalidererspitze – nahe beim Ausstieg des Dibonaweges – eine Biwakschachtel auf. Sie hat sich bisher als Zuflucht für Nordwanddurchsteiger trefflich bewährt.

Karwendler zu sein, das ist und bleibt so etwas wie ein alpines Gütezeichen.

Franz und Toni Schmid im Karwendel

Münchener Bergsteiger besuchten neben dem Kaiser und Wetterstein immer gerne das Karwendel. Bereits ab 1885 zog Heinrich Schwaiger, der den ersten Karwendel-Führer geschrieben hat, mit Farbtropf und Pinsel über die Jöcher und markierte Wege. Dann kamen Baumeister u. a. der Münchner Alpenvereins-Sektion Oberland und setzten ihre Hütten vor die Lamsen-Ostwand und die Lalidererspitze. 1927 entstand unter dem Zeichen des Enzians eine Hochtouristengruppe mit den Programmpunkten: Bergkameradschaft und Bergsteigertat. Aus diesem Kreis der HTG Oberland wurden zwei großartige Routen im Karwendel eröffnet: Direkt durch die Nordostwand der Grubenarkspitze und die Laliderer-Nordwand.

Anfangs der 30er Jahre gehörten die „Schmid-Buben“, die Brüder Franz und Toni Schmid, zu den besten Münchner Kletterern. Franz wurde am 17. Januar 1905 geboren, Toni war vier Jahre jünger. Sie bildeten eine ideale Seilschaft. 1925 durften sie sich schon an die damals schwierigsten Touren wagen. Sie durchstiegen die Südwand der Schüsselarkspitze und die Fiechtl-Weinberger-Führe am Predigtstuhl. 1926 folgte die dritte Begehung der Fleischbank-Südostwand an Tonis 17. Geburtstag. 1927 lernten sie die Totenkirch-Westwand und die Lalidererwand kennen. Im sportlichen

Skilauf errang sich Toni durch seine Leistungen einen beachtlichen Rang. Am Sprunghügel kam er über die 60-Meter-Marke. 1929 verband er sich mit dem drei Jahre älteren Ernst Krebs und führte die jeweils dritte Durchsteigung der direkten Hochwanner-Nordwand und der Civetta-Nordwestwand aus. Und dann gelang den beiden am 8. September 1929 der große Wurf, die erste Durchkletterung der direkten Laliderer-Nordwand in ihrem abweisendsten Bereich, links der Dibona-Route (VI-). Die 900 Meter hohe Steilwand mit gefürchteten Stellen wie dem „Dachquergang“ und den „Krebsrissen“ hält einen Kletterer in Atem. Erst im oberen Teil lassen die Schwierigkeiten nach, dafür wird das Gestein brüchig.

Alle Nachfolger bekundeten großen Respekt. Zweitbegeher war Hias Rebitsch, der dritte Hias Auckenthaler. Manfred Bachmann, der 1951 nach eigener Begehung im Sommer auch die erste im Winter wagte, bekannte: „Schmid-Krebs – das ist schwerer Ernst; das ist eine Synthese aus hartem Klettersport und klassischem Bergsteigen. Da hat man das beklemmende Gefühl, unweltlichen, erstarrten Gewalten und Formen gegenüberzustehen, die einen bescheiden werden lassen.“

1931 – das war die große Bergvagabundenzeit! Die Weltwirtschaftskrise steuerte ihrem Höhepunkt zu. In Deutschland stieg die Zahl der Arbeitslosen auf sechs Millionen. Hitler und Stalin beunruhigten die Welt. Zuckmayer schrieb seinen „Hauptmann von Köpenik“ und der Existenzialist Jaspers vollendete sein dreibändiges Werk „Philosophie“. Bergsteiger fuhren nicht mit Autos, sondern meist mit Fahrrädern ins Gebirge. Franz und Toni Schmid Generalprobe für ein noch größeres Vorhaben war die erste Durchkletterung der direkten Nordostwand der Grubenarkspitze (V+) am 9. Juni 1931. Vierzehn Tage später radelten die beiden zur Matterhorn-Nordwand, und am 1. August kamen sie durch ihren Sieg in die Schlagzeilen der Weltpresse. Das Olympische Komitee zeichnete sie 1932 mit einer Goldmedaille aus. Vorher aber, am 16. Mai 1932, war Toni Schmid in der Wiesbachhorn-Nordwestwand tödlich abgestürzt. Ernst Krebs hatte überlebt. Er holte sich 1936 auch eine olympische Goldmedaille als Kajakfahrer und verunglückte am 21. Juli 1970, aber nicht im Gebirge oder im Wildwasser, sondern durch Sturz von einem Hausdach.

Hias Rebitsch – eine Klasse für sich

Vom Karwendel und Kaiser bis in das Karakorum und zu den silbernen Göttern vom Cerro Galan führte die Suche nach dem Bergabenteurer den Tiroler Mathias Rebitsch. Er war neben Auckenthaler der zweite große „Hias“ der tirolischen Bergsteigerzunft, fünf Jahre jünger und auch auf der obersten Sprosse der Schwierigkeitsskala balancierend. Er wurde am 11. August 1911 in Brixlegg im Inntal geboren, lebt in Innsbruck und erfreut sich des Titels eines Professors. Als Mensch ein sensibler Individualist, als Kletterer extrem im eigentlichen Wortsinn und seiner Generation einen Schritt voraus. Er und Ludwig Vörg waren die ersten, die 1937 von der Rampe im oberen Teil der Eiger-Nordwand aus eigener Kraft zurückkehrten. 1938 wurde er zu einer Nanga Parbat-Expedition eingeladen, so mußte er auf die Eiger-Nordwand verzichten. Von seinen Erstbegehungen, etwa der Goldkappel-Südwand und den

Rebitschritten an der Fleischbank, spricht man heute noch mit allergrößtem Respekt. Natürlich auch von seinen zwei Karwendel-Routen durch die Nordwände von Laliders.

Die Nordwand der Lalidererspitze auf dem Auckenthalerweg hatte Rebitsch im Juli 1936 mit Kurt Loserth kennengelernt. Es war die vierte Begehung. Und noch im gleichen Sommer begann Rebitsch sein unglaublich beharrliches, durch Schlechtwetter und manch anderes Mißgeschick erschwertes Ringen um einen Direktdurchstieg zum Gipfel der Lalidererspitze. Beim ersten Vorstoß war Loserth sein Begleiter. Die Geschichte der ersten Durchsteigung der Wand in zwei Etappen schildert Hias Rebitsch selbst auf Seite 63 in diesem Jahrbuch.

Ein weiteres Problem im Bereich der Lalidererwände ließ Hias Rebitsch nicht ruhen: Die Nordverschneidung, die rechts des Dibonaweges in die senkrechte Mauer eingekerbt ist. Nach gescheiterten Versuchen gelang am 11. und 12. September 1947 mit dem Südtiroler Franz Lorenz der Durchstieg. Eine Route, wie mit dem Lot bestimmt! Es wurde ihr der Schwierigkeitsgrad VI+ zugebilligt. Nach seinen wilden Jahren wandte sich Hias Rebitsch den hohen Bergen in Asien und Südamerika zu. Der Spitzenkletterer wurde zum Allround-Alpinisten und Forscher.

Im östlichen Teil der Lalidererwand wurden zwei Jahre später weitere Routen erschlossen: Am 11. und 12. September 1966 stiegen die Nürnberger A. Erdenkäufer und O. Sigl vom Einstieg der Schmid-Krebs-Route gerade zum Grat (VI-). Und wieder zehn Jahre später, vom 25. bis 27. Juni 1976 fanden S. Ritter und G. Schweißhelm weiter östlich, gegen die Dreizinkenspitze zu, noch einen selbständigen Anstieg, mit 35 Seillängen, stellenweise VI-. Sie benannten ihn „Klaus-Werner-Gedächtnisweg“. Klaus Werner war 1975 im Monblanc-Gebiet durch Steinschlag verunglückt.

Hermann Buhl – auf dem Weg zum Nanga Parbat

Ähnlich wie bei Rebitsch führte auch bei Hermann Buhl die bergsteigerische Entwicklung von den Heimatgebirgen über die Dolomiten und Westalpen zu den Weltbergen, 1953 zum Nanga Parbat. Hermann Buhl, geboren am 21. September 1924 in Innsbruck, bedeutete eine neue Generation. Als sein Vater den zehnjährigen Buben auf seine erste Bergwanderung auf den Glungezer mitnahm, war er in der Schule kein Kraftmeier und Klassenheld, sondern ein schwächliches Bürschen. Aber das Klettern reizte ihn früh, im Karwendel und im Wetterstein, in den Kalkkögeln und im Kaiser. 1942 wagte er sich bereits ins Reich des VI. Grades. Die großen und schwierigsten Wände sammelte er, wie andere Briefmarken. Als Soldat in der Heeres-Gebirgsanitäts-Schule in St. Johann machte er mit Hans Reischl an einem Urlaubstag die Erstbegehung der Mauk-Westwand, damals schwierigste Kaisertour. Wegen verspäteten Einpassierens wurde er strafweise an die Front geschickt.

Nach Krieg und Gefangenschaft trainierte sich Buhl wieder zur Hochform. Mit Kartoffeln und Polenta als Tagesration zog er los. Im Herbst 1943 hatte er noch den Auckenthalerweg durch die Nordwand der Laliderspitze gemacht, jetzt reizte ihn die „Direkte“.

Die hatte Rebitsch 1946 zwar schon in drei Etappen mit Sepp Spiegel und Kuno Rainer durchstiegen. Aber eine zusammenhängende Besteigung der Wand in einem Zug fehlte noch. Sie galt als schwierigstes Unternehmen im Karwendel und wurde über manche berühmte Dolomitenwand gestellt. Mit Hugo Vigl, dem alten Kameraden, raufte Buhl sich einen ganzen Tag ab mit Rissen, Überhängen, Quergängen und trügerisch brüchigem Fels.

Buhl schrieb: „Kann denn das Freude bereiten? Eine Betätigung, bei der das Leben manchmal nur an einem Faden hängt? Wir wissen, was Leben heißt. Man muß am Rande des Abgrunds geschritten sein, um zu wissen, wie schön das Leben ist und wie herrlich die Welt.“ Neben dieser Riesenwand war der 250 Meter hohe Lamsen-Hüttenturm ein Zwerg. Im Herbst 1947 beging Buhl erstmals die Nordostkante und die direkte Nordwand; beide Sechsertouren. Fast die gleiche Schwierigkeit wies die West-Route an der Speckkarspitze auf. Insgesamt brachte es Buhl etwa auf hundert Touren im Grenzbereich. 1956 wagte er sich allein an die Auckenthaler-Route und führte die 10. Begehung der Laliderer-Nordverschneidung aus.

Durch strapaziöse Wintertouren bewies Buhl seine Härte. Allein durchstieg er die Fleischbank-Ostwand und den Salzburger Weg durch die Watzmann-Ostwand, noch dazu bei Nacht. Das waren Trainings-Vorstufen zum Himalaya.

1953 trug er den Tiroler Wimpel bis 8125 Meter, zum Gipfel des Nanga Parbat. Die letzten ungewissen 1200 Höhenmeter allein waren eine ungeheure Energieleistung.

1957 gelang die Erstersteigung des 8047 Meter hohen Broad Peak, sozusagen im Handstreich mit Kurt Diemberger. Wenig später stürzte er an der Chogolisa mit einer Wächte in den Tod. Was Hermann Buhl bis zu seinem 33. Lebensjahr leistete, das hätte für ein langes Bergsteigerleben gereicht.

Rettung mit und ohne Stahlseil

Ein Wort des Dankes und der Anerkennung für die Helfer, Retter und Schutzengel soll hier nicht fehlen. Diese Männer riskieren ihr Leben, holen Verunglückte aus den Wänden und strapazieren sich bis zur Erschöpfung. Sie sind die wahren „Helden der Berge“. Zu Hermann von Barths Zeiten hatte ein Verunglückter im Karwendel keine Hilfe zu erwarten. Notrufe wären ungehört im Winde verweht.

Um die Jahrhundertwende, wie bei der Bergung der Leiche Otto Melzers, wurde eine Freundesaktion organisiert. Bis 1921, als es galt, drei Innsbrucker lebend aus der Nordwand der Praxmarerkarspitze herauszuholen, hatten sich Methoden und Technik noch nicht viel geändert. Man war gezwungen zu improvisieren. Die große Umstellung erfolgte technisch und gerätetmäßig erst nach dem zweiten Weltkrieg. Sowohl München wie Innsbruck verfügte über einen erstklassigen, international anerkannten Fachmann. In Bayern war es Wiggerl Gramminger, in Tirol Wastl Mariner.

An einen typischen Einsatz sei hier erinnert: Im August 1939 wurde die Bergwacht in München durch einen Notruf aus der Lalidererwand alarmiert. Fallende Steine hatten einem Kletterer die Schulter zerschmettert. Im Sturz riß er seinen Kameraden mit. Beide wurden nur dadurch vor einem tödlichen Flug bewahrt, daß

sich das Seil an einem Felszacken verfang und nicht riß. Die Hilferufe wurden vom Bewirtschafter der Falkenhütte gehört. Er schickte einen Boten nach Hinterriß, um die Bergwacht zu verständigen. Bis zum Abend standen zwei Geländewagen mit freiwilligen Helfern vor der Falkenhütte. Die Leitung hatte Wiggerl Gramminger übernommen. Er konnte den von ihm konstruierten Trag- und Abseilsitz erstmals im Ernstfall verwenden. Das heute übliche Stahlseilgerät gab es noch nicht, es mußte noch mit den konventionellen Hanfseilen gearbeitet werden.

Am frühen Morgen stiegen zwei Gruppen auf der Dibona-Route in die Wand ein. Sie kamen nach Stunden in die Nähe der Verunglückten. Diese kauerten, an Mauerhaken gesichert, auf einer schmalen Leiste abseits der Route. Die Felsplatte unter ihnen war „auf fünf Quadratmeter im Umkreis mit Blut gefärbt“. Es mußte ein Seilgeländer gespannt werden. Über den Abtransport erinnerte sich Gramminger: „Nun war ich mit dem Verletzten allein oben. Mir war richtig feierlich zumute. Jetzt mußte sich mein Sitz für Bergung aus schwerstem Fels gebaut – im Ernstfall bewähren. In Sekundenschnelle gingen mir tausenderlei Gedanken durch den Kopf. Werden die Haken halten? ... Wir hatten uns von der Unfallstelle ungefähr 400 Meter in drei Stunden abgeseilt.“ Gramminger hatte Unmenschliches geleistet. Das war höher einzuschätzen als eine VI+-Kletterei im Alleingang! Leider erlag der Geborgene seinen schweren Verletzungen und drei Bergwachtmänner hatten sich gefährliche Infektionen geholt.

„Eine der schwierigsten und aufwendigsten Rettungsaktionen in den österreichischen Bergen“ (Klaus Hoi) wurde im Juni 1979 in der Lalidererwand mit den modernsten Mitteln und Methoden durchgeführt. Zwei leicht ausgerüstete Kletterer blieben im Wettersturz in der Schmid-Krebs-Route 400 Meter über dem Geröll hängen. Hilferufe wurden gehört, die Rettungsaktion gestartet. Es standen drei 800-Meter-Stahlseile, eigens angefertigt für Bergungen aus den hohen Karwendelwänden, zur Verfügung. Hubschrauberflug erwies sich wegen der Witterung als unmöglich. Am Gipfelgrat war der Schnee zwei bis drei Meter hoch angeweht. Beim Aufstieg der Mannschaften aus Scharnitz, Seefeld, Leutasch, Innsbruck und Schwaz bestand Lawinengefahr. Zwei Tage gelang trotz mehrmaligen Abseilens die Bergung nicht. Zwei der langen Spezialseile blieben in der Wand zurück. Am vierten Tag seilten sich Klaus Hoi und Werner Sucher erneut ab. Zwei Stunden später hatten sie die noch lebenden Bergsteiger gefunden und nach einer weiteren Stunde waren sie gerettet. Risikobereite Einsatzwilligkeit und perfekte Technik hatten den Erfolg ermöglicht.

Man bedenke: Über dem Karwendel hängt nicht ewigblauer Himmel wie in Kalifornien über den Big Walls!

Grate und Wände im Winter

Der Winter macht die Hochregion des Karwendels, die Grate und Wände unwirtlicher, ursprünglicher und gefährlicher. Die Hütten sind verlassen, das Gebirge ist menschenleer, der Bergsteiger bleibt auf sich selbst angewiesen. Bergfahrten im Winter haben Neuland-Charakter. An ersten winterlichen Gipfelersteigungen, wie Speckkarspitze und Hochnissl war 1882 L. Purtscheller beteiligt. Die erste Durchquerung des Karwendels auf Skiern von

Scharnitz zum Achensee führten im Februar 1895 die „Bayerländer“ Höllerer und Schmidt durch. Bis Hinterriß beteiligte sich H. Schwaiger. Am Neujahrstag 1921 stand F. Keyfel auf der Kaltwasserkar Spitze. Es verging noch viel Zeit, bis man die langen Grattouren wagte. Im Januar 1938 überschritten P. Aschenbrenner und W. Mariner die Bettelwurfkette von Osten nach Westen. Die schwierigen Touren eröffnete H. Buhl mit W. Gruber 1948 an der Nordkante der Laliderspitze. Im gleichen Winter gelang K. Rainer und H. Eberharter die Steinkar-Umrahmung. Im Februar 1949 unternahm H. Buhl mit J. Knoll eine Parforce-Tour. Von der Stempeljochspitze bis zum Katzenkopf überschritten sie 25 Gipfel der Gleierschneide in 33 Stunden. Buhl meinte: „Es war eine gewaltige Kraftprobe“.

Eine Steigerung war die erste Winterbegehung der Schmid-Krebs-Route durch die Lalidererwand vom 21. bis 23. Dezember 1951 durch M. Bachmann und K. Stöger. Bachmann schrieb: „Man mag über Wert oder Unwert geteilter Meinung sein. Fest steht jedenfalls, daß uns ein großes Wagnis am Berg aus eigener Kraft gelungen ist.“ Im Dezember 1959 bestanden die Brüder A. und H. Mather aus München den Kampf um die Nordverschneidung.

Einer der aktivsten Winterbesteiger anfangs der 60er Jahre war der Schwabe G. Maier. Mit seinem Seilgenossen H. Niederberger lernte er viele der großen Karwendelwände im Winter kennen: Lalidererwand (Schmid-Krebs), Westliche Praxmarerkar Spitze-Nordwand, Spritzkar Spitze-Nordkante, Speckkarspitze direkte Nordwand und Kleiner Lafatscher-Nordostwand. In der Zeit vom 14. bis 18. April 1960 überkletterten die beiden den Karwendel-Hauptkamm von der Birkkar Spitze bis zum Stanser Joch über 30 Gipfel. Maier war damals schon 50 Jahre alt. Er stürzte 1967 an der Wildspitze mit einer Wächte ab.

Die jungen Extremen schreckten vor dem Schwierigsten nicht zurück. Vom 25. bis 27. Januar 1964 bewältigten H. Wagner und R. Walter die direkte Nordwand der Laliderer Spitze und an Weihnachten als zweite die Schmid-Krebs-Route. In letzter Zeit ging die allgemeine Begeisterung für schwierige Winterklettereien zurück. Verglichen mit den großen und berühmten Sportarenen Wilder Kaiser und Dolomiten herrscht auch im Sommer in den Karwendelwänden kein Gedränge. Man muß an den Einstiegen nicht anstehen und um Standplätze streiten. Von der Ha-He-Verschneidung an der Dreizinkenspitze sind in 60 Jahren 15 Begehungen bekannt geworden. Toni Hiebeler hat das Tourenbuch der Falkenhütte ausgewertet und für die Jahre 1974 bis 79 eine interessante Statistik erstellt. Am häufigsten begangen wurde die Schmid-Krebs-Route, nämlich 34 mal. Die direkte Laliderspitze-Nordwand erhielt 18, die Nordverschneidung 17, die Auckenthaler-Route 10 und die neue Klaus-Werner-Gedächtnisföhre 8 Begehungen. Der klassische Dibona-Weg durch die Lalidererwand, vor 70 Jahren das Nonplusultra der Ostalpenkletterer, wurde in fünf Sommern nur von 6 Seilschaften für würdig befunden. Die jungen, sportlich motivierten Kletterer unserer Tage betätigen sich lieber am zuverlässig-festen, kompakten Kalkfels und Granit. Ohne Gepäck und mit Magnesia an den Fingern. Im Karwendel kann man noch individuell *bergsteigen* – auch wenn man klettert!



Die „Direkte Lalidererspitze“ . . .

Geschichte einer Erstbegehung

Mathias Rebitsch

Links: Dreizinkenspitze, Lalidererwand und Lalidererspitze (von links) mit ihren Nordabstürzen: „ . . . bedeuteten diese Wände bloß schreckliche, ungeheuerer, unbezwingbare Abbrüche.“

Foto: Löbl-Schreyer

Hias Rebitsch ist als Spitzenkönner seiner Zeit bereits Schwierigkeiten geklettert, die auch nach heutigem Maßstab dem Bereich des sportlich-Extremen zuzurechnen sind. Den – selten begangenen – Originalzustieg zu den Rebitschritten am Fleischbankpfeiler zum Beispiel wertet Reinhold Messner in der dritten Auflage seines Buches „Siebter Grad“ mit VII. Gleichzeitig und hauptsächlich aber war Rebitsch ein Allroundbergsteiger großer Klasse. So war er der erste, der 1937 – zusammen mit Wiggerl Vörg – von einem Versuch aus der noch undurchstiegenen Eiger-Nordwand nach 100 Stunden lebend zurückkehrte. Die Voraussetzung für dieses hohe Allroundkönnen ist – wie bei Hermann Buhl und anderen – sicher darin zu sehen, daß Hias Rebitsch aus der Schule der Kalkkögel und des Karwendels mit ihren alpin-ernsthaften, zum Teil berühmten Kletteranstiegen hervorgegangen ist.

Für dieses Jahrbuch hat Hias Rebitsch seinen Bericht von der Erstbegehung der Direkten Nordwand der Lalidererspitze (erstmalig erschienen 1950 im Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereins) überarbeitet und ergänzt.

Was bereits den Originalbericht, aber auch schon viel frühere Aufsätze Rebitschs besonders auszeichnet, ist eine heute sehr aktuelle Eigenschaft: Er versteht es, nicht nur über seine Unternehmungen interessant zu schreiben, sondern auch über sich selbst; indem er

sein Tun, die Motivation dazu hinterfragt und reflektiert, wie das im Psychologen- und Soziologendeutsch heißt. Sich des Letzteren zu bedienen, hat Rebitsch freilich nicht nötig. Sein Intellekt, seine ironische Distanz sich selbst gegenüber und nicht zuletzt sein pointensicherer Humor stellen ihm da weit subtilere Mittel zur Verfügung.

Alpinesgeschichtlich aufschlußreich sind, vor allem aus der Rückschau nach mehr als dreißig Jahren, die Skrupel, die Hias Rebitsch wegen des äußerst maßvollen Gebrauchs an Haken, dessen er sich bei dieser Erstbegehung „schuldig“ gemacht hat, bewegen. Er sieht sich – 1946! – im „Dilemma der Jungen“, denen es nur das Mittel der „Übernagelung“ gestattet, noch eigene Wege im Fels zu eröffnen. Dabei galt alsbald die „Direkte Laliderer Nord“ als äußerst ernsthafte alpine Freikletterei. Und als das gilt sie noch heute! Die großen Materialschlachten der späten 50er und 60er Jahre haben, wie auch Hermann Huber auf Seite 40 bemerkt, im Karwendel nicht stattgefunden. Doch Hias Rebitsch hatte eben schon vor Jahrzehnten eine Idealvorstellung vom extremen Klettern, die der der jungen Klettergilde von heute nahe verwandt ist.

Heute findet er die „Rotpunktelle als Ausweg aus der Übertechnisierung sehr begrüßenswert“. Sich selbst sieht er nach wie vor als den „alten Romantiker“. d. Red.

Wenn Kletterer von der „Direkten Lalidererspitze“ reden, dann ist ihre Nordwand damit gemeint. So heißt sie halt im Jargon der Zünftigen.

Als blutjunge Maturanten, es war 1931, durchstreiften wir mit geborgten Patschen und einem zerfransten Heuseil ausgestattet, das Karwendelgebirge bis in sein Herzstück hinein. Es war der erste Ausflug in eine wildromantische Welt voller Geheimnisse und lokaler Abenteuer. Sie wurde mir in der Folge eine exklusive, be rauschende Welt, in der es nur „reine, harte Helden im Steilgefäß“ und außerhalb von ihr bloß „satte Spießler im sumpfigen Tale“ gab . . . Der Fels war mir ein faszinierendes, mit Eigenleben erfülltes Element geworden. Ich begann dem Klettern zu verfallen. Es wurde fast zu einer Sucht, von der ich mich führen ließ ohne mir Rechenschaft über Sinn und Zweck zu geben. Mit diesem Vorrecht der Jugend ging ich noch unbefangen und empfänglich für alles Schöne in die Berge. Manches von dieser ursprünglichen, puren Freude am Kampferlebnis und an der Natur geht verloren oder

wird überlagert und getrübt, wenn man dann in den Kreis einseitig „Extremer“ aufrückt und sich verpflichtet fühlt, seinen klettersportlichen Ruf verteidigen zu müssen, der zu immer größeren Leistungen anspricht . . .

Damals im Karwendel war mir diese Triebfeder noch fremd. Wir hatten uns irgendwie – ohne Routenbeschreibung – über die zerfurchte, „einladende“ Lamsenostwand hinaufgerauft. Es war unsere erste *Wand* und wir waren sehr stolz darauf. Wir durften uns schon zur Gilde der *Kletterer* zählen und der Kamm war uns geschwollen. Am nächsten Tag aber standen wir bei der Falkenhütte vor der unvergleichlichen Riesenmauer der Lalidererwände. Fassunglos startete ich hinauf. Ich sah nur „dräuende“ Überhänge in düsteren, himmelhohen, wie es schien mauerglatten Kalkfluchten. Ich vermochte noch keine Gliederung zu unterscheiden, die Sprache der Felsen nicht zu deuten und das spezielle Rüstzeug extremer Kraxler war mir unbekannt. Für mich bedeuteten diese Wände bloß schreckliche, ungeheuerer, unbezwingbare Abbrüche.

Rechts: Unter der Nordwand der Lalidererspitze; Führenverlauf siehe Abbildung auf Seite 67; ganz links die beschattete Nordverschneidung – ebenfalls eine Erstbegehung von Rebitsch. Foto: Löbl-Schreyer

Dennoch, sie waren auf einer Route angeblich schon durchstiegen worden . . . Was für ein Übermaß an Kraft, Nerven und Mut bis zur Todesverachtung waren erforderlich, um über diesen schwindelerregenden Abgründen zu klettern! Ich hielt es für den Inbegriff zivilen Heldentums, dessen Beweggründe mir unbegreiflich waren. Die Laliderer-Bezwinger, das mußten fast Übermenschen sein, mit Nerven und Fingern aus Stahl. Ich würde es ihnen nie gleichtun können, mir fehlten diese Voraussetzungen.

Zwei verwegene aussehende Gesellen, in zerflickten Schnürsamthosen, am grauen Filzhut das Edelweiß, lehnten lässig an den Türpfosten der Falkenhütte. Die Köpfe weit zurückgebogen, so musterten sie die Wand. Aus respektvoller Entfernung bestaunten wir sie heimlich von allen Seiten. Ihrem Habitus nach zu schließen handelte es sich zweifellos um echte Zünftige. Da geschah etwas Unfaßbares, sie luden uns ein mit ihnen morgen durch die Laliderer zu steigen! Auf der Route von Dibona-Mayer. Sie hielten uns für ausgereifte Kletterer. Wir waren ziemlich aufgeregt und fühlten uns sehr geschmeichelt, mußten aber doch gestehen, daß wir noch krasse Anfänger seien und winkten ab.

Im folgenden Dezennium wurden meine „Wege“ im Fels zunehmend steiler und schwieriger. Ich hatte das Extremkletterer-Handwerk erlernt und seine Ausübung entpuppte sich mitnichten als „übermenschlich“. Hartes Training und Erfahrung war die Zauberformel gewesen. Die Lalidererfluchten hatten einiges von ihrer einstigen Abschreckung verloren, – nichts jedoch von ihrer Faszination –, ich betrachtete sie nun nebenher auch mit den Augen des Fachmannes; mit Adi Meusburger war mir 1932 die 2. Begehung der gefürchteten „Schmid/Krebs“-Führe anstandslos gelungen.

Im Frühjahr 33 begegnete ich in Innsbruck Hias Auckenthaler. Im „Breinössl-Garten“ war es, er lud mich zu einem Glas Bier ein. Wir fachsimpelten selbstverständlich. Auckenthaler war für mich ein Gott im Klettern und ich wünschte mir, daß es die ganze Stadt sähe, auf welch vertrautem Fuß ich mit dem Berühmten verkehre. Er forderte mich schließlich zu einem gemeinsamen Versuch auf die in ihrer gesamten Breite noch jungfräulich verbliebene Lalidererspitze Nordwand auf. Das war zuviel der Ehre! Das ungewohnte Bier war mir in den Kopf gestiegen, meine Schneid wurde immer größer, die „Lalidererspitze Nord“ entsprechend niedriger und unsteiler und ich schwor mir ihr „auf Gedeih und Verderb“ – so wie ich in der Alpinliteratur gelesen hatte, daß es die Bergheeren tun . . .

Leider war ich gezwungen, gleich danach den Rest des Jahres im bayerischen Flachland zu verbringen. Wenn der Föhn die blasse Silhouette der Karwendelkette am fernen Horizont aus der Ebene hervorhob, sie unwirklich nahe rückte und Relief und Farben in sie hineinzauberte, dann wurde ich seelisch krank vor Sehnsucht nach ihren Graten, Wänden und Almrosenfeldern. – Auckenthaler durchkletterte im Herbst nach unserem Treffen im „Breinössl“ mit Hannes Schmidhuber die Lalidererspitze Nordwand. Ich empfand dies als einen schweren Schlag. – In einer Tageszeitung entdeckte ich zufällig das Anstiegsfoto der Auckenthaler Route. Sie verlief links meiner gedachten und zielte nicht zur Spitze hin – die „Direkte“ war ja noch unberührt!!! Im Winter stand ich mit Skiern allein

davor und studierte sie nach Neuschnee. Ich wußte die Führe schon im Schlaf. –

1936 unternahme ich mit dem excellenten Innsbrucker Felsgeher Kurt Loserth an einem schwülen Sommertag den ersten Angriff auf diese 750 m hohe, Direkte Lalidererspitze Nord: Fünf Seillängen haben wir ihr flott abgerungen. Bis dahin erinnern verrostete Abseilhaken noch an abgewiesene Vorgänger. Selbst Auckenthaler war einer von ihnen gewesen. Sogar der Großmeister hatte das abschreckende Felsdach, das noch hoch über uns vorkragt, für aussichtslos gehalten und als Ersatz die Route daneben gewählt. Nach einem breiten Schotterband stoppt auch uns eine griffarme, überhängende Einkerbung. Eine Weile plage ich mich an ihr vergeblich auf „klassische Art“ ab, dann wird's mir zu bunt und trotz meiner Abneigung gegen Hakenleitern muß ich mich eine kurze Passage hinaufschlossern.

Der Himmel hat sich unterdessen mit dunklem Gewölk überzogen. Donnerrollen – eine ernste Mahnung zur Umkehr! Bei starken Regengüssen würden sich in der Gipfelschlucht eingefangene Wasserschwalle genau auf uns herab ergießen . . . Zudem wölbt sich der Fels direkt über unseren Köpfen fast chancenlos heraus. Wir stehen ebenfalls an.

Aber rechts von mir, gleich ums Eck, da durchschneidet den mehr als senkrechten Plattenpanzer ein gelblicher Riß. Nur er könnte uns aus der Sackgasse helfen. Eine Schlüsselstelle! Wenigstens die ersten paar Meter des problematischen Risses will ich mir noch vorknöpfen, ihn auf seine Begehrbarkeit hin praktisch prüfen und mit einem Eisenstift präparieren. Die „Prüfstrecke“ erweist sich als ungemain schwierig und verlangt ein äußerst präzises, freies Klimmen. An die Hälfte habe ich dem Riß bereits abgewonnen. Vereinzelt Regentropfen! Ich darf mich nicht mehr länger spielen. Und da bietet sich eben eine geeignete Ritze an. Es gelingt mir, sehr anstrengend, in heikler Position, einen soliden Stift bis zur Öse einzudreschen. Der würde einen Flug verlässlich abfangen. Das noch fehlende Reststück des „Gelben Risses“ vom Haken bis hinauf zu einem Standplatz ist damit gut gesichert. Als Problem ist der „Gelbe“ ausgeschieden, er wird sich bestimmt bis zur Gänze machen lassen – das nächstmal. Denn jetzt darf ich wirklich keine einzige Minute mehr an ihm verplempern – jede verlorene kann sich schicksalsentscheidend für uns auswirken. Ich dülfere zu Kurt hinter. Ein wüstes Hagelgewitter begleitet unseren Rückzug. Buchstäblich in letzter Minute haben wir die letzte Abseillänge hinter uns gebracht, bevor das Bächlein aus dem Schluchtrichter zu einem tosenden Wasserfall anschwillt, der uns wohl weggespült hätte. . . Wir können nicht einmal mehr die Stricke abziehen, müssen augenblicklich aus der Gefahrenzone karabwärts flüchten. Herabsurrende Felsbrocken zerbersten wie Schrapnelle hinter uns beim Einstieg. Die zwei Seile holen wir anderntags, eines ist durch Steinschlag beschädigt. Somit ist Schluß mit der „Direkten“ für diesmal – und noch für lange Zeit nachher.

1946 – also zehn Jahre später – war es wieder so weit. Die „Direkte“ ließ mir noch immer keine Ruh. Sie war zwar kein Lebensziel mehr „auf Gedeih und Verderb“. Ich war schon etwas ausgeglüht, unterdessen 35 geworden und zählte eigentlich bereits zum „alten Eisen“. Der 2. Weltkrieg lag dazwischen, vor einem Jahr waren wir aus ihm heimgekehrt. Obwohl ich mir an der Eismeer-



--- Ausstiegsvariante Rainer/Streng zur „Direkten“.
1 = Gelber Pfeiler, 2 = Schluchtüberhang, 3 = Gelber
Turm, 4 = Gelber Riß, V = Verbindung Auckenthaler –
Direkte.

Foto: M. Sturm

Front geschworen hatte, daß ich – falls ich überhaupt heil in die Heimat zurückkommen würde – fürderhin ein gefahrloses, geruh-sames Dasein genießen würde, rannte ich daheim ehestens mit Freunden wieder auf gefährlichsten Pfaden im noch einsamen Gebirge herum. Es wird wohl die Reaktion auf das Herdenleben beim „Barras“ und auf das Eingepferchtsein in Baracken nach Kriegsende gewesen sein. –

Mit Busenfreund Sepp Spiegl bereite ich mich in Brixlegg vor für die Direkte Lalidererspitze Nord. Der Rundfunk hat Schlechtwetter prophezeit, es pressiert uns nichts. Auf einmal geraten wir in Aufregung. Der „alpine Spionagedienst“ hat uns geflüstert, daß die Konkurrenz schon in der Wand sei! Der Rainer Kuno soll dort herumgeistern mit dem Herbert Eberharter. Da leidet es keine Späße mehr, von denen halte ich sehr viel. Überstürzt radeln wir los. Gar nicht einfach war vorher die Proviantbeschaffung gewesen. Wir müssen uns auf eine längere Belagerung einrichten. Lebensmittel sind in dem Nachkriegshungerjahr noch rationiert und können nur umständlich „organisiert“ werden ... Ein rupfener Sack wird prall gefüllt mit Kartoffeln, Kraut und Rüben. Sie stellen die Vitamine dar und sollen außerdem den Magen täuschen; alte Blechdosen randvoll mit „duftendem“ Schöpsenfett, veredelt mit Spuren von Butter, sowie ein Beutel mit Polenta – die Kraftnahrung. Pfeifentabak und eine abgewetzte Militärhose als Tauschobjekt für die Almerer von Ladiz sind zusätzlich im Rucksack verstaut. Ein Spezi und Rofan-Tiger, der Heim Wastl, hilft uns tragen. Er wird zum „Basislagerverwalter der Expedition“ ernannt.

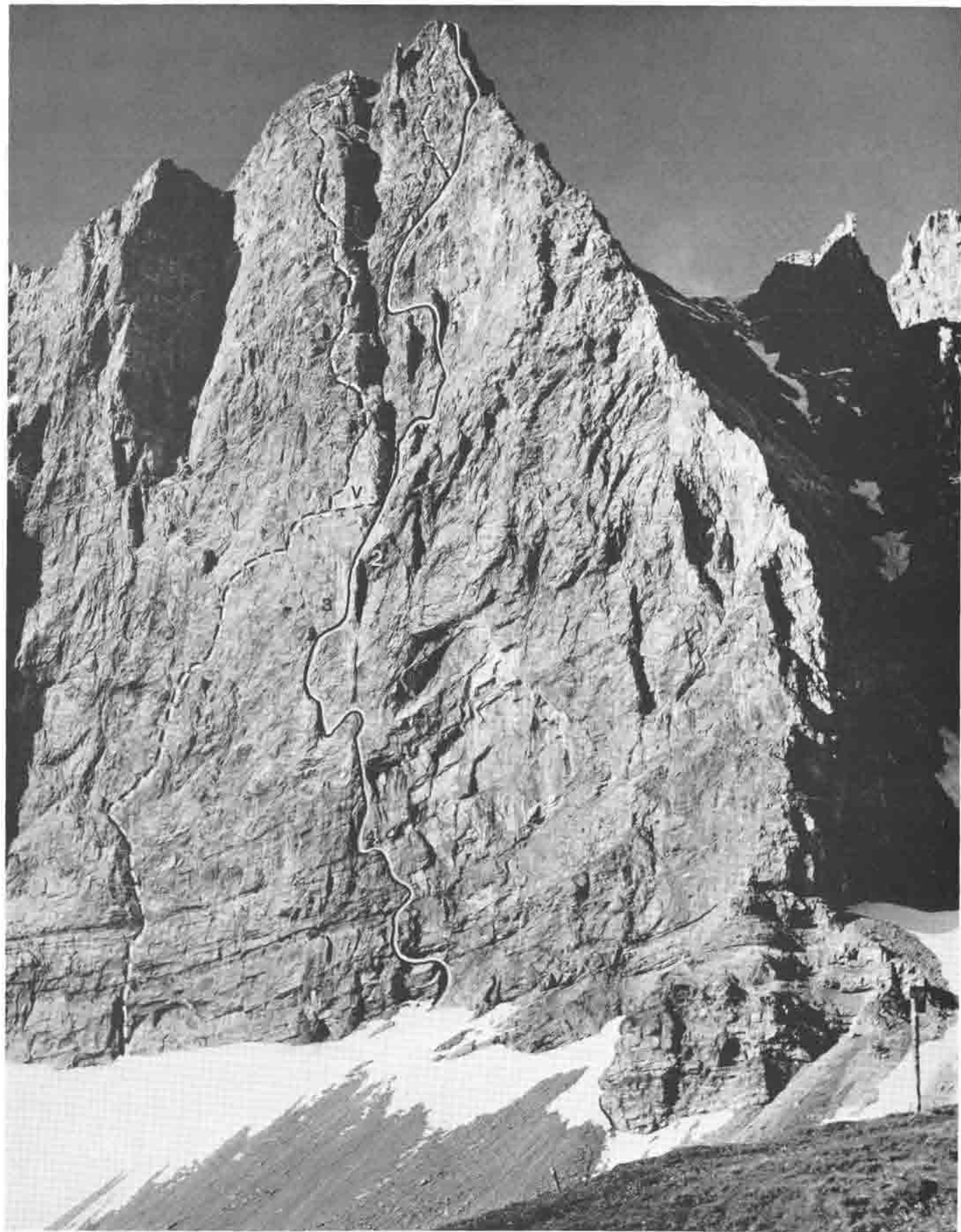
Schwitzend schleppen wir die Kulilasten vom Achensee über die Jöcher zur Falkenhütte. Im Geiste sehen wir Kuno & Co. schon hoch oben in der Wand herumwerkeln. Aber die Befürchtung erweist sich als unbegründet. Die beiden „Rivalen“, alte Freunde, verweilen ohne böse Absichten in Bezug auf unser Vorhaben in der Hütte, „begnügen“ sich mit anderen großzügigen Touren und überlassen uns vornehmerweise den Vortritt.

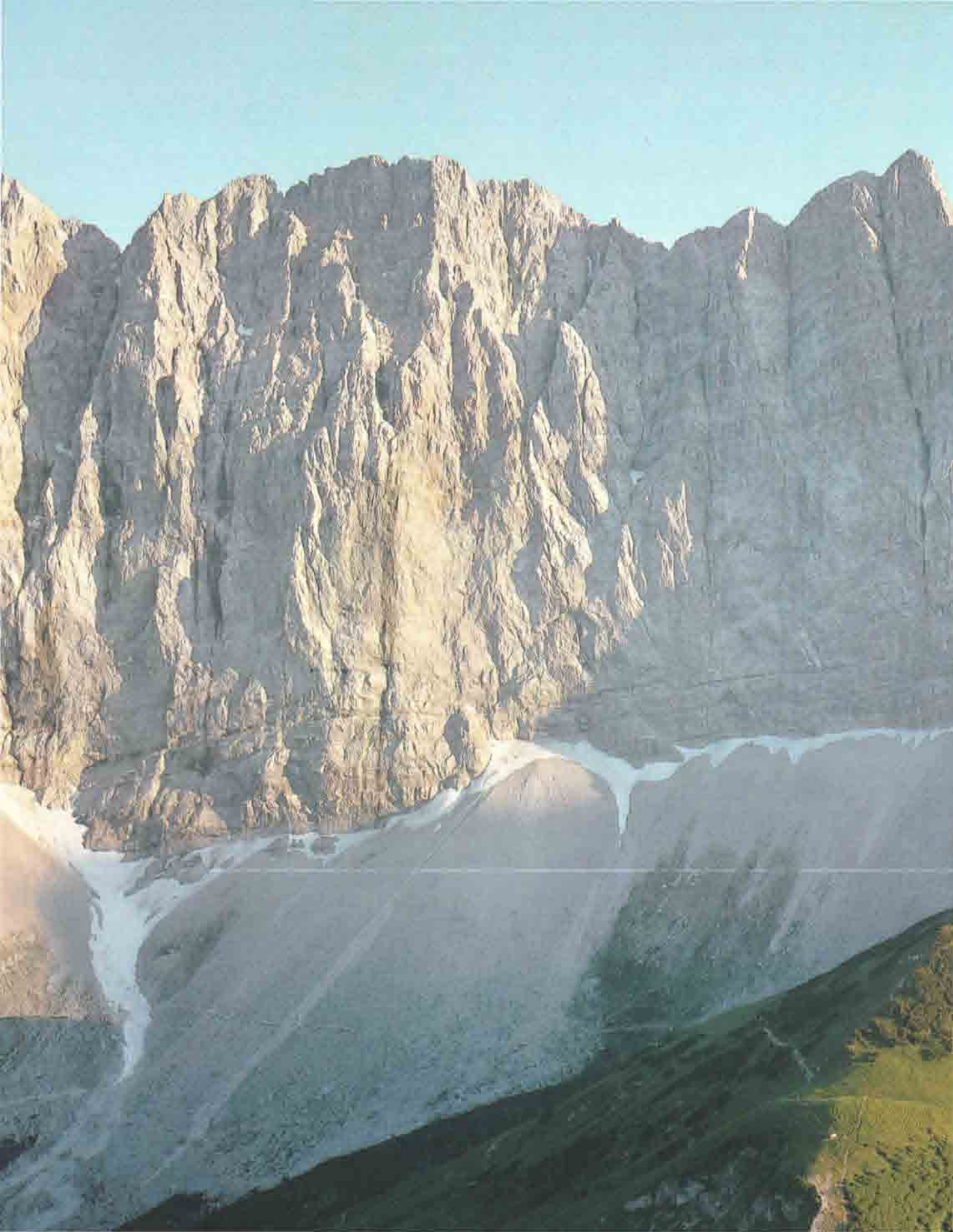
*Der Seilquergang
in der „Direkten Laliderer-Nordwand“,
aufgenommen
während der
ersten Winterbe-
gehung (s. Seite
73).*



Foto: H. Wagner

Am nächsten Tag verbeißen wir uns in die „Direkte“! Wir stehen vor dem Gelben Riß, unterhalb der Umkehrstelle von 1936. Der Sepp soll nun voraus den luftigen Riß voll aussteigen, ich dann mit geschonterer Kraft den Weiterweg in Neuland erzwingen; irgendwie durch den nahegerückten Sperr-Riegel des schwarzgelben Wandausbruches, der balkonartig über uns ausladet. Wir halten ihn für die Hauptschlüsselstelle der gesamten Route. In blendender Form packt der Sepp den Riß an, klettert schnell, fast zu riskant für meinen Geschmack, schnappt sich den soliden Stift, welchen ich vor 10 Jahren zum Abseilen geschlagen hatte, hängt rasch Karabiner und beide Seile ein. Es kann nichts mehr passieren, ich atme auf. – Er schafft auch das Reststück des „Gelben“ in gleich dynamischer Weise und meldet vom Standplatz aus euphorisch herunter, „der reinste Fahrradweg“ würde weiterführen. Das war eine ziemliche Untertreibung und traf vergleichsweise bloß für die anschließenden paar Meter zu. Der Seppei kommt mir heute überhaupt ein bißchen leichtsinnig vor, da setze ich mich wieder gerne an die Spitze. Und jetzt seh' auch ich mit Erleichterung, am Rande des „Balkons“ gibt es einen Durchschluß. Vorerst aber bringt mich ein abdrängender Spalt, der handbreit und glatt ausläuft, ins' Schwitzen. Aus ihm heraus muß ich mich unter dem Balkonwanst schräg links aufwärts schwindeln. Das läßt sich nur mit Hilfe eines Holzkeils bewerkstelligen, den ich – als passionierter Freikletterer – mit einem schlechten Gewissen in die schmale Kluft eintreibe. Ich empfinde es als Verstoß gegen die klettersportlichen Regeln. Nun steck ich selber in diesem Dilemma der Jungen, die sich neue Felswege erschließen wollen und dafür den übermäßigen Einsatz von „unfairen“ technischen Hilfsmitteln in Kauf nehmen müssen. – Den Balkon hab ich überlistet und leichteres Gelände erreicht. Das Hauptbollwerk ist überwunden! Zur Trichterschluft würden von hier aus in idealer Linie tiefe Einrisse leiten. Von ihren Überhängen plätschert ein Wasserlein herab. Mit einem Seilquergang schleich ich deshalb 15 Meter nach links zu einem flacheren Absatz. Ein Rißkamin würde zweifelsohne ein Höherkommen unter das Dach ermöglichen, mit dem die Gipfelschlucht abbricht – als zweite fragliche Barriere der geplanten Föhre. Doch vom Dach gischt ebenfalls das kalte Naß in Strähnen herab. Keine Chance, Umkehr. Unser Erkundungsvorstoß hat uns trotzdem mehr als erwartet eingebracht. Sechsmal pfeifen die Seile durch die Luft. Im Dülfersitz fahren wir in wilder Ausgesetztheit zur Tiefe. – Das Wetter hat umgeschlagen. Tagelang gluckst es aufreizend aus der Dachtraufe. Und den Sepp befällt eine Blutvergiftung am Oberarm, er ist dick angeschwollen und bereitet dem Kumpel heftige Schmerzen. Als Seilschaft sind wir damit außer Gefecht gesetzt. Aber der Rainer Kuno, der sitzt ja noch in der Hüttenkuchl herum, seit gestern ohne Partner. So verbünden wir alte Freunde uns wieder einmal als Gespann wie bei früheren Fahrten. Wir vertrauen einander uneingeschränkt. Nach wie vor sperren schwarze Sickerstreifen die untere Hälfte der „Direkten“. So wollen wir sie vorläufig auf der „Auckenthaler“ umgehen, nach rechts bis oberhalb des Schluchtwulstes traversieren und von ihm aus einen geraden Ausstieg durch den oberen Wandteil zur Spitze suchen. Nach einer verregneten Nacht klettern wir die Auckenthaler-Route empör und über das sandige Band in die Schlucht hinein, welche







die Wand bis zum Gipfel spaltet. Kuno quert aus ihr heraus raffiniert nach rechts zu weißgescheuerten Felsbuckeln. Dann winden wir uns über eine leichtere Stufe höher, durch einen brüchigen Kamin auf den Kopf des „Gelben Pfeilers.“ Ein nasser Überhang wehrt sich, eine glitschig feuchte Verschneidung, eine glatte Platte und ein letzter Felsvorsprung stellen sich uns noch entgegen, dann legt sich die Wand zurück. Es ist auch höchste Zeit. Fahlgeränderte Wolkenbänke schieben sich über den Hochalmsattel heran. Schlagartig und mit voller Wucht überfällt uns das Hochgewitter. Wehrlos dem Wüten der Elemente preisgegeben, pressen wir uns an die Wand und können nur auf das Glück vertrauen. Eiskaltes Wasser und Hagelkörner rinnen hinter der Kleidung an unseren Körpern herab. Sturzbäche rauschen durch die Schlucht, verschwinden im brodelnden Dunst. Ohrenbetäubendes Gellen naher Blitzeinschläge, vorbeischnurrende Steinsplitter, Schwefelgestank – unmittelbar drohende Todesgefahr.

Das Unwetter hat sich ausgetobt. Ausgekältet bis auf die Knochen arbeiten wir uns über die tiefende Wand hinauf, die der wallende Nebel phantastisch verzerrt und stoßen auf eine gut gangbare Rampe. Wir wissen, von hier aus wäre ein bolzengerader Ausstieg zur Spitze bei normalen Verhältnissen unproblematisch. Jetzt aber, im Nebel mit eingeschränkter Sicht, ziehen wir es vor, zum Nordgrat hinaus zu „flüchten“, den wir knapp unterhalb des Gipfels betreten. Am Steinmann wringen wir frierend die vollgesogenen Hemden aus. Es kann unsere Stimmung kaum drücken. Das für heute gesteckte Ziel ist erreicht.

Drei Kameraden kletterten gleichzeitig über den gesamten Nordgrat herauf. Gemeinsam steigen wir bei Dämmerlicht und neuerlichem „Segen von oben“ über die Spinderroute ab. Kuno kennt sie vom Vortag her. Wie mit Radar-Augen steuert er uns in zunehmender Dunkelheit da hinunter. Wir müssen die Griffe ertasten. An unseren zusammengeknüpften Stricken, Reepschlingen und Hammerschnüren gelangen wir zum Anfang der Drahtseilversicherungen und mit ihrer Hilfe zum Einstieg. In pechschwarzer Finsternis rutschen und kollern wir das schier endlose Blockkar talab. Bei strömendem Regen nimmt uns um Mitternacht die Falkenhütte auf – dank der Bravourleistung vom Kuno.

Bei lausigem Wetter marschieren die „Konkurrenz-Seilschaften“ einträchtig heimwärts. Aber ungestört ist noch immer das Verbindungsstück von der unteren zur oberen Wandhälfte, die Barriere des Schluchtüberhanges als Fragezeichen verblieben. – Im Herbst nisten der Spiegl Sepp und ich uns wieder auf der Falkenhütte ein. Die glitzernden Streifen unterm Schluchtüberhang sind kurz und schmal geworden, der Fels trocknet aus. Auf geht's! – Der Seilquergang liegt hinter uns. Überraschend leicht verhilft uns gestufter Fels bis zum Sockel des Gelben Turmes, der unter dem Schluchtüberhang endet. Der Turm formt mit der Wand einen mehrfach überhängenden Kaminriß. Ich zumindest überwinde ihn nur mit einer Art von Hemmungen, wie ich sie beim Klettern noch nie kennengelernt hatte. Denn der schlanke Torre vibriert und tönt unheimlich „hohl“ bei jedem Hammerschlag, der einen Haken in seinen Leib jagt. Und wie ich mich in den engen Spalt zwischen Wand und Turm zwänge und mich gegen ihn stemme, plagt mich die grausige Vorstellung, ich könnte ihn von der Wand

wegdrücken... Das ist zwar absolut lächerlich und wider die geringste Wahrscheinlichkeit. Bei der Eisschmelze in jedem Frühjahr wirken seit Jahrtausenden urgewaltige Sprengkräfte darauf ein, ohne ihn zu fällen – belehrt mich die Ratio. Trotzdem überschichten kaum verdrängbare Angstgefühle dieses Argument. Wir sind ja mit dem steinernen „Koloß auf tönernen (schmalen) Füßen“ durch Haken und Seil verbunden. Das erinnert mich drastisch an das einprägsame Bibelgleichnis vom „Mühlstein um den Hals gehängt“. . . Ich glaube nicht, daß es unseren Nachfolgern ebenso erging. Sie werdeh vermutlich lachen, wenn sie das lesen. Mich jedenfalls kostete es viel Willensaufgebot, diese hindernde Zwangsvorstellung niederzuzwingen.

Vom Alldruck befreit, hocken wir auf der Turmspitze unter dem Schluchtwulst. Er wirkt von hier aus gar nicht mehr so wild. Zwei feine Reißadern sind ihm eingeritzt. Auf den ersten Blick schon sehen wir, daß er mit zwei Haken und Seilzug uns gehören wird. Ein Spreizschritt zum rechten Reißchen, ich setz einen Stiften in ihm an. Etliche Schläge drauf, ein leichtes Krachen und Klirren – ich halte bloß noch den abgebrochenen Stiel des Hammers in der Faust; sein Eisenkopf hat sich, dem Gesetze der Schwerkraft folgend, empfohlen. Es wird peinlich ungemütlich für mich, an kleinen Griffen verkrallt, in quälender Ausgesetztheit. Mein Fingerschmalz ist fast verbraucht, bis der Sepp seinen Schlegel an eine Reepschnur zu binden vermag, ihn ein paarmal zu mir heraufwirft und ich ihn endlich zu fassen kriege. Dann ist das Schluchtbollwerk genommen. Und damit der Anschluß an die Gipfelroute vom Kuno und mir gefunden – das Problem „Direkte Lalidererspitze“ Nordwand ist vollständig gelöst!!!

Eine jugenhafte Freude quillt in mir auf. Vor 10 Jahren wäre sie noch überschäumend gewesen, nun ist sie schon ein wenig gedämpft. Ich glaube nicht, daß die Bergsteigerei ihren „erhabensten“ Ausdruck im „Besiegen“ extrem schwieriger Wände durch Verwendung von Haken und dergleichen mehr, zur *Fortbewegung*, findet. Bereits die beiden ganz kurzen „übernagelten“ Passagen in unserer Führe stören mich. Ein Zuviel an technischem Aufwand? Durfte ich geringfügige Abstriche an meiner Einstellung vornehmen, Zugeständnisse an eine unaufhaltsame Entwicklung machen, um eine großartige Wand „erobern“ zu können. . .? Vielleicht – ja. Es ist letztlich eine Frage des gegenseitigen Abwägens geistiger Werte und schwer zu beantworten. War eine Komponente nackter Geltungsdrang? Ich geh' mit mir streng ins Gericht. . .

Ich spinne den Gedanken weiter aus. Wohin wird die Entwicklung der herrlichen Kletterei, die der Alpinistik allgemein, treiben? In Ansätzen vermeine ich eine nivellierende Vermassung der Menschen, eine Entseelung, zunehmenden Materialismus zu erkennen. Wenn sich das Rad der Zeit auch nicht mehr zurückdrehen läßt, wenigstens die Berge sollten als eine Insel erhalten bleiben, auf der jeder seine Eigenpersönlichkeit ausleben, den Zwängen des Alltags entfliehen, die Freiheit finden kann. Ob dies tatsächlich möglich sein wird. . .?

Wir rasten über dem Schluchtwulst neben einer ausgeschliffenen Wanne und schlürften kühles, glasklares Wasser daraus. Und jetzt will ich nicht mehr nach Sinn und Nutzen unseres Unternehmens

fragen und alle Zweifel, die sich an den analysierenden Verstand herandrängen, die banne ich weit weg, um mir die Erfüllung meines Jugendtraumes nicht selbst zu vergällen. Man darf ja auch eine Blume, an deren Schönheit man sich zu erfreuen gedenkt, nicht zerplücken, um zu sehn wie sie „drinnen“ aussieht.

Vom Bayrischen her Donnerschläge. Ein Hochgewitter schiebt sich durch das Johannestal heran. Wieder stehn wir vor einer harten Entscheidung. Hinauf? – mit einem wackligen Hammer bloß und wenigen Haken – vor einem Wettersturz? Der Entschluß kann nur lauten: Umkehr.

Wir traversieren nach links zur Auckenthaler-Route und steigen über sie ab. Vom Einstieg aus muß ich ungesichert zum Abseilstift hinauf, um die verkrangelten, bocksteifen Hanfstränge zu entwirren. Im Kar stülpen wir uns den Zdarskysack über unsere Dick Schädel. Hagelgeschosse bis zu Walnußgröße trommeln drauflos.

Die Wände bleiben regenverhangen. So langsam wird es langweilig in der Hütte – zumindest für mich.

Ob ich das Schlußkapitel vollinhaltlich ehrlich erzählen soll? Es entspricht so gar nicht den klischeehaften Schilderungen eines „hehren Kampfes um eine große Wand“, die Akteure Tugendbolde, beseelt von nur „lauteren“ Gedanken, die ausschließlich nur um dieses Ziel kreisen. Und ob es gerade erzieherisch wirkt für die reifere Jugend? Vielleicht doch, „als warnendes Beispiel“... Alsdann: Ein ordinärer Durchfall laugte mich aus und setzte mich zwei Tage schachmatt. Dem Seppi kommt die Ruhepause offensichtlich nicht ungelegen, er nützt sie weidlich aus. Aber statt verborgene Haken gradzuklopfen und sich an braven Bergbüchern zu erbauen, versündigt er sich arg am strengen Geist alpinistischer Askese. Er begibt sich andauernd auf Liebespfade.

Am dritten Morgen wäre ich wieder gut beieinander. Die Nordwand rötet sich im ersten Streiflicht eines Schönwettertages. Die Rucksäcke liegen fertig geschnürt in der Kammer, doch das Bett vom Kumpel ist leer und unbenützt. Diskretion verbietet mir, ihn in den verschiedenen Kemenaten aufzustöbern. Ich weiß nicht einmal in welcher er sich aufhält. Der Tag ist verloren und – bei allem Verständnis für derlei Eskapaden zur richtigen Zeit – mein Humor detto. „Doch Gottes Mühlen mahlen langsam aber sicher“; wie sich noch erweisen wird. Nächster Morgen: Der Schwerenöter wandelte auch diese Nacht auf Abwegen, hat sich jedoch vor Sonnenaufgang in meine Klause hereingeschlichen und startbereit gemeldet. In Allerherrgottsfrühe kraxeln wir in der staubtrockenen Laliderer. Heute wollen wir die gesamte „Direkte“ in einem Zug durchklettern und damit den der Führe noch anhaftenden kleinen Schönheitsfehler ausmerzen. Ich fühle mich in einer Kondition wie in jungen Jahren, fast packt mich der alte Rausch im Fels. Heut' zeigen wir's der Bauernwand! Zustoßen kann uns rein gar nichts mehr, wir kennen alle Stellen auswendig, sie sind auch bestens „eingenagelt“. Wir klettern schnell, jeder je zwei Seillängen in „überschlagender“ Manier als Führender. Der fatale Gelbe Riß! Das vorigemal war ich voraus an der Reihe, diesmal trifft den Spezi. Es paßt mir schon nicht recht. Sonst ist der bullige Sepp ein ruhiger, dennoch kämpferischer Felsenfresser. Heute wirkt er nicht kraftstrotzend, eher „abgekämpft“, unausgeschlafen... Er fingert

nervös nach Griffen, scharrt nach Tritten. Sepp hängt acht Meter über meinem schlechten Standplatz droben im Riß, stockt beunruhigend lange, doch bereits in Armreichweite zum Haken. Es wird verdammt ernst. Wenn er bloß noch den rettenden Stift erwischen würde. Gottseidank, jetzt tappt er nach dem Haken – erwischt ihn nicht mehr! Ein heiserer Angstschrei: „Hias!“ – im nächsten Augenblick stürzt er frei durch die Luft stöhnend an mir vorbei und baumelt regungslos zehn Meter unter mir am Doppelseil. Erst auf meine Anrufe hin besinnt er sich, daß er noch am Leben sei. Ich kann ihn auf ein Band hinablassen. Der wenig vertrauenserweckende Standhaken und meine Hände haben gehalten. Aber ein Strick ist eingerissen und Sepp klagt über Schmerzen am Fuß. (Er hatte ein Fissur im Sprunggelenk). Und mein rechter Daumen hängt zurückgeklappt und schlaff an der gequetschten Hand herab (Zerrissene Gelenkkapsel, diagnostizierte der Onkel Doktor). Ich koche vor Zorn. Gegen jede Vernunft will ich weiter hochsteigen, richte den Daumen ein. Aber beim geringsten Versuch einen Griff zu umfassen, rutscht er mir wieder aus der Kapsel heraus. (Und weh hats auch getan). Wir müssen zurück – aus ist der Traum. – Umständlich seilen wir uns ab. „Geschlagen ziehen wir nach Haus“. Er hatscht auf Latschenkrücken und ich trag die verbundene Hand in einer Schlinge; sie lag den ganzen schönen Herbst in Gips. Und zwei Rucksäcke hab ich am Buckel und eine stille Wut im Bauch. Die Wand, sie wäre so trocken jetzt. (Die Führe zusammenhängend in einem Zug zu begehen, gelang 1947 schließlich Hermann Buhl und Luis Vigl. d. Red.)

Ein sonnig klarer Herbsttag wirds. In der kühlen Luft liegt der erfrischend säuerliche Gärungsgeruch welkender Blätter und Beeren. Und alle Grashalme und das gelbe Laub der Ahorne leuchten im flachen Gegenlicht wie pures Gold. Blauverschattet ragt die vertraute Riesenmauer hinter braunen, warmen Almböden auf. Ich hadere schon nicht mehr mit dem Geschick wegen dieser Wand. Sie wird unwichtiger, je weiter wir davonhumpeln. Es war einfach ein Abenteuer im Fels gewesen. Und ihre Schwierigkeit? Ob es wirklich ein „Sechser“ war, das ist mir gleichgültig. Es war jedenfalls leichter, als wir vorher angenommen hatten. Und die Stärke eines Bergerlebnisses ist keineswegs durch den Schwierigkeitsgrad bestimmt.

Wir stapfen langsam über den Hochalmsattel nach Scharnitz hinaus. Verkrampfter sportlicher Geltungsdrang löst sich und unser Denken kommt aus dem engen Bannkreis der Nur-Wände, Griffe und Haken heraus, in den man sich unbewußt oft nur hineinsuggeriert.

Und immer tiefer empfinden wir dafür das Bild der verlassenen Almen, des sterbenden Hochwaldes, die Farbensymphonie des herbstlichen Karwendels – den Berg! Andere Werte als nur der „VI. Grad“ bekommen wieder Gewicht für uns, andere Lebensziele, reifere, schieben sich vor. – Aber hinter uns wartet diese wunderbare romantische Welt – für jeden, wann immer er sie braucht und sucht. –

Ich glaube, für mich wird dieses Wildland nie seinen starken Zauber verlieren. Es wird mich auch auf die „alten Tage“ noch in seine Täler hineinziehen – auch nur um zu wandern, im Gras zu liegen und zu schauen...

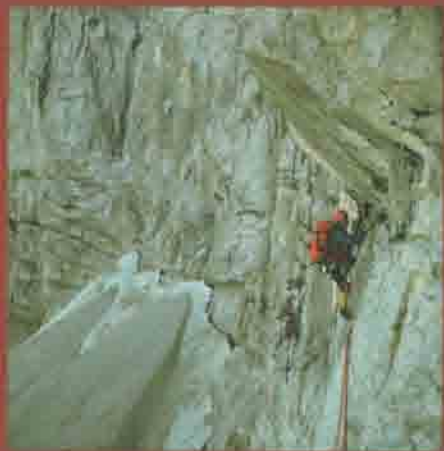


Nordwand- szene:

*Oben:
In der Auckenthaler-
föhre der
Lalidererspitze.*

*Unten:
In der Schmid/
Krebsföhre an der
Lalidererwand.*

*Fotos:
W. Lang*



Karwendel – Abenteuer für Generationen

Winterbergsteigen – Nacherschließung

Helmut Wagner/Heinz Mariacher

Erste Winterbegehung der Direkten Laliderer Nordwand

Helmut Wagner

Noch vor gut einem Jahrzehnt mußte, wer als Spitzenalpinist gelten wollte, diese Geltung durch eine entsprechende Anzahl entsprechend anspruchsvoller Winterbegehungen nachweisen. Heute gelten Expeditionserfolge als solches Kriterium. Das Winterbergsteigen hat an öffentlichem Interesse eingebüßt – nicht unbedingt zu seinem Nachteil. Die Bergsteiger selber haben nämlich die Disziplin des Winterbergsteigens weitgehend pervertiert. Da die alpinen Chronologen ohne Rücksicht auf sonstige Umstände jede Unternehmung als Winterbegehung werteten, wenn sie nur im Zeitraum des kalendarischen Winters erfolgten, wurde es unter allzuvielen Bergsteigern Mode, in diesem Zeitraum Wandfluchten zu durchsteigen, in denen ihrer Steilheit wegen ohnehin kaum Schnee haften blieb, die deshalb auch vorwiegend technisch bewältigt wurden und nach Möglichkeit auch noch sonnengünstig gelegen sein sollten. Anstiege also, für deren Begehung außer den niedrigeren Temperaturen (auch nicht immer) und den kürzeren

Unmittelbar nach der Durchsteigung der Laliderer Nordverschneidung vom 5. zum 6. Jänner 1964 kam uns während der Biwaknacht auf dem Gipfel der Lalidererspitze der Gedanke, uns auch an der direkten Nordwandföhre Rebtsch–Spiegel–Rainer zu versuchen.

Bereits drei Wochen später waren Rolf Walter und ich wieder unterwegs zur Falkenhütte. Die einzige Hilfe, die wir für dieses Unternehmen in Anspruch nahmen, war Peter, der uns nach Arbeitschluß mit seinem VW nach Hinterriß brachte. Schon hier mußten wir erkennen, daß in der Zwischenzeit nördlich der Kalkalpen mehr Schnee gefallen war als drüben im Inntal.

Wir nehmen Abschied von Peter und steigen mit unseren schwer gepackten Rucksäcken über die Engalm und das Hohljoch zur Falkenhütte auf. Knetiefel Pulverschnee erschwert unser Weiterkommen. Erst nach Mitternacht erreichen wir das Joch. Nun gön-

nen wir uns die erste Rast: Vor uns hebt sich gewaltig die Silhouette der Lalidererwände ab. Langsam senkt sich der Mond hinter den Grat, weit ab in das Johannestal fallen die Schatten dieser riesigen Wand. Erst jetzt wird uns die Abgeschiedenheit, in die wir uns begeben, bewußt. Die Kälte dringt durch unsere Kleider und ermahnt uns zum weitergehen. Die Hütte liegt zwar zum Greifen nahe, aber die steilen schneebedeckten Schutthalden am Fuße der Grubenkarsspitze, Dreizinkenspitze und Lalidererwand machen uns noch schwer zu schaffen. Oft sinken wir zwischen Felsblöcken bis über die Hüften in den lockeren Schnee ein. Die Füße finden keinen festen Halt, und der Rucksack wirft uns ständig aus dem Gleichgewicht. So wühlen wir uns förmlich auf allen vieren durch den Schnee und erreichen erst um 3 Uhr morgens die Hütte. An ein Einsteigen in die Wand an diesem Tag war wohl nicht mehr zu denken. Vorerst wollen wir nichts anderes als schlafen: Der

Tagen nach Möglichkeit keine anderen Verhältnisse einzukalkulieren waren als im Sommer. Es ist ja so schön, seinen Namen in alpinen Chroniken wiederzufinden. Die großen Karwendelwände eignen sich naturgemäß schlecht zum Einhandeln solch billiger Prominenz. Diese Wände im Winter zu durchsteigen ist in der Regel ein Unternehmen großen Stils. Als das Winterproblem im Karwendel galt Jahre hindurch die mehr als 1000 m hohe Direkte Nordwand des Großen Bettelwurfes. Zahlreiche Versuche sehr namhafter Bergsteiger, darunter Kuno Rainer, scheiterten schon beim Zustieg zur Wand wegen Lawinengefahr. Erstmals erfolgreich blieben am 18. 3. 1961 Rolf Walter und Helmut Wagner. Derselben Seilschaft gelang es vom 25. bis 27. 1. 1964 auch, die Direkte Nordwand der Lalidererspitze erstmals im Winter zu durchsteigen. Der Telfser Helmut Wagner berichtet darüber im folgenden Beitrag. Und nicht zu vergessen: Heute findet der große Alpinismus weitgehend an den Bergen der Welt statt. Es ist aber noch nicht so lange her, da mußten Winterbegehungen von Wänden, wie sie das Karwendel zu bieten hat, den österreichischen und deutschen Bergsteigern als hochwertiger Ersatz für nicht zugängliche Westalpenfahrten (nicht zu reden von Expeditionszielen) dienen. Solche Zeiten will niemand mehr herbeibeten. Doch könnte es wohl sein, daß die steigenden Energiekosten und die dadurch eingeschränkte Mobilität auch der Alpinisten, diese sich zunehmend wieder auf die Bewährungsproben besinnen läßt, die in den eigenen Hausbergen zu finden sind. d. Red.

nen wir uns die erste Rast: Vor uns hebt sich gewaltig die Silhouette der Lalidererwände ab. Langsam senkt sich der Mond hinter den Grat, weit ab in das Johannestal fallen die Schatten dieser riesigen Wand. Erst jetzt wird uns die Abgeschiedenheit, in die wir uns begeben, bewußt. Die Kälte dringt durch unsere Kleider und ermahnt uns zum weitergehen. Die Hütte liegt zwar zum Greifen nahe, aber die steilen schneebedeckten Schutthalden am Fuße der Grubenkarsspitze, Dreizinkenspitze und Lalidererwand machen uns noch schwer zu schaffen. Oft sinken wir zwischen Felsblöcken bis über die Hüften in den lockeren Schnee ein. Die Füße finden keinen festen Halt, und der Rucksack wirft uns ständig aus dem Gleichgewicht. So wühlen wir uns förmlich auf allen vieren durch den Schnee und erreichen erst um 3 Uhr morgens die Hütte. An ein Einsteigen in die Wand an diesem Tag war wohl nicht mehr zu denken. Vorerst wollen wir nichts anderes als schlafen: Der

Winterraum bietet uns dazu Schutz. Ski oder Schneereifen hätten uns diesen Anstieg bedeutend erleichtert, aber die guten Schnee- verhältnisse während des Anstiegs zur Nordverschneidung verleiteten uns, auch noch diese Hilfsmittel einzusparen. Diese Entscheidung kostet uns einen Tag, der nicht eingeplant war. Am Nachmittag erwachen wir mit einem Riesenhunger. Unser Proviant ist knapp für drei Tage kalkuliert, und hätte ich nicht schleunigst aus Restbeständen, hartem Brot, ranziger Margarine und etwas Speck eine üppige Suppe gekocht, so würde es Rolf sicherlich nicht schwer fallen, unseren Proviant schon heute zu verzehren. Zum Einstieg legen wir noch eine Spur und erkunden mit all unseren Sinnen den Anstieg durch diese gewaltige Mauer aus Fels und Schnee. Kein Wind, kein Stein, kein Lebewesen durchbricht die Stille unseres Seins. In mir verspüre ich Freude und Kraft, aber auch Ehrfurcht und Angst machen sich breit. Keiner von uns fragt nach dem „Warum“, wir haben uns dazu entschlossen und freuen uns über unser „Tun“.

Hinter uns steht kein Zwang, keine Presse, keine Firma, nur ein kleiner Freundeskreis, der davon weiß. Für uns zählt allein das Erlebnis, das Abenteuer! Daher lehnen wir jede störende äußere Einflußnahme ab.

Vielleicht gab uns dies die Kraft? Am liebsten würden wir gleich einsteigen, aber vorerst hindert uns daran die aufkommende Nacht. Mit großer Spannung erwarten wir den neuen Tag. Lange Zeit liegen wir wach und unterhalten uns über dies und jenes, jede Einzelheit besprechen wir, aber so manche Frage bleibt offen. Ich bin nun sehr müde und will schlafen, versuche meine Gedankengänge zu verdrängen, die Spannung in mir ist jedoch viel zu groß, ich liege wach und warte ungeduldig auf den Morgen. Zum packen gibt es bei uns nicht viel, unsere Rucksäcke sind klein, die Ausrüstung gleicht etwa einer mittelschweren Westalpentour im Sommer.

Um 8 Uhr stehen wir am Einstieg. Zwei 40-Meter-Seile verbinden uns für die kommenden Tage und Nächte.

Jedem von uns ist bewußt, Hilfe von außen können wir hier nicht erwarten. Wir beherrschen aber nicht nur das Klettern, sondern ebenso die behelfsmäßige Rettungstechnik für einen eventuellen Rückzug. Das war für uns schon immer oberstes Gebot in der Auseinandersetzung zwischen Natur und Mensch.

Rolf geht die erste Seillänge an. Zwei aufeinanderfolgende senkrechte Verschneidungen bilden die Einleitung. Sie sehen von unten nicht gar so übel aus – aber was nicht ist, kann noch werden! Der Fels ist abschüssig, brüchig und mit Schnee bedeckt. Bei jedem Schritt und Tritt fällt von oben Schnee auf meinen Kopf. Nur langsam gleiten die Seile durch meine Hände. Die Bewegung wird gestoppt, ich rufe: „Rolf, wie gehts?“ – „Gut!“ – Ruckartig bewegen sich wieder die Seile, dann kommt der Ruf: „Der erste Haken, bin am Stand!“

Mittlerweile ist durch das Stehen die Kälte in meinen Körper gedrungen. Rolf nimmt das Seil ein, ich ziehe die Handschuhe aus und steige nach. Mich friert an den Fingern, bald habe ich überhaupt kein Gefühl mehr und hänge ganz gotterbärmlich in der senkrechten zweiten Verschneidung. Die Griffe sind glatt und teilweise vereist, der Rucksack zieht mich hinaus, ich finde kaum noch





Halt. Wie mag Rolf ohne Zwischensicherung hier nur hinaufgekommen sein? „Rolf, gib Zug!“ Das waren meine einzigen Worte, die ich noch hervorbrachte. Ein guter Griff rettete mich aus dieser Lage. Ich steige weiter. Am Standplatz angekommen, versuche ich vorerst meine Finger aufzuwärmen. Sie beginnen zu schmerzen, das Kribbeln wird immer schlimmer, bald beginnt das Blut in ihnen zu kochen. Langsam weicht der Schmerz, Wärme und Gefühl kehren wieder zurück. Jetzt bin ich an der Reihe. Es folgt ein etwa zehn Meter Linksquergang auf einer geneigten Platte, die mit zirka fünfzehn Zentimeter Schnee bedeckt ist. Langsam und vorsichtig taste ich mich an kleinsten Griffen und Tritten hinüber. Kostbare Zeit geht mit der Schneeräumung verloren, aber damit werden wir uns bei diesem Unternehmen abfinden müssen. Erfreut lege ich den ersten Zwischenhaken vom Schnee frei, hänge mein Seil ein und umgehe einen abweisenden Überhang. Ein senkrechter Riß leitet zum nächsten Stand. Rolf kommt nach, auch er hat jetzt Probleme mit seinen Fingern. Langsam gewöhnen wir uns an die Schwierigkeiten, den Schnee und die Kälte. So ringen wir dieser Wand abwechselnd in der Führung Seillänge um Seillänge ab. Um die Mittagszeit klettern wir links der gelben Wandausbrüche an brüchiger, senkrechter, teils überhängender Wand empör. Trotz der klettertechnischen Schwierigkeit empfinden wir

in diesem von Schnee und Eis freigebliebenen Wandteil die Kletterei als angenehm. Ein überaus schwieriger Seilquergang nach links bringt uns wieder in verschneites Gelände. Auf einem Pfeilerkopf beschließen wir unser Biwak zu beziehen. Mit dem Kochtopf graben wir uns ein tiefes Loch in den Schnee, stülpen uns den Biwaksack über und verbringen hier unsere erste Nacht. Rolf trägt zwei Pullover, darüber einen Anorak, ich zu allem Luxus einen Dralon-Steppanorak. Bitterkalt kündigt sich der Morgen an, der zweite Klettertag kann beginnen. Heiße Ovomaltine bringt uns wieder auf die Beine. Weit draußen im Alpenvorland leuchten die Gipfel im ersten Sonnenlicht. Nur im Hochsommer, wenn die Sonne am höchsten steht, fallen hier einzelne Strahlen ein. Die Natur ist hier öde, zum Träumen bleibt kein Raum, die Wand nimmt uns voll in ihren Bann. Nur äußerste Konzentration bringt uns voran. Die folgenden Seillängen haben es in sich. In äußerst schwieriger, freier Kletterei erreichen wir den Kopf des berühmten brüchigen Pfeilers. Nun versperrt uns ein von der großen Schlucht herabhängender Eiswaust den Weiterweg. An seiner linken Seite schlossere ich mich über einen Überhang hinauf und gelange so in die Schlucht. Die sonst glattgescheuerte Schlucht ist mit Schnee ausgefüllt, der uns rasch höherkommen läßt.

Die anschließenden schneebedeckten abschüssigen Steilrinnen, kleingriffigen Quergänge, brüchigen Risse und Verschneidungen erklettern wir durchwegs ohne Zwischensicherung und in absolut freier Kletterei. Die wenigen Tagesstunden zu dieser Jahreszeit verrinnen viel zu schnell. Vor Einbruch der Dämmerung befinden wir uns am Fuß der beiden auffallenden Pfeiler im oberen Wandteil. Akut wird die Suche nach einem Biwakplatz. Mit erhöhtem Risiko klettern wir in der Dämmerung schleunigst die Karmin- und Reißreihe hinauf und erleben oben angelangt eine bittere Enttäuschung. Nur eine schmale Leiste von etwa einem halben Meter Breite dient uns notgedrungen für die zweite Nacht. Bei völliger Dunkelheit suchen wir nach Rissen, um unsere letzten Haken für die Selbstsicherung in den Fels zu treiben. Alles Material wird sorgfältig fixiert, den leeren Rucksack binden wir mittels Reepschnur an der unteren Kante unserer Sitzgelegenheit fest, stecken die Füße in den frei über dem Abgrund baumelnden Rucksack und versuchen uns in dieser Stellung von den Strapazen zu erholen. Lange schmelzen wir noch Schnee für Tee und Suppe, essen und plaudern, damit die Nacht schneller vergeht. Schließlich stülpen wir den Biwaksack über, um uns noch mehr vor Kälte und Wind zu schützen. Bald überwältigt mich der Schlaf, aber die Kälte und die unangenehme Sitzstellung lassen es nicht zu. Uns friert an den Füßen und bald am ganzen Körper. Die Nacht will nicht enden, sie wird für uns zur größten Qual. Schon früh am Morgen bereiten wir uns das Frühstück zu, die Auswahl ist gering, der Proviant beinahe aufgebraucht. Endlich beginnt es zu dämmern. Schwerfällig und unbeweglich verlassen wir den Biwakplatz. Etwa zweihundert Höhenmeter Wand sind noch zu bewältigen. Im Sommer bereiten die Ausstiegsseillängen keine allzugroßen Schwierigkeiten. Vorerst müssen wir diese jedoch erst erreichen. Ein gelber Überhang und die darauffolgende senkrechte, vereiste Verschneidung zeigen uns nochmals was diese Wand zu bieten hat. Nahezu zwei Stunden ringe ich dieser Seillänge Meter für Meter ab. Oben angelangt bin ich am Ende meiner Kräfte. Rolf kommt nach, wir sind nun überglücklich, die größten Schwierigkeiten hinter uns zu wissen. Gleich werden wir jedoch eines besseren belehrt: Die Wand legt sich ab hier zwar etwas zurück, dafür aber nimmt der Schnee zu. Der darunterliegende Fels ist kleingriffig, brüchig und zudem hakenabweisend. Während Rolf klettert, geht der Schnee meist selbst in Form von Lawinen ab. Verzweifelt versucht er einen Haken zu setzen, nach vierzig Meter ist das Seil aus. Ich muß nun nachkommen. Dasselbe Spiel wiederholt sich in der nächsten Seillänge. Physisch sind wir noch in der Lage solche Passagen zu klettern, psychisch überschreiten wir hier längst unsere auferlegten Grenzen. Endlich bringen wir den ersten Sicherungshaken an. Die Wand steilt sich zum letztenmal auf, nach eineinhalb Seillängen erreichen wir den Grat. Die letzten Meter dieser Wand haben uns alles abverlangt. Der Zeitbegriff ging uns verloren. Um 5 Uhr abends stehen Rolf und ich am Gipfel der Lalidererspitze. Während der Nacht steigen wir noch durch tiefen Schnee in das Hinterautal ab. Völlig erschöpft ruhen wir uns am frühen Morgen für ein paar Stunden in einer Wildfütterung nahe der Pürschhütte aus. Wir sind überglücklich, den Berg im völligen Einklang mit der Natur erlebt zu haben.

Laliderer Nordwand „Charlie Chaplin“

Heinz Mariacher

Nach Hias Rebitsch (s. S. 63) soll, den Themenblock „Karwendel“ abschließend, auch die junge, derzeit aktive Kletterergeneration mit der Erlebnisskizze über eine Neutour an der Laliderer-Nordwand vertreten sein. Die Parallelen sind offenkundig. Wie Rebitsch verfügt Heinz Mariacher, der Autor, über ein sportliches Klettervermögen von internationaler Klasse. Er war Teilnehmer am „Ersten Internationalen Sportklettertreffen“ in Konstein (s. S. 79). Zuhause aber fühlt er sich so recht in großen Anstiegen von hoher Schwierigkeit, gleichzeitig aber streng alpinen Charakters, wie sie Civetta, Kreuzkofel, Marmolada oder auch – und das bestimmt gleichrangig – die großen Wände des Karwendels aufzuweisen haben.

Alpingeschichtlich bemerkenswert ist Heinz Mariachers Andeutung, damals, 1977, zum Zeitpunkt der geschilderten Erstbegehung mit Peter Brandstätter sei vom VII. oder gar VIII. Grad noch nicht die Rede gewesen. Tatsächlich galt damals noch eine VI – als „äußerst schwierig obere Grenze“ und damit auch als oberster Schwierigkeitsgrad der UIAA-Skala. Andererseits war längst bekannt, daß entgegen bisheriger Annahmen die Grenzen des frei Kletterbaren in den Alpen noch bei weitem nicht erreicht waren. Die Folge: Hervorragende Kletterer bewerteten ihre Neutouren, je nachdem, wie weit deren Schwierigkeiten von der eigenen Leistungsgrenze entfernt lagen, mit einer entsprechend niedrigeren Ziffer. Daher kam es, daß manche Neutour, bewertet mit IV zum Beispiel, tatsächlich dem Schwierigkeitsgrad einer Fleischbank-Ostwand entsprach. Und die gilt immer noch als „Fünfer“! Da eine Schwierigkeitsskala aber vor allem zuverlässige Information auf nicht ständig sich ändernder Vergleichsbasis bieten sollte, bewertete ebenfalls im Jahr 1977 Helmut Kiene seine „Pumprisse“ am Fleischbankpfeiler (Kaiser) mit VII. Diesen Schritt und die Forderung, die Schwierigkeitsskala nach oben hin offen zu halten, begründete er ausführlich in Heft 4/77 der DAV-Mitteilungen. Unter anderem damit, daß es ein Unfug sei, „die Schwierigkeitsbewertung des Mittelfeldes von den Exzessen an der Spitze her zu dirigieren“. Helmut Kienes mutiger Schritt und seine Begründungen haben überzeugt. Die Öffnung der Schwierigkeitsskala nach oben ist unterdessen durch die UIAA beschlossen und damit „offiziell eingeführt“.

Heinz Mariacher hat aber, wie vernommen, seine Erstbegehung noch in Unkenntnis dieser Entwicklung unternommen und bewertet. Es spricht also einiges dafür, daß der ursprünglich für diese Führe genannte Schwierigkeitsgrad (teilweise VI), dem Maßstab der nunmehr nach oben hin geöffneten UIAA-Skala entsprechend, um einiges höher anzusetzen ist. Bezeichnend aber für Heinz Mariacher ist es – und auch darin zeigt sich seine Geistesverwandtschaft mit Hias Rebitsch –, daß ihn Schwierigkeitsgrade offensichtlich so sehr nicht interessieren. Weit weniger jedenfalls als das Erlebnis.

d. Red.

Was hat Charlie Chaplin mit der Laliderer Nordwand zu tun? – werden sich viele fragen.

Charlie Chaplin war kein Bergsteiger, aber der Landstreicher, den er in den meisten seiner Filme darstellt, hat doch vieles mit uns Bergsteigern gemeinsam. Sei es seine abgerissene Kleidung oder sein unerschütterlicher Optimismus, der ihn auch die feindlichsten Lebenssituationen locker überstehen läßt.

Charlie Chaplin ist am 25. Dezember 1977 gestorben. Im gleichen Jahr, in dem wir diese Route gegangen sind. Charlie Chaplin war für mich einer der größten Künstler, die es je gegeben hat. Seine Filme lassen mich all die traurigen Dinge, die auf dieser Welt geschehen, vergessen. Sie geben mir wieder Mut und Fröhlichkeit und Lebensfreude. Und das ist genau das, was die Filme von Charlie Chaplin und die Berge für mich gemeinsam haben.

Es fällt mir schwer, heute etwas über die Schwierigkeit unserer Erstbegehung an der Laliderer Nordwand zu sagen. Wir sind sie zu einer Zeit gegangen, als bei uns noch niemand vom Sportklettern oder vom VII. oder VIII. Grad redete. Auch Reibungskletterschuhe waren noch kaum verbreitet und wenn man welche sah, lachte man darüber und dachte, daß man damit höchstens zum Mond fahren oder an einem Faschingsumzug teilnehmen könnte. Man kam sich schon revolutionär genug vor, wenn man einen Bund Klemmkeile umhängen hatte. Auch von Rotpunktbegehungen war damals noch nicht die Rede und man hielt sich fleißig an den Haken, ohne sich dabei das geringste zu denken. Trotzdem waren wir von der Idee begeistert, eine neue freie Route durch die Laliderer Nordwand zu finden.

Nürnberger Kletterer probierten zur gleichen Zeit an der inzwischen als „Alptraum“ bekannt gewordenen Reißreihe links der Dibona/Maier herum. Ein Problem, das uns überhaupt nicht interessierte, da wir uns frei keine Chance sahen. Diese Route war ja dann auch mit ziemlich vielen Haken gemacht worden.

Es war früher Nachmittag. Zwei seltsame Gestalten kamen über das Hohljoch herüber. Mit breitkrempigen Hüten und Sakkos. Einer war unglaublich lang und dürr, so daß der andere neben ihm, der immerhin auch 1,80 groß war und sonst vielleicht ganz normal ausgesehen hätte, klein und dick wirkte. Don Quixote und Sancho Pansa.

Es war Frühsommer und unter den Wänden lag noch Schnee. Als wir unter der Schmid/Krebs Route vorbeigingen, machten wir halt. Es war $\frac{1}{2}2$ und es erschien uns zu früh, jetzt schon zur Falkenhütte zu gehen. Eigentlich hatten wir vorgehabt, an diesem Nachmittag einen Erkundungsversuch für unsere Erstbegehung, von der wir noch nicht wußten, wo sie verlaufen sollte, zu machen. Wir hatten einfach überlegt, daß diese Wand sehr breit war und daß es aus diesem Grund sicher noch irgendwo Platz für eine neue Route geben mußte.

Da wir aber immer noch keine konkrete Vorstellung hatten und die Schmid/Krebs Route noch nicht kannten, stiegen wir schließlich in diese ein. Es konnte uns sicher nicht schaden, wenn wir uns ein bißchen einkletterten. Wenige Stunden später standen wir am Gipfel. Es sollte die letzte Kletterei für mehrere Tage sein.

Das lange Herumsitzen und Warten hinter dem warmen Kachelofen der Falkenhütte und das Essen, das zur interessantesten Tä-

tigkeit des ganzen Tages wurde, ließ mich der Rolle des Sancho Pansa immer gerechter werden. Wenn der Regen noch einige Tage länger gedauert hätte, wäre ich sicher kugelrund geworden. Auf Peter schien das überhaupt keinen Einfluß zu haben. Er blieb seiner Rolle als „Kletterer von der traurigen Gestalt“ nach wie vor treu.

Es war 10 Uhr vormittag. Blauer Himmel leuchtete durch einige Löcher der immer noch dichten, grauen Wolkendecke. Zwei seltsame Gestalten querten über die Geröllhalde zum Wandfuß. Don Quixote und Sancho Pansa.

Eine Dohle schoß im Sturzflug die senkrechte Wand herunter, fing sich knapp über dem Kar und zog in einem schönen, weiten Bogen in den Nebel hinein. Würde ich beim Klettern jemals solche Freiheit erleben können? Langsam kletterte ich weiter und fast bedauerte ich es jetzt, daß ich als Mensch geboren war und nicht als Vogel.

Eine kurze, schwere Wandstelle zog wieder meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, und ich hatte den Vogel und seine Freiheit bald wieder vergessen. Dann stand ich unter einem kleinen Dach. Haken?

Als ich frei über das Dach kletterte, war ich der Meinung, daß uns nichts mehr aufhalten könnte. Nein, man mußte kein Vogel sein, um sich frei zu fühlen.

Vom Tal zog langsam der Nebel herauf. Peter ging eine wilde Seillänge. Selten fuhr ein Haken in den Fels. Als ich nachging, war ich froh, daß ich das Seil von oben hatte.

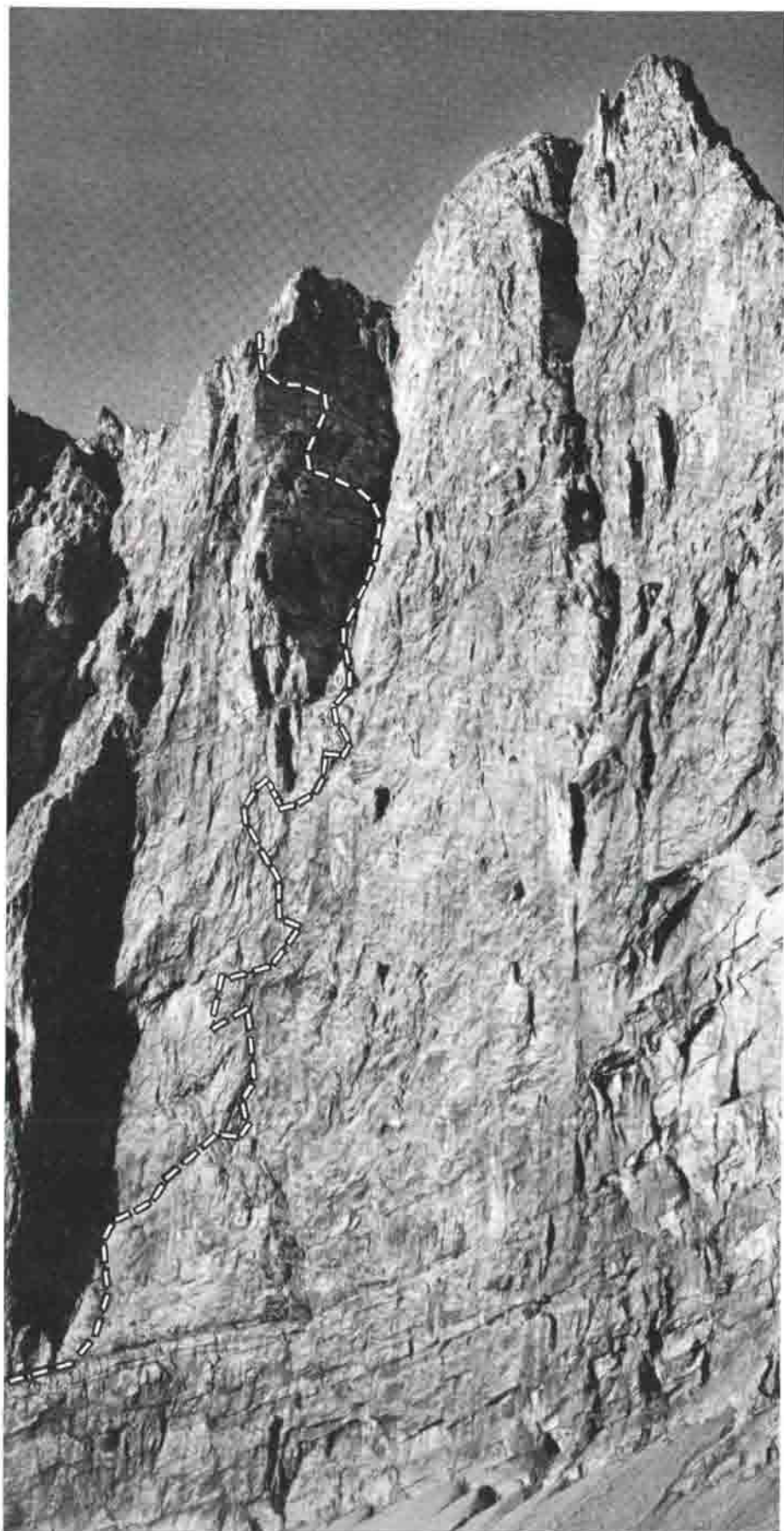
Plötzlich merkten wir, daß wir erschreckend hoch waren. Eigentlich hatten wir nur zwei, drei Seillängen versuchen wollen, um dann am nächsten Tag früher einzusteigen und an einem Tag bis zum Gipfel zu kommen. Doch keiner von uns hatte Lust, diese Seillängen morgen noch einmal zu klettern. Wir entschieden uns weitzuklettern.

Es sah nach Regen aus. Wir warteten nun schon einige Zeit auf die Dunkelheit. Da wir befürchtet hatten, weiter oben keinen Biwakplatz mehr zu finden, waren wir hiergeblieben. Wir hatten die große Verschneidung erreicht. Das Gelände über uns sah nicht mehr schwer aus. Das Wissen, daß wir es geschafft hatten, erfüllte uns mit ungewohnter Euphorie. Manchmal brachen wir sogar in regelrechte Lachkrämpfe aus.

Irgendwann, es war inzwischen doch dunkel geworden, teilten wir uns das heutige Mittagessen, Abendessen und morgige Frühstück – einen Apfel.

Später hatte ich einen Traum; in dem war alles wunderbar und vollkommen. Zuerst war ich ganz allein auf einem Hügel. Es war Sommer und das Gras war saftig grün. Dann war auf einmal eine Gruppe geheimnisvoller, aitertümlich gekleideter Menschen um mich. Ich öffnete überrascht die Augen. Neben mir saß nach wie vor Peter. Es war nicht sehr kalt, und am Himmel konnte ich einige Sterne entdecken. Ich schloß die Augen und die nächtlichen Gestalten waren wieder um mich. Ihre Bewegungen, ihre Blicke, einfach ihre Anwesenheit, machten mich glücklich.

Am nächsten Morgen war wieder alles ganz normal. Es war kalt und wir warteten auf die ersten Sonnenstrahlen, bevor wir aus dem Biwaksack krochen und dem Grat entgegenstiegen.



Zum Beitrag auf Seite 76/77:
Die Brandstätter/Mariacher-
führe an der Laliderer-
Nordwand (rechts) und ihr
Namenspatron (oben).

Fotos:
E. Wurm; Witzel

Zwischen Karwendel und Yosemite

Aus der Bergsteigerszene '81

Elmar Landes

Otto - „Rambo“ - Herzog und Gustav Haber mußten wieder einmal irgendwo in der Flucht der Ländler-Nordabstürze biwakieren; nicht allzu hoch überm Kar. Während sie da saßen, war ihnen, als hörten sie Schritte klimpern. Und, nicht zu glauben, da versuchte tatsächlich ein verirrter Wanderer mühsam querend das Steiglein zu finden, das sich knapp unter den Wänden über die Riesenschutthalde hinzieht. Kein schönerer Zufall konnte den zwei Kobolden in der Wand natürlich die Nacht verkürzen. Sofort entflammten sie serienweise Zündhölzer, ließen sie verglühend in die Tiefe segeln, und Rambo forderte durch den Trichter seiner Hände mit Grabesstimme die Seele des unglücklichen Wanderers. Mit gewaltigeren Sätzen soll kein Sterblicher je über eine Schutthalde geflüchtet sein – auch nicht bei Tageslicht.

Gesetzt den Fall, der Rambo lebte heute, wen könnte er da als Ländlergespenst noch ängstigen? Einen versprengten Karwendelmarschierer vielleicht? Das berechtigte dann immerhin zu einigen Hoffnungen! Denn Voraussetzung wäre ja, daß das Opfer im Gebirge noch einen Rest von Unergründbarem vermutete – daß es also nicht nur ein mehr oder weniger gut sortiertes Angebot der Fremdenverkehrsverbände darin erblickte an Gipfeln, Tälern, Karen, Jöchern, Hütten, Wander-, Kletterwegen und Postkartenmotiven für die Kamera. Aber – wäre der Rambo wirklich in unsere Zeit hineingeboren, ob er dann im begehrtesten Freizeitraum Europas noch der Oasen genug fände, seinen Bubentraum von freiem Indianerleben zu beschwichtigen? Oder hätte er sich – ein Kind seiner Zeit auch er – zum Sportkletterer entwickelt mit Beraterverträgen bei der alpinen Ausrüstungsindustrie? Solche Gedanken auszuspinnen mag müßig erscheinen – und ist dennoch so abwegig nicht in unserem Fall! Auf das geschulte turnerisch-akrobatische Können Rambos als Voraussetzung für sein eminentes Klettervermögen verweist auch Fritz Schmitt in seinem Beitrag auf Seite 51. Dazu eine haarsträubende Episode: Ein Jahr nachdem ihm, mit Hans Fiechl, der erste Durchstieg durch die Südwand der Schlüsselkar Spitze geglückt war, will Rambo, diesmal zusammen mit Bruder Christian, seine Führe erstmals auch im Abstieg bewältigen. Bei dem Versuch löst sich schon im oberen Teil der Wand ein Abseilring, dem sich Rambo bereits anvertraut hatte. Er kippt nach rückwärts aus der Wand und scheint dem Tod preisgegeben. Indessen – mit einem Salto rückwärts gelingt es ihm, einige Meter tiefer wieder mit dem Gesicht zur Wand am Fels zu landen und sich daran zu verkrallen. Er steigt hoch, schlägt den Ringhaken er-

neut und setzt – wider den Protest des entsetzten Bruders – den Abstieg fort.

Aber mehr noch vielleicht als durch sein Können und seine zahlreichen Neutouren hat der Rambo die Entwicklung des modernen Felskletterns durch eine Neuerung beeinflusst, mit der er die Ausrüstung der Bergsteiger bereicherte: den Karabiner. Haken verwendeten die Kletterer damals ja schon längst; gelegentlich auch zur Zwischensicherung im Verlauf einer Seillänge. Wollte sich der Voraussteigende aber an so einem Haken sichern, dann mußte er sich dazu vom Seil losbinden, dieses durch die Öse oder den Ring des Hakens fädeln und sich wieder anbinden. Erst dann konnte er weitersteigen. In dieselbe Umständlichkeit sah sich der Seilzweite verstrickt. Die Idee, Abhilfe aus diesem Dilemma mittels des Karabiners zu schaffen, kam Otto Herzog – auch Fritz Schmitt deutet es an – beim Bau. Dort lernte er diese nützlichen Schnappinge kennen und erkannte sofort ihre Verwendbarkeit für seine Zwecke. Mit dieser „Entdeckung“ aber war der entscheidende Schritt getan; in Richtung der Entwicklung einer modernen Sicherungstechnik zum einen, zum anderen aber auch hin zum Klettern mit künstlichen Hilfsmitteln.

Um an dieser Stelle wieder an die Gedankenspielerei von vorhin anzuknüpfen: Wärs also denkbar, daß Rambo, lebte er als junger Kletterer heute, auch am „Ersten Internationalen Sportkletterertreffen“ vom 1. bis 3. Mai 1981 bei Konstein (Frankenjura), veranstaltet von einem weithin bekannten Münchener Sporthaus, teilgenommen hätte – oder hätte teilnehmen müssen (wegen seiner Beraterverträge)? Wahrscheinlich hätte er doch freiwillig und sogar voller Begeisterung teilgenommen. In Konstein traf sich nämlich eine Auswahl der tatsächlich besten Kletterer der internationalen „Rockszenen“. Allen voran die Angelsachsen, der Amerikaner John Bachar und der Brite Ron Fawcett demonstrierten dabei Kletterkunst in einem Leistungsbereich, der vor wenigen Jahren noch unvorstellbar erschien. So durchstiegen sie „Rotpunkt“ – also hilfsmittelfrei – unter anderem zwei der markantesten „Hakenrassel“ des Gebiets, die „Weißenburger Führe“ im glattesten und die sogenannte „Blaue“, eine Führe durch den am stärksten überhängenden Teil der Dohlenfels-Westwand. Ron Fawcett brillierte zudem mit einer freien „Begehung“ von „Know-how“, einer Führe an der Konsteiner Wand, die Stellen von erheblicher Kniffeligkeit selbst für Kletterer aufzuweisen hat, die es nicht verschmähen, die steckenden Haken auch zum Fortkommen zu benutzen. So was

*Rechts und Seite 81:
Ron Fawcett erklettert
„Rotpunkt“ den Überhang der „Blauen“ am
Dohlenfels bei Konstein.*

Fotos: H. Höfler

hätte einen Otto Herzog bestimmt brennend interessiert. Ebenso wie es die Seilschaften ganz genau wissen wollten, die an den auf das internationale Treffen folgenden Wochenenden im Konsteiner Tal dabei zu beobachten waren, die genannten drei Routen ihrerseits „Rotpunkt“ zu versuchen: mit verblüffend hoher Erfolgsquote!

Daß die Entwicklung dieses sportlich-akrobatischen Kletterns von den Klettergärten ausgegangen ist, und daß die Klettergärten nach wie vor der vornehmliche Schauplatz dieser Entwicklung sind, leuchtet ein. Bekannt ist aber ebenfalls – auch im Jahrbuch war davon wiederholt die Rede – daß diese Entwicklung dennoch nicht



*Oben: Kletterer
am Überhang der
„Blauen“ zur
„Artizeit“ (= Sportklet-
terjargon für die Zeit
des künstlichen, also
artifizialen Kletterns).*

*Rechts: Der
Dohlenfels mit seiner
Westwand; die oben
gezeigte Kletterstelle
ist im Bild durch den
rechten, leichteren
Schatten im unteren
Wanddrittel knapp
rechts der Fallinie des
höchsten Punktes
markiert.*

Fotos: Archiv





ohne Einfluß auf das Klettergeschehen in den Alpen geblieben ist. So hat neben zahlreichen, nicht selten sogar schwierigeren Alpenwänden unterdessen auch die Dimai-Comici-Führe an der Großen Zinne-Nordwand bereits mehrere „Rotpunkt“-Begehungen erhalten; die erste unseres Wissens durch die Franzosen Jean Claude Droyer und Jean Marc Troussier.

Eine Nachricht wie diese müßte eigentlich sogar den verehrten Dr. Julius Kugy im Grab aufhorchen lassen! Denn Kugy war es ja, der nach der Erstbegehung 1933 wegen der vielen zum Fortkommen benötigten Haken geäußert hatte, jetzt sei erst recht erwiesen, daß die Nordwand der Großen Zinne undurchsteigbar ist. Nun, knapp fünfzig Jahre später, haben die beiden Franzosen – auch sie Teilnehmer am Konsteiner Treffen – Kugys Ansicht widerlegt.

Mit diesem Konsteiner Treffen verfolgte der clevere Veranstalter freilich zwei Ziele; und zwar neben dem sportlichen das eines möglichst spektakulären Show-, somit Werbeerfolges. Auch dieses Ziel dürfte er erreicht haben. Das Konsteiner Spektakel – das war es auch, mit Bierzelt, Disco-, sonstiger Musik und Tanz – dürfte sogar eine neue Dimension der „Vermarktung“ des Bergsteigens und des Bergsteigerprofitums aufgetan haben. Zu diesem Thema führt Andreas Kubin in Heft 5/81 von „Alpinismus“ unter anderem folgendes aus: „Durch ständig wachsende Umsatzzahlen hat auch die Industrie die unerhörte Steigerung des bergsteigerischen Interesses festgestellt. Damit wurde ein Potential entdeckt, das auch werbemäßig auszunützen ist. Der erste Schritt in diese Richtung war die Produktwerbung mit bekannten Bergsteigern, die irgend-

welche Produkte dem Markt als besonders gut anboten. Der zweite Schritt wird die Vermarktung des Kletterns selbst sein, das Klettern als Werbeaktion, letztlich auch als Publikumsattraktion . . .“

„Werbe- und Verkaufsinteressen nehmen in unserer Wirtschaftsstruktur, die geprägt ist vom Ringen um Marktanteile, großen Raum ein. Von diesen Interessen profitieren letztlich die Bergsteiger, auch die, denen bei solchen Gedanken kalte Schauer über den Rücken laufen. Der Werbe- und Verkaufswettkampf zwingt zu effektiven Produktverbesserungen, die die Fachberatung der vielverdammten ‚Profis‘ noch forciert . . .“ „Doch wer wagt, Tendenzen zu verurteilen, von denen er letztlich profitiert, zumal er doch selbst ein Teil dieses Wirtschaftssystems ist? Wer ein System anerkennt – das tut letztlich jeder, dem die Gesellschaft einen Platz zugewiesen hat –, der muß dieses mit allen Konsequenzen anerkennen, auch wenn es Wunschträume vom ‚hehren Bergsteigen‘ zu zerstören droht. Diejenigen, die sich gegen eine Vermarktung des Bergsteigens wenden, sollten die Vorteile, die sich letztlich auch für sie ergeben, nicht verkennen . . .“

Also! Also, auch wer seine Wunschträume vom „hehren“ Bergsteigen als solche richtig einzuschätzen weiß, wer eben darum die Bergprofis zu verdammern nicht in der Lage ist, wer zudem vielleicht nicht nur mehr oder weniger zwangsläufig bereit ist, „dieses System“ anzuerkennen, weil er halt seinen „Platz“ darin hat –, der vor allem sollte doch auf etliche Stolpersteine stoßen in Kubins



Gedankengängen. Dem Vernehmen nach beruht ja dieses System der freien Marktwirtschaft auf Angebot und Nachfrage; und dies uneingeschränkt auch noch, *nachdem* die Industrie aufgrund „wachsender Umsatzzahlen“ endlich Interesse gefunden hat an einem Marktpotential, das sodann „auch werbemäßig auszunutzen ist“. Mit anderen Worten: Ist ein Markt erst einmal entdeckt und als ausbaufähig erkannt, so schreibt das „System“ keineswegs vor, daß das Marktgeschehen fürderhin nahezu ausschließlich die Mechanismen des Verkaufs und der Werbung (also der Bedarfsweckung) zu bestimmen hätten, so wie Kubin das – verräterisches Indiz? – als gegeben hinzunehmen scheint. Im Gegenteil: Je massiver der Bedarf (der sich in der Nachfrage äußert) seitens der Anbieter durch bedarfsweckende Maßnahmen beeinflusst wird, desto mehr sind die nachfragenden Verbraucher aufgerufen, sich auf ihre tragende Partnerrolle im System zu besinnen. Das heißt, daß sie, ehe sie nachfragen – und auch ein gedankenloses Verhalten kann als Nachfrage wirken –, daß sie kritisch prüfen sollten, was aus dem teilweise suggestiv vorgetragenen Angebot weitgehend ihrem eigenen, was hauptsächlich dem Interesse der Anbieter dient.

Um auf das Konsteiner Spektakel zurückzukommen: Eine so ergebene Haltung, wie sie Kubin dieser neu erreichten Dimension der Vermarktung des Bergsteigens gegenüber für geraten hält, könnte unabsehbare Folgen mit durchaus fragwürdigen „Vorteilen“ für die Bergsteiger haben. Die nämlich, daß die Bahnen, in denen sich klettersportliche und bergsteigerische Entwicklungen abspielen, nicht mehr vorwiegend die Akteure selbst abstecken, sondern zunehmend Sporthandel und Sportindustrie samt all ihren Verbindungen.

Daß dies zu befürchten nicht grundlos orakeln heißt, belegt am deutlichsten wohl die Entwicklung im alpinen Skilauf. Vorauszuschicken allerdings ist den folgenden Zeilen ausdrücklich, daß sie nicht in der absurden Absicht geschrieben sind, dem Pistenskiläufer die Daseinsberechtigung zu bestreiten. Aber, dieser Pistenskiläufer hat sich ursprünglich aus dem Tourenskilauf heraus entwickelt. Dies freilich wie ein junger Kuckuck, der schließlich alle übrigen Nestinsassen und sogar die Zieheltern aus dem Nest oder zumindest an seinen Rand verdrängt. Daß er derart gedeihen konnte, der Pistenskiläufer, ist zunächst gewiß auf die bequeme Ausübung, die er gestattet, zurückzuführen. Sodann aber besonders darauf, daß er sich – nicht zuletzt „dank“ der Publikumswirksamkeit des alpinen Rennlaufs – „werbemäßig“ eben sehr ergiebig „ausnützen“ läßt. Die Folgen sind eigentlich bekannt. Doch scheint an dieser Stelle zur Vergegenwärtigung eine Rückblende auf die Situation im Jahr 1970 angezeigt. Unter der Rubrik „Wo uns der Bergschuh drückt“ stand darüber in Heft 1/71 der DAV-Mitteilungen zu lesen: „Die Prüfungsrichtlinien des IAS für Sicherheitskombindungen hätten ihre Probe bestanden, die Industrie die Werbewirksamkeit des danach zu vergebenden IAS-Prüfzeichens erkannt und entsprechendes Interesse, mit ihren Produkten diesen Richtlinien zu entsprechen. Solch frohe Botschaft vernahmen die versammelten Fachjournalisten während der Pressekonferenz des IAS vom Oktober 1970 in München und damit nicht genug, erfuhren sie weiterhin, daß aufgrund der erfreulichen Zusammenarbeit IAS – Industrie heute bereits acht Firmen Sicherheitsbindungen anzubie-

ten hätten, die diesen Namen auch verdienten. Allerdings funktionierten diese Bindungen zuverlässig nur im Zusammenwirken mit dem geeigneten Schuh, und als geeigneter Schuh sei heute nur noch einer mit unbedingt formstabiler Sohle, also ein zumindest kunststoffumspritzter, besser aber ein reiner Kunststoffschuh anzusehen.

Das heißt für den Tourenfahrer: Sollte es wirklich schon so was wie eine Tourensicherheitsbindung geben, dann hat die für ihn nur dann einen Wert als Sicherheitsbindung, wenn er sie zusammen mit einem Schuh verwendet, der sich seinerseits wiederum denkbar schlecht für Touren eignet. Soweit so gut, solange es dem – Kummer ohnehin gewohnten – Tourenfahrer freigestellt bleibt, zugunsten eines angenehmen Steigens auf ein Maximum an Sicherheit zu verzichten. Allein, so versicherten die Herren vom IAS, eine Norm für Skischuhhersteller nach den genannten Gesichtspunkten sei zu erwarten. Der Fachhandel konzentrierte sich erfreulicherweise auf ‚zertifizierte‘ – nach den genannten Gesichtspunkten versteht sich – Produkte. Ein Verbot allerdings, ‚Haxenreißerbindungen‘ zu verwenden, ließe sich nicht erwirken, immerhin könne aufgrund des Maschinenschutzgesetzes untersagt werden, ungeeignetes – vermutlich doch wieder aus dem Blickwinkel genannter Gesichtspunkte betrachtet? – Gerät auf den Markt zu bringen.

Konsequent zu Ende gedacht hieße das letztlich, daß dem geplagten Tourenläufer früher oder später nur noch die Wahl bleibt, sich entweder mit unbrauchbarem – nach seinen beschränkten Gesichtspunkten – Gerät entsprechend abzuquälen oder vernünftigerweise aber auf sein abartiges Vergnügen zu verzichten. Zwar, so räumten die Herren vom IAS durchaus ein, ein allen Gesichtspunkten gerechtes Gerät für den Tourenskiläufer zu entwickeln, sei eine wichtige Aufgabe für die Zukunft. Bekanntlich aber bequemt sich die Industrie zu neuen Entwicklungen nur, wenn sie ‚ausreichenden Bedarf‘ dafür sieht. Seinen Bedarf anmelden kann der Kunde aber nur durch entsprechende Auswahl beim Einkauf. Gerade dazu aber werden dem Tourenläufer, wie vernommen, die Möglichkeiten mehr und mehr entzogen. . . .“

Bedarf jedenfalls an guter Tourenausrüstung war vorhanden. Im Zuge des Freizeitbooms waren damals nämlich auch auf Touren bereits mehr Leute anzutreffen als während der Vor- und Nachkriegsjahre. Und die Zahl dieser Leute nahm, wie noch heute, zu! Dies freilich ohne neben der erdrückend gewordenen Mehrheit der Pistenfans beeindrucken zu können. So sah sich denn auch ein großer Prozentsatz derer, die sich damals abseits der Piste begaben, genötigt, sich mit reinen Abfahrtsbindungen über die Tourenrunden zu quälen. Die besten Tourenbindungen, die noch gelegentlich Verwendung fanden, waren die alten Kabelbindungen mit Einstellungsmöglichkeit für Hoch-, Halb- und Tiefzug. Aber die gehörten eben zu den Geräten, die weiterhin auf den Markt zu

bringen aufgrund des Maschinenschutzgesetzes untersagt werden sollte. Soweit es sogenannte Tourenbindungen neueren Datums gab, war der Großteil dieser ebenfalls vornehmlich für die Abfahrt konstruiert und gewährte bei Toureneinstellung lediglich eine Fersenfreiheit von 8 – 14 cm. Der Hersteller einer dieser Bindungen reagierte seinerzeit auf die ebenfalls in den DAV-Mitteilungen erhobene Forderung nach voller Fersenfreiheit für eine vernünftige Tourenbindung mit einem umfangreichen Briefwechsel. Darin bezeichnete er diese Forderung als überzogen und unsinnig, weil bei harten Hangquerungen die voll gewährte Fersenfreiheit keineswegs so vorteilhaft sei. Auch das Gegenargument, solche Hangquerungen seien die Ausnahmesituation, eine Bindung aber für den Normalfall mit Sondereinstellmöglichkeit für bestimmte Situationen (siehe oben: Kabelbindung) zu konzipieren, mochte der Mann nicht gelten lassen – damals. Wenige Jahre später brachte er freilich eine Bindung auf den Markt, die genau diese „unsinnigen“ Forderungen erfüllte. Und immerhin: Einem Test, den die Arbeitsgemeinschaft Skiforschung in Anlehnung an die IAS-Richtlinien 1980 mit Tourenbindungen durchführte, stellten sich acht Fabrikate. Jedoch nur zwei davon genügten den Prüfungsbedingungen. Von diesen wiederum eine ist heute schon nicht mehr im Handel. Dafür soll es unterdessen eine weitere Tourenbindung geben, von der anzunehmen ist, daß sie den Test bestünde. Das ist gegenüber der Situation 1970 gewiß eine Verbesserung. Angesichts der Vielzahl von Nur-Abfahrts-Bindungen, die sich unterdessen im Handel befinden, aber nach wie vor ein ziemliches Unterangebot für die Tourenläufer; und dies obwohl deren Anzahl nach wie vor stetig ansteigt. Indessen deuten Indizien darauf hin, daß sich der Pistenskilauf zunehmend sogar im Widerspruch zu den Bedürfnissen seiner eigenen Fans entwickelt hat in letzter Zeit. Nach dem spektakulären Vorbild der FIS-Rennstrecken wurden die Pistentrassen nicht nur in Autobahnbreite, sondern glatt gehobelt wie Autobahnen angelegt. Den Skifahrern sind diese problemlosen Strecken aber offensichtlich zu langweilig. Jedenfalls ist man mancherorts dabei, diese Skiautobahnen wieder mit künstlichen Hindernissen zu versehen. Und dies sinnigerweise, nachdem die natürlichen zuerst einmal den Bulldozern zum Opfer gefallen waren.

Noch gehen die Uhren beim Bergsteigen anders. Welcher Bergsteiger aber will, daß sie nicht unversehens umgestellt werden, diese Uhren, der sollte rechtzeitig auf die Warnzeichen achten, die eine solche Umstellung ankündigen könnten. Als derartiges Warnzeichen ist leider allerdings nicht nur das Konsteiner Spektakel zu werten. Ähnliche Signale sind auch auf anderen Gebieten des Bergsteigens zu orten. Längst ist ja das Wandern zum dankbaren Objekt fröhlicher Vermarktungsprozesse geworden. Als Beleg dafür genügen wohl wenige, stichwortartige Hinweise: Auf den Karwendelmarsch mit all seinen Begleiterscheinungen zum Beispiel, von dem auf Seite 8 in diesem Jahrbuch weit ausführlicher die Rede ist. Oder auf die Bierwerbung mit besonders zünftigen Hüttenwanzen als Animierfiguren (keineswegs so schlanken freilich, wie angeblich das Weißbier, wofür sie werben). Wie aber das glückliche Österreich „wanderbar“ nach Minister Staribachers Vorstellung gemacht werden soll, zeigen folgende Zitate aus einer PR-Notiz für unabhängige Redaktionen: „alpin-aktuell:

Gipfelkreuznadel . . .

Wer kennt sie nicht, die imposante Gipfelprominenz der . . .-Gruppe? Um die Aufstiegs mühen der Bergtouristen zu belohnen, wurden bisher schon viele Wandernadeln in dieser Region geschaffen, und diese haben in Bergsteigerkreisen großen Anklang gefunden. Nun wurde als Ergänzung zur bereits bestehenden Regionswandernadel, die neue ‚Gipfelkreuznadel‘ herausgebracht, die in ihrer Art als ein anspruchsvolles alpines Leistungsabzeichen anzusehen ist! Das graphisch sehr gut gestaltete Abzeichen ist allein schon deshalb kostenintensiv, da doch 15 markante Berggipfel mit Stempel versehen und auch betreut werden müssen . . . Von diesen 15 Gipfeln sind innerhalb von zwei Jahren acht von den Bergsteigern zu erreichen. Die erreichten Gipfel werden durch Abstempelung im mitgeführten Gipfelpaß bestätigt, und sollte der am Gipfel hinterlegte Stempel einmal fehlen oder unbrauchbar geworden sein, dann ist die Eintragung mit Datum und Uhrzeit vorzunehmen. Gegebenenfalls ergänzt man die Eintragung mit der Unterschrift des Begleiters und dem Hüttenstempel von der Abstiegsroute. Auf den Gipfelpässen, die man in allen Verkehrsbüros der . . .-Region kostenlos erhält, sind auch Hinweise zur Erreichung der Gipfelziele abgedruckt . . . So stellt die Gipfelkreuznadel . . . in der reichen Auswahl von Wandernadeln in der Region, sicherlich eine besondere Auszeichnung dar und wird für viele Bergsteiger aus nah und fern ein Ansporn sein . . . Als Lohn winkt für die Besteigung von 8 Gipfeln innerhalb von 2 Jahren neben der Gipfelkreuznadel auch eine schicke Urkunde . . .

. . . der Verkehrsverein . . ., welcher die organisatorische Arbeit übernommen hat, steht jederzeit für nähere Auskünfte gerne zur Verfügung . . .“

Freilich: je nach Standpunkt befürchten oder hoffen viele Zeitgenossen, die Entwicklung unserer Gesamtwirtschaftslage werde in absehbarer Zeit von sich aus einen deutlichen Wandel auch auf diesem Feld bewirken. Einen Wandel, der dahingeht, daß Einflußbereich und Auswirkungen dieses engverzahnten Systems von Verkaufspsychologie und Werbestrategie vom derzeit erdrückend-allgegenwärtigen auf ein Normal- oder sogar Mindestmaß zurückgedreht werden.

Sich auf solche Prognosen zu verlassen, wenn man dem Bergsteigen eine andere Zukunft wünscht, als die, die sich möglicherweise abzeichnet, erscheint dennoch fragwürdig. Dies schon deshalb, weil andere Propheten, wie der Schweizer Dr. Jost Krippendorf, wenn schon, dann höchstens ein leicht gebremstes, jedenfalls aber ein weiteres Wachstum des Alpentourismus voraussehen. Empfehlenswerter wäre also wohl, die Bergsteiger jeglicher Fassung-Wanderer, Fels-, Eisgeher, Sportkletterer . . . Profis, Amateure und Gelegenheitsbergsteiger bildeten eine große Koalition im Bestreben, das, wessen sie bedürfen, sich nicht diktieren zu lassen, sondern selbst zu entscheiden.

Dadurch zunächst, daß jeder beim Kauf von Ausrüstung überlegt, was für die eigenen Zwecke wirklich von Vorteil ist; sich also nicht unbedenken danach richtet, was prominente Vorbilder, die zumindest letzteres oft garnicht sein wollen, tragen. Was dem Sportkletterer recht ist (spezielle Anseilmethoden; weiche, glatte Schuhsohlen), muß dem Felsgeher im Hochgebirge keineswegs billig sein. Im Gegenteil, da unzweckmäßig und risikoerhöhend, kann

ihn das sogar sehr teuer zu stehen kommen. Eisausrüstung für die Erklammer gefrorener Wasserfälle ist keineswegs vorbildlich für Gletschertouristen und nur bedingt für klassisch-alpine Firn- und Eisflanken. Ausstaffiert und beladen mit der Ausrüstung, die einem Weitwanderer unentbehrlich ist, kann dem, der sich auf gemütlichen Vorgebirgswegen ergehen will, leicht die Beschaulichkeit und damit das Wesentliche abhanden kommen. Voraussetzung für ein solches, der eigenen marktmitbestimmenden Rolle – (hoffentlich!) – bewußtes Kaufverhalten ist freilich, daß jeder Bergsteiger zuerst einmal weiß, was er will; welche Spielart und Spielarten von den vielen, die das Bergsteigen bis heute ausgeprägt hat, seiner eigenen Neigung, seinem Können, Trainingsstand und Trainingswillen, seiner Risikobereitschaft und verfügbaren Zeit nicht zuletzt am meisten entsprechen. Das muß keineswegs bedeuten, grundsätzlich jeden aufkommenden Trend, jede neue Mode zu ignorieren. Das heißt nur, sich nichts aufdrängen lassen, was einem nicht paßt: weder beim Kauf von Ausrüstung, noch bei der Sportausübung oder – beim Vergnügen. Ein immerhin ermutigendes Beispiel dafür, daß durch solch bewußt eigenwilliges Verhalten etwas zu erreichen ist, hat die „Jeansgeneration“ gegeben. Ihr ist es zumindest zeitweilig gelungen, sich mit ihren Ansprüchen gegenüber dem Diktat der Mode-Zarentümer zu behaupten. Gute Koalitionspartner im Bemühen, diesem Beispiel der Jeansgeneration nachzueifern, könnten den Bergsteigern aber durchaus ihre professionellen Artgenossen sein. Dadurch zum Beispiel, daß sie sich bei der Werbung für bestimmte Produkte oder als Berater der Industrie nicht nur auf die eigenen Bedürfnisse, sondern auf die aller Bergsteiger besinnen. Den „Profis“ die Bereitschaft dazu von vornherein und pauschal abzusprechen, wäre unfair. So hat zum Beispiel ein Sepp Gschwendtnr die Redaktion der „Mitteilungen des DAV“ wiederholt geradezu beschwörend aufgefordert, auf die Gefährdung hinzuweisen, die besteht, wenn Durchschnittskletterer weich- und glattsohlige Schuhe auf alpinen Routen unterer und mittlerer Schwierigkeit tragen. Wissen muß man dazu freilich, daß er diese Appelle zur selben Zeit vorbrachte, als er gerade mit einem bekannten Hersteller vertragseinig geworden war, der ebensolche, von Gschwendtnr bisher im Eigenbau entwickelte, glattsohlige Schuhe für Extremkletterer in größerer Stückzahl in den Handel bringen wollte.

Ermunternd auf eine ähnliche Bereitschaft aller „Profis“, die Interessenskoalition mit den übrigen Bergsteigern nicht zu verlassen, könnte vielleicht doch ein nochmaliger Seitenblick auf den alpinen Skirennzirkus wirken. Eingespannt als PR-Zugpferde ausschließlich für eine ganz bestimmte Teildisziplin des alpinen Skilaufs, haben die vollzeitbeschäftigten „Amateure“ in diesem Zirkus das ihre dazu beigetragen, dem Pistenskilaufl mit all seinen Interessenverflechtungen zur erdrückend dominierenden Stellung zu verhelfen. Eine Stellung, die heute unter anderem bewirkt, daß zum wenigsten die Interessen der Rennläufer und sportliche Gesichtspunkte darüber entscheiden, wann, wo, wie oft und unter welchen Voraussetzungen FIS-Rennen zum Beispiel ausgetragen werden. Darüber entscheiden – trotz gelegentlicher Proteste seitens der um ihre heilen Knochen und ihre Gesundheit bangenden Akteure – in der Hauptsache doch die Interessen der Industrien (wegen der erhofften Werbewirkung für ihr jeweiliges Produkt) und der Veran-



Seite 84: So sieht unser
Zeichner Rambo Herzog im Karwendel
seinen Träumen von
freiem Indianerleben nachhängen...

Zeichnung:
S. Schrank

stalter (wegen der erhofften Auswirkungen auf die örtliche Fremdenverkehrsbilanz). Ebenfalls mit Seitenblick auf die Verhältnisse im alpinen Rennskilager ist im Jahrbuch 80 noch zu lesen: „Die Gefahr jedenfalls, daß unsere ‚Bergprofis‘ in allzu große Abhängigkeit von Wirtschaft (und Politik) geraten wie manche Spitzenamateure anderer Sportarten... ist derzeit gering, sollte aber gesehen werden.“ Seit dem Spektakel von Konstein zeichnet sich diese Gefahr schon um eine Idee deutlicher ab.

Auch diese Ausführungen für einen Jahrbuchbeitrag hat also einmal mehr die zunehmende Sorge diktiert, ob es den Bergsteigern auch weiterhin gelingen werde, sich ihr Betätigungsfeld gegenüber vielen orthodoxen Sportarten als gewisse Alternative zu bewahren. Als Alternative insofern, als es unbehelligt möglichst von äußeren Einflüssen weitgehend den Akteuren selber zugestanden bleibt, zu entscheiden, was sie tun und lassen. Das bedeutet freilich für jeden Bergsteiger, auch jedem anderen zuzugestehen, daß er sich so oder so oder auch ganz anders entscheidet. Manche Bergsteiger scheint allerdings (hierzulande besonders?) die Möglichkeit, über und für sich selbst bestimmen zu dürfen, wenig zu befriedigen. Sie wollen durchaus auch über andere bestimmen. Dies freilich mit der nicht ganz unabsehbaren Folge, daß die, denen diese Bestimmungsversuche gewidmet sind, das, wogegen sie sich richten, erst recht betreiben und missionsbewußt vertreten.

Das ist nicht erst eine Erscheinung neueren Datums, sondern eine weit in die Geschichte des Bergsteigens zurückzufolgende, die fast an ein Naturgesetz glauben läßt. So gibt es in der alpinen Literatur zahlreiche Belege für die Verachtung, die ehrbare Führertouristen den „Gecken“ und „Fexen“ der aufkommenden Schule des führerlosen Bergsteigens entgegenbrachten. Fexen wie der Freiherr von Barth oder Guido Lammer revanchierten sich dafür durch ätzenden Spott, mit dem sie die ewig unmündigen „alpinen Ritter von der traurigen Gestalt“ (Lammer), die nie vom „Gängelband der Führer“ loskommen, zu übergießen beliebten.

Die Haken-, übergehend in die Bohrhaken-„Diskussion“ zwischen Verfechtern und Gegnern der jeweiligen „Arbeitsmethode“ erhitze noch unlängst seit mehr als einem halben Jahrhundert die Gemüter. Heute toben ähnliche Auseinandersetzungen um Begriffe und Sachverhalte wie „Top-rope“ - Erschließung (Erschließung von Kletterführern gesichert von oben), „Jo-Jo“-Methode (die Stürze in sehr gut abgesicherten Kletterführern mit einkalkuliert) oder die Verwendung von handschweißbekämpfenden Mitteln (wie Magnesia oder Colophonium) nach dem Vorbild der Turner. Und das alles mit der Verbissenheit von Glaubenskämpfen, in denen ja bekanntlich ein sachlich-konstruktiver Austausch von Meinungen, Erfahrungen und Argumenten zu allerletzt gefragt ist. Gerade unverständlich wirkt sie von daher gesehen nicht mehr, Reinhard Karls boshafte Aussage, in Deutschland empfinde er das Klettern zunehmend als Vorstufe zum Irrsinn; Spaß dagegen bereitete es noch im Yosemite...

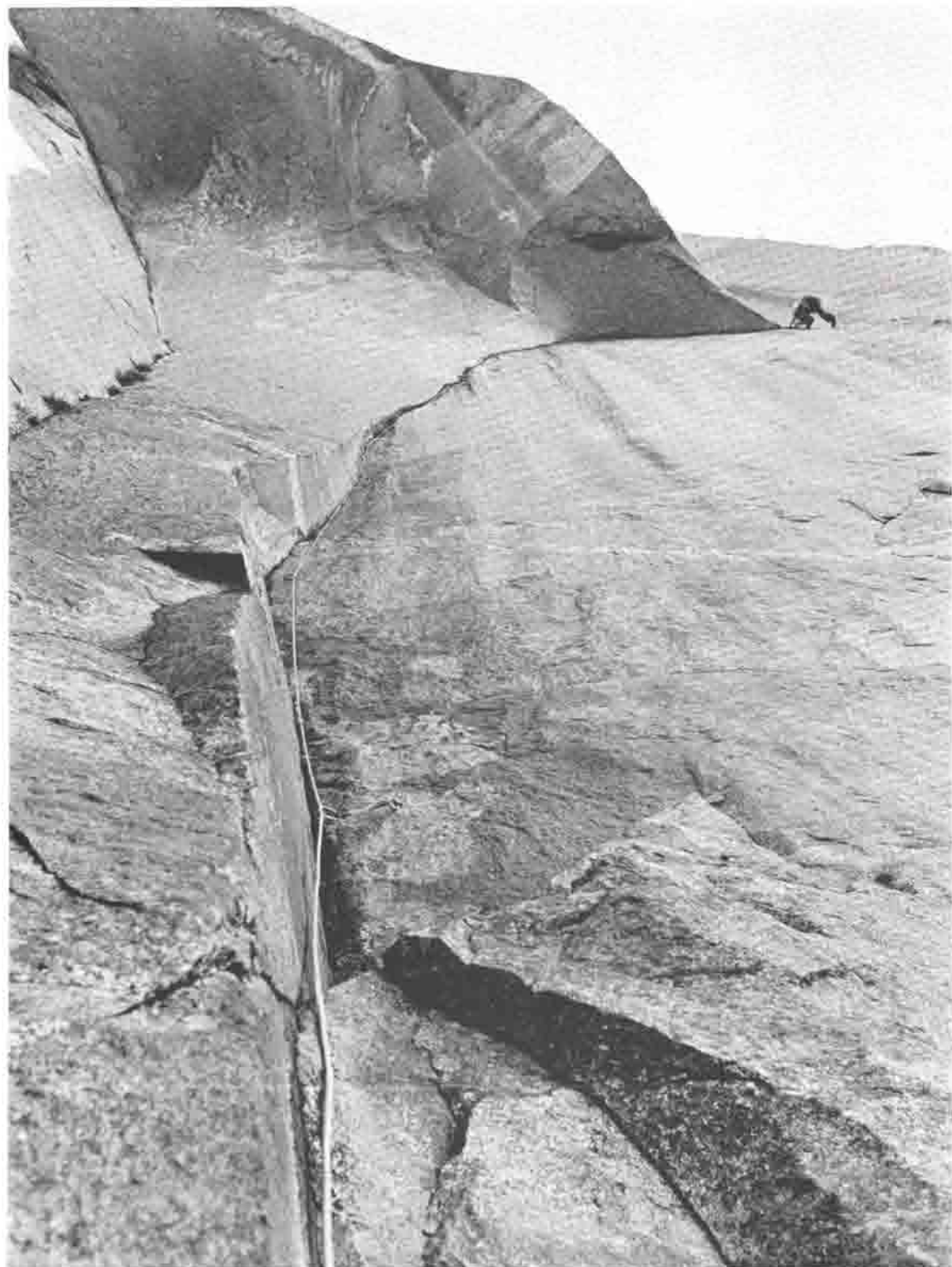
... Yosemite ist altes Indianerland. Das Stichwort erinnert an Otto Herzog, dessen Indianerträume, wie Fritz Schmitt berichtet, ja wesentliche Mitschuld daran hatten, daß er zum Bergsteiger geworden ist. Hätte er sie aber kennengelernt, die Jagdgründe von Yo-

osemite, die großen Wände dort mit ihren phantastischen Klettereien hätte „Rambo“ sicher ebenso als Herausforderung empfunden wie so viele unserer sehr guten jungen Kletterer. Recht wahrscheinlich also, daß er heute vom immerwährenden Biwak aus die Kletterszene auch von Yosemite mit einigem Interesse und Wohlwollen betrachtet. Und wer, der den „Rambo“ kennengelernt hat, möchte schon ausschließen, daß er gelegentlich sogar „leibhaftig“ mit-„geistert“ auch in dieser Szene und ein wenig Regie führt. Die Yosemite-Kletterer haben ja nicht nur durch ihre Unternehmungen Aufsehen erregt und der Entwicklung des Felskletterns neue Impulse verliehen wie einst Otto Herzog. Aufsehen erregt, besonders in Europa, haben sie auch durch ihr ungewohnt abenteuerliches Äußeres und ihre nicht immer ganz artige – wenigstens nach dem Maßstab eines Herrn Knigge – Weise, sich zu geben und zu leben. Eine Umgebung also, in der sich Rambo, der „Blitzer“ vom Grubenkar-Nordpfeiler (siehe Fritz Schmitt, S. 51), der als Lalidergespenst biedere Wanderer erschreckte, eigentlich sehr gut aufgehoben fühlen sollte.



... im Indianerland von Yosemite:
Biwak am El Capitan – Nose-Route.

Foto: R. Karl



Ausstieg aus dem großen Dach der Nose-Route am El Capitan. Die „Nose“ ist sicherlich eine der am häufigsten unternommenen der „Big-Wall-Climbings“ (großen Wanddurchstiege) von Yosemite.

Foto: R. Karl

Ein Original war er jedenfalls, der „Herzog von Ladiz“, mit entsprechend skurrilen Einfällen. Zugleich freilich, so erzählt Fritz Schmitt, war er im Umgang mit Mitmenschen stets selbstbewußt, doch auch zurückhaltend. Das macht über die liebenswerte Figur hinaus den „Rambo“ zu einem sehr tauglichen Vorbild: Für ein Selbstbewußtsein, das den Mut zur Originalität aufbringt. Dem gleichzeitig jedoch das nötige Maß an Zurückhaltung, also Toleranz eigen ist, die auch dem anderen die Freiheit zugesteht, sich gar als noch größeres Original zu erweisen mit entsprechenden Einfällen und

Vorhaben. Da immer mehr Leute mit weitgehend unterschiedlichen Neigungen im Gebirge (nicht nur dort allerdings) auf gleichbleibend, zum Teil sogar zunehmend begrenztem Raum miteinander auskommen müssen, wärs doch ein Glück, wenn eine solche Haltung Schule machte. Vermutlich liegt nämlich in ihr die meistversprechende Chance für eine friedliche Koexistenz aller, die im Gebirge (oder Klettergarten oder sonstwo) Abenteuer, Erfolgserlebnis, Selbstbestätigung, Gemein- oder Einsamkeit, Ausgleich zum Alltag, Erholung oder . . . was auch immer suchen.

Die verrückte Notwendigkeit

Gedanken über die Extremformen der Bergleidenschaft

Ulrich Aufmuth

„Aber alle Verücktheiten
des Bergsteigens sind mir
lebenswichtig und ich
will sie nicht missen“
(Hermann Huber)

Daß Bergsteigen, betrieben mit der extremen Hingabe, die z. B. die großen Karwendelanstiege oder ernsthafte Westalpen- und Auslandsbergfahrten fordern, mit menschlicher Psyche etwas zu tun hat, ist bekannt. Und dies nicht erst seitdem Psycho- und auch Soziologen sich zunehmend der Bergsteiger annehmen. Selbstkritisch-intelligente Bergsteiger wie Eugen Guido Lammer oder Hias Rebitsch (siehe dessen Beitrag auf Seite 63) haben das nicht nur nie abgestritten, sondern durchaus den besonderen Anreiz zum Bergsteigen erfaßt, der aus dieser Tatsache sich ableitet. Daß das Bergsteigen die Psyche eines Menschen, damit sein Selbstwertgefühl und folglich seine Einstellung der Mitwelt gegenüber aufbauend beeinflussen kann, belegen nicht zuletzt die erstaunlichen Leistungen – nicht nur beim Bergsteigen – die versehrte Bergsteiger mitunter vollbringen (s. S. 114). Eben weil es eine Wechselwirkung von Anforderung und Beein-

flussung zwischen menschlicher Psyche und bergsteigerischer Leistung gibt, kann sich daraus aber auch eine erhebliche Belastung für einen Bergsteiger entwickeln. Auch diese Einsicht hat ein Hias Rebitsch nie verdrängt; und Reinhard Karl stellt sich derselben sehr mutig mit seinem fast schonungslosen – schonungslos vor allem sich selbst gegenüber! – Psychogramm über seine beiden gescheiterten Expeditionen zum Cerro Torre und Nanga Parbat (s. S. 103). Theoretisch zu untermauern versucht hat all diese Zusammenhänge sehr ausführlich in seinem bereits 1950 erschienenen Buch „Die Gestalt des Bergsteigers im Lichte der Psychologie“ Karl Greitbauer. Im folgenden Beitrag setzt sich mit dieser Thematik Dr. Ulrich Aufmuth aus seiner Sicht auseinander. Es ist die Sicht des Psychologen und Soziologen; gleichzeitig aber des Bergsteigers, der nach eigener Aussage wie ein Extremmer empfindet, ohne in der Tat sich Extremmer nennen zu dürfen . . . d. Red.

Einleitende Bemerkungen

Ich bin ein leidenschaftlicher Bergsteiger und gehe im Gebirge gerne an die Grenzen meiner physischen und psychischen Möglichkeiten. Meine bergsteigerischen Leistungen berechtigen mich indessen nicht dazu, mich dem Kreise der Extrembergsteiger zuzurechnen. Ich fühle mich jedoch jenen Männern und Frauen, über die ich hier schreibe, mit einem starken Teil meines Ich zugehörig. Ich möchte es so ausdrücken: In mir steckt ein Extremmer, der aber nicht voll zur Entfaltung gekommen ist. Letztendlich erreichte jener Teil meiner Person, der sich „Bergsteiger“ nennt, nicht ganz jenes Maß an Können, Mut und Entschiedenheit des Wollens, das einen ausgewachsenen Extrembergsteiger kennzeichnet. Doch in meinem Fühlen und meiner Einstellung zum Berg glaube ich, sehr vieles mit den Extremen der Tat gemeinsam zu haben.

Die Kennzeichnung meines inneren Standortes in bezug auf das Extrembergsteigen ist mir deshalb sehr wichtig, weil meine Ausführungen an manche Empfindlichkeiten des bergsteigerischen Selbstverständnisses rühren werden und daher leicht als Polemik mißverstanden werden könnten.

Im Mittelpunkt dieses Aufsatzes steht die Erlebniswelt derjenigen Alpinisten, die nach dem Urteil ihrer bergsteigenden Zeitgenossen jeweils zu den allerfähigsten und leidenschaftlichsten Bergsteigern gerechnet werden und wurden. Ich konzentriere mich somit

im wesentlichen auf die Extremsten unter den Extremen. An diesem kleinen und besonders hervorstechenden Personenkreis lassen sich die kennzeichnenden Aspekte des passionierten Bergsteigens am deutlichsten aufzeigen und studieren. Da es heutzutage mehrerlei Formen extremer bergsteigerischer Betätigung gibt, muß ich hinzufügen, daß ich mich auf den klassischen alpinen Extremalpinismus beschränke.

Das Material meiner Darlegungen besteht aus eigenen seelischen Erfahrungen und aus den in Wort, Schrift und Verhalten konkretisierten seelischen Erfahrungen von Extrembergsteigern.

In einem ersten Teil meiner Ausführungen unternehme ich den Versuch, das Extrembergsteigen, soweit mir dies bei meiner eigenen Befangenheit möglich ist, aus den Augen der nichtextremen Majorität der Menschheit zu betrachten. Diese „externe“ Betrachtungsweise läßt die Auffälligkeiten und das Ungewöhnliche des Extrembergsteigens deutlich werden. Charakteristische Eigenheiten, die aus der „Binnenansicht“ nicht auffallen, treten klar hervor. Die Reibungspunkte des Extrembergsteigens mit der Normalität bilden meines Erachtens wichtige Eintrittspforten in die spezifischen Hintergründe der Extrembergsteigerei. Ausgehend von der Analyse der „Abnormitäten“ des Extrembergsteigens will ich in einem zweiten Teil meiner Abhandlung Thesen zur seelischen Bedeutung des Extrembergsteigens zu formulieren versuchen.

I. Die unverständliche Leidenschaft

Legitimationsprobleme

Die einfacheren Formen des Bergsteigens werden von den meisten Menschen unseres Kulturkreises als verständlich und normal angesehen. Der Bergwanderer und der nichtextreme Kletterer können ihr Verhalten hinreichend mit allgemein akzeptierten „guten Gründen“ legitimieren. Das Repertoire dieser guten Gründe ist uns allen bekannt: Liebe zur Natur, Kameradschaft, Selbstbesinnung, Stählung des Körpers und des Willens, Leistungsfreude und anderes mehr. Ob diese guten Gründe im einzelnen auch wirklich die wahren Motive unseres Handelns wiedergeben, ist eine eher unerhebliche Frage. Der Hauptzweck dieser Begründungen besteht darin, unser Handeln als im Einklang mit wichtigen kulturellen Zielen und Werten befindlich auszuweisen. Wir zeigen durch diese Begründungen an, daß unser Tun in einem unmittelbaren Zusammenhang mit solchen zentralen kulturellen Werten steht wie Gesundheit, Leistung, Naturverehrung und Persönlichkeitsbildung. In bezug auf die einfacheren Formen des Bergsteigens funktioniert diese Legitimation durch allgemein anerkannte gute Gründe sehr gut. Die anspruchsloseren Spielarten des Bergsteigens gelten im Lichte unserer kulturellen Anschauungen als verständlich und normal.

Wie sieht es nun aber mit der kulturellen Legitimation der härtesten und intensivsten Formen des Bergsteigens aus?

Der Extremalpinist treibt die Tätigkeit „Bergsteigen“ in zweierlei Weise auf die Spitze: Er steigert die objektiven Schwierigkeiten und Anforderungen seiner Touren aufs äußerstmögliche und er bringt seinem Bergsteigen ein außerordentliches Maß an Hingabe entgegen; oft stellt er es ins Zentrum seiner Existenz.

Durch diese beiden „Übertreibungen“ erhält die an sich als normal empfundene Aktivität des Bergsteigens nunmehr Aspekte der Abnormität, der Unverständlichkeit. An seinen extremen Rändern entfernt sich das Bergsteigen in mehrerlei Hinsicht erheblich von der allgemeinen Vorstellung eines sinnhaften Verhaltens. Vor allem die folgenden drei Merkmale des extremen Bergsteigens sind es, die ihm aus der Sicht des „normalen“ Denkens eine Qualität der Unsinnigkeit und Unverständlichkeit verleihen: Das vergleichsweise hohe Risiko für Leib und Leben; die oftmals folterähnlichen Strapazen und Entbehrungen; die Intensität der Hingabe, die bis zur Besessenheit reicht. Diese drei Eigenschaften des extremen Bergsteigens lassen sich nicht hinreichend mit verständlichen und anerkannten Sinnkonstruktionen abdecken.

Nun kann gefährliches, fanatisches und selbstzerstörerisches Verhalten unter gewissen Umständen durchaus als richtig und normal betrachtet werden, so z. B. wenn es um die Verteidigung des Vaterlandes im Kriegsfall geht, aber auch, wenn außergewöhnliche materielle Vorteile im Spiel sind, wie bei einem riskanten Autorennen. Hier liegen besondere Legitimationen vor, Ausnahme genehmigungen gewissermaßen. Das Extrembergsteigen hat in aller Regel diese besonderen Legitimationen nicht. Bei bestimmten extremen Bergunternehmungen geht es zwar um die Ehre einer Nation, um die Chance großer Berühmtheit oder um hohe materielle Vorteile. Da sagt auch der „normal“ denkende Mensch:

Diese Tat kann ich verstehen, sie hat ihre Rechtfertigungsgründe. Doch das ist die große Ausnahme. Gewöhnlich können Extrembergsteiger keine solche besonderen Rechtfertigungen für ihre Taten ins Feld führen. Ihr Tun ist in normalen Augen deshalb in hohem Grade mit dem Odium des Verrückten behaftet. „Verrückt“ ist im umgangssprachlichen Sinne die Formel für: nicht einsehbar.

In seinen extremsten Vertretern wird das Bergsteigen nachgerade zu einer Art passiver Gesellschaftsnegation. Da wird Bergsteigen zum Aussteigen.

Die Tendenz zur sozialen Devianz, die dem Bergsteigen in seinen leidenschaftlichsten Formen innewohnt, hat ihre psychologische Entsprechung im Selbstverständnis der ganz extremen Alpinisten. Die ganz „radikalen“ Bergsteiger stehen in einem inneren Verhältnis zu unserer Gesellschaft, das von Mißbehagen bis zu ausgesprochener Entfremdung reicht. Viele der großen Extremen passen und passen von ihrer ganzen Persönlichkeit her nicht in die gesellschaftliche Normalität hinein. Sie sind, in der Sprache der Soziologie ausgedrückt, Marginalpersönlichkeiten, Menschen an der Grenzlinie zwischen Angepaßtheit und Gesellschaftsverneinung.

Extrembergsteiger können ihr Tun nicht hinlänglich in gesellschaftliche Sinngewandlungen einbetten und sie können auch nicht mit einem hinreichenden intuitiven Einfühlungsvermögen von seiten ihrer Umwelt rechnen. Sind sie sich nun wenigstens für sich selbst darüber im klaren, weshalb sie mit äußerster Hingabe einer Tätigkeit nachgehen, die mit viel Gefahr und Leiden verbunden ist und die im üblichen Sinne nichts einbringt? Sieht man sich die – übrigens bemerkenswert spärlichen – Äußerungen von großen Extrembergsteigern über ihr eigenes Verständnis von ihrem Tun einmal näher an, dann merkt man bald, daß so ziemlich alle dasselbe Problem haben wie Reinhold Messner, der einmal freiheraus sagte: „Die Unfähigkeit meine Handlungen zu erklären macht mich in gewisser Weise hilflos.“¹⁾ Wenn Messner, dieser Profi der psychologischen Selbstergründung unter den Extremen, solch einen Ausspruch tut, dann mag das etwas heißen!

in der Tat ist es zuallermeist wenig ergiebig und präzise, was die Extremen über die Motive ihres Handelns zu sagen haben.

Manche Extreme, wie der wortreiche Gaston Rebuffat, bedienen sich zur Begründung ihres Tuns ganz einfach der stereotypen Legitimationsformeln, die jeder Bergfreund, auch der bescheidene Wandersmann im Gebirg, für sich in Anspruch nimmt: Naturerlebnis, Freude am Abenteuer, Kameradschaft, Selbstbestätigung durch körperlichen Einsatz und so fort. Das alles spielt auch beim extremen Bergsteigen eine Rolle, doch gerade die besondere Eigenart des Extrembergsteigens vermögen diese Allerweltsformeln nicht zu erklären. Da sich jeder Bergfreund gleichermaßen darauf berufen kann, der Hüttenwanderer genauso wie derjenige, der die Eigerwand zur Winterszeit durchsteigt, darum sind die üblichen „guten Gründe“ des Bergsteigens keine wirksamen Verhaltensbegründungen für das Extrembergsteigen. Im Munde eines Extremen sind es pure Verlegenheitsformeln, deren unverbindliche Allgemeinheit in einem peinlichen Kontrast zur auffälligen Ungewöhnlichkeit des passionierten Extremalpinismus steht.

Einige Extreme bemühen sich durchaus um eine tieferreichende Antwort auf die Frage nach dem Warum ihres Tuns. Diese Be-

gründungsversuche sind jedoch oft durch eine starke Tendenz ins Wolkig-Nebulose gekennzeichnet. Die blumige Verschwommenheit bringt die Hilflosigkeit der Urheber zum Ausdruck. Zwei Beispiele:

„Die Frage, warum ich überhaupt auf Berge steige, kann ich nicht so einfach beantworten... Klingt es zu sentimental, wenn ich sage, daß mir die Berge im Blut liegen?“ So sinniert Peter Habeler über seinen Bergdrang.²⁾ Noch mystifizierender sind die Worte von Hans Ertl über die Antriebe seines Tuns: „Wie die Liebe zweier Menschen jedem Mitwissen und Mitfühlen, jedem Eingriff und jeder Kritik eines Dritten entrückt ist, so ist es auch mit dieser Liebe, die aufs Ganze geht, die alles fordert, alles einsetzt und alles auf sich nimmt.“³⁾ Des so poesievollen Bildes kurzer Sinn: Bergleidenschaft kann man nur erleben, aber nicht verstehen.

Eine ganz andere Kategorie von Antworten Extremere auf die Frage nach dem Warum ihres Handelns sind die witzig-paradoxen Aussprüche.

Bekannt ist ein Ausspruch, der Mummery zugeschrieben wird. Der Engländer soll auf die Frage, weshalb er die großen Alpengipfel besteige erwidert haben: „Weil sie da sind.“ Ähnlich äußerte sich einmal Hermann von Barth. Er bemerkte, er erklimme die Gipfel „zu keinem anderen Zwecke, als dem, oben gewesen zu sein.“⁴⁾ Beide Formulierungen laufen auf die Information hinaus: Ich steige berg, weil ich bergsteige.

Im Hinblick auf die Verbalisierung seiner Motivgrundlagen ist das Extrembergsteigen eine sprachlose Leidenschaft. Die Motivaussagen der Extremen stehen in ihrer inhaltlichen Kargheit und Unverbindlichkeit in einem seltsamen Kontrast zur augenfälligen Ungewöhnlichkeit der Verhaltensform „extremes Bergsteigen“. Jene Extremalpinisten, die ihr Bergsteigen bewusst zum Gegenstand der Selbstreflexion machen, empfinden am schmerzlichsten die Schwierigkeit, die tieferen Bestimmungsgründe ihres Tuns zu erfassen. Die Enttäuschung darüber, daß sie nicht sagen und plausibel machen können, was sie innerlich umtreibt, führt sie oft zum resignativen Fazit: *Niemand* kann sagen, was hinter der Bergleidenschaft steckt. Von dieser bitteren Erfahrung des Unvermögens ist es dann nur ein kurzer Schritt zu dem Dogma: Die Leidenschaft, die den ganz passionierten Bergsteiger bewegt, ist ein unergründbares Geheimnis. Dadurch erhält dann der exzessive Drang zum Berg die Aura des Höheren, Unergründlichen. Ein intellektuelles Unvermögen wird kurzerhand in einen hehren Wesenszug des Extrembergsteigens umgewendet. Die Frage nach dem Warum des extremen Bergsteigens wird auf diese Weise zum Tabu.

Zusammenfassend läßt sich über die Einsehbarkeit des Extrembergsteigens von „außen“ folgendes sagen: Das Extrembergsteigen ist eine Tätigkeit, die sich im Rahmen unserer gewohnten Vorstellungen von einem sinnvollen oder normalen Verhalten nicht hinreichend verankern läßt. Jenseits der bestehenden Begründungsbemühungen bleibt ein großer und hartnäckiger Rest an Unverständlichkeit. Die Legitimationsproblematik des Extrembergsteigens ist eine dreifache: Das Extrembergsteigen läßt sich nicht hinreichend in gesellschaftlichen Sinnkategorien begründen; es ist dem psychologischen Einfühlungsvermögen von Außenstehenden nur in geringem Maße zugänglich und schließlich

vermögen die Extremen selbst nur wenig Substantielles über die Motive und das Wesen ihres Tuns auszusagen.

Die Tatsache, daß wir uns beim extremen Bergsteigen mit unserem normalen psychologischen Einfühlungsvermögen sehr schwer tun, ist ein Hinweis darauf, daß die konstitutiven seelischen Bedingungs Momente dieser Leidenschaft weitgehend im unbewußten Tiefenbereich der Persönlichkeit liegen. Den „normalen“ Breitenalpinismus kann man fast zur Gänze aus allgemein einsichtigen Motiven erklären, beim Extrembergsteigen gelingt dies nicht. Hier spielen komplizierte, unbewußte seelische Momente eine große Rolle, die meines Erachtens nur durch eine tiefenpsychologische Betrachtungsweise hinlänglich erhellbar sind. Im folgenden möchte ich nun zunächst eine Bestandsaufnahme der augenfälligsten „Abnormitäten“ des Extrembergsteigens vornehmen. Ich will jene Eigenarten des extremen Bergsteigens näher unter die Lupe nehmen, die für den Außenstehenden am auffallendsten und befremdlichsten sind: Risiko, Leiden und Besessenheit.

Gefahr

Wie gefährlich ist das extreme Bergsteigen klassischen Stils? Werden Extremalpinisten mit dieser Frage konfrontiert, so wiegeln sie nach meiner Erfahrung zuallermeist ab. Sie versuchen mit den verschiedensten Argumenten glaubhaft zu machen, daß ihr Tun keinerlei besonderes Risiko beinhalte. Oft zu hören bekommt man in diesem Zusammenhang den Hinweis auf das Autofahren. Das extreme Bergsteigen, so heißt es, sei nicht gefährlicher als eine Überlandfahrt im Auto.

Aus den Fahrtenschilderungen der großen Extremen ergibt sich indes ein anderes Bild. Wo die Extremen frei von der Leber weg erzählen, da wird das Risiko ihres Tuns in einer Vielzahl dramatischer Episoden deutlich.

„Plötzlich rutsch mir der Boden unter den Füßen weg – der Block ist ausgebrochen! Blitzartig habe ich noch die Situation erfaßt, instinktiv stoße ich mich von der Wand, und was nun folgt, spielt sich in Sekunden ab. Sekunden – in denen ich über die Grenze geblickt habe...“⁵⁾

Hermann Buhl, von dem diese Zeilen stammen, hat weit über ein Dutzend solcher Situationen erlebt, in denen er den Hauch des Todes verspürte. So wie Buhl blicken die meisten Extremen nach ein, zwei Jahrzehnten aktiven Bergsteigerdaseins auf eine ganze Reihe von Episoden unmittelbarer Lebensbedrohung zurück. Die Fahrtenberichte der Großen des Alpinismus variieren in vielfältigster Weise das Thema „Noch einmal Glück gehabt“.

Im Bestreben, seinen Lesern darzutun, wie glimpflich er über die ersten beiden Jahrzehnte seiner Extremenlaufbahn hinweggekommen war, schrieb der Franzose Lionel Terray einmal: „Ich habe Hunderte schwieriger Unternehmungen in all den speziellen Spielarten des Alpinismus durchgeführt, und dennoch bin ich nicht öfter als etwa zwanzigmal dem Tod wirklich nahe gewesen.“⁶⁾ Als nichtextremer Leser ist man angesichts des „nicht öfter als zwanzigmal“ in diesem Zitat einigermaßen verduzt. Was ist das für ein Sport, bei dem zwanzig Berührungen mit dem Tode bis zur Mitte des Lebens offenbar wenig sind! Terray starb den Bergtod, wie auch Buhl.

Für einen großen Teil derer, die jahrelang extreme Touren durchführen, gilt das, was Messner über seine Kameraden von der italienischen Lhotseexpedition schreibt: „Die meisten unter ihnen hatten schon Grenzsituationen durchlebt, mit schlimmsten Stürzen, mit Kälte bis zur Gefühllosigkeit, hoffnungslose Lagen . . . Fünf oder sechs, die schon einen oder mehrere Partner verloren hatten. Einige, die man selbst bereits abgeschrieben hatte und die dann doch wieder zurückgekommen waren, wider Erwarten sozusagen.“⁷⁾

Immer wieder stößt man in den Bergerinnerungen von Extremen auf erschütternde Reminiszenzen an verunglückte Kameraden. Die Liste der Beklagten kann grausam lang sein, wie bei Andrea Oggioni:

„Persönlich ziehe ich eine traurige Bilanz, wenn ich an jene denke, die sich mit mir in einer Seilschaft zusammengetan haben . . . Emilio Villa ist an der Comici-Route in der Grignetta abgestürzt, Luigi Castagna am Lanciaturm in der Grignetta, Felice Battaglia und Walter Pagani am Pizzo Badile. Renato Scalvini ist in den Seilen im Leeren hängend am Pfeiler der Tofana di Rozes gestorben, Carlo Rusconi von den Magnagotürmen gestürzt, Gaetano Maggioni und Alessandro Cazzaniga sind Opfer des Matterhorns geworden und heute tragen wir Pier Francesco Faccin als Opfer des Crozzon di Brenta zu Grabe.“ (Andrea Oggioni, „Die Hände am Fels“)⁸⁾

Der nächste in dieser grausigen Reihe war Oggioni selbst. Er ließ sein Leben in der traurig-berühmten Tragödie am Mont Blanc. Nun will ich meine Dokumentation zur Gefährlichkeit des extremen Bergsteigens beschließen, es sieht sonst am Ende so aus, als wollte ich die Extrembergsteigerei partout madig machen.

Die Sprache der Tatsachen ist meines Erachtens eindeutig: Das extreme alpine Bergsteigen ist gefährlich. Gegenüber dem Alltagsdasein birgt es ein deutlich erhöhtes Lebens- und Gesundheitsrisiko. Daraus sollte man nun jedoch nicht den Schluß ableiten, Extremalpinisten seien untergangssüchtig oder sie liebäugelten insgeheim mit dem Tod. Extreme hängen am Leben, und gerade im Gebirge. Was Extrembergsteiger brauchen und suchen, das ist das Bewußtsein eines erhöhten Risikos, nicht aber das Unglück selbst. Für sie ist bedeutsam die klare Empfindung von der Nähe des Todes. Der Tod selbst ist ihnen schrecklich wie jedem anderen Menschen. Davon wird später noch zu sprechen sein.

Qual

Der französische Extremalpinist Lionel Terray, der den Bergen verfallen war wie wenig andere, hatte bereits in jungen Jahren den Entschluß gefaßt, sein Leben ganz dem Bergsteigen zu widmen. In seinen Lebenserinnerungen kommentierte Terray diese Entscheidung folgendermaßen:

„War der Alpinismus bisher eine mich beherrschende Leidenschaft gewesen, so wurde er mir jetzt in jeder Hinsicht zum Leben selbst: Leidenschaft, Qual und Broterwerb.“⁹⁾

Was an diesen Worten, die die Erfahrungssumme einer zwanzigjährigen Bergsteigerlaufbahn artikulieren überrascht, das ist die unmittelbare Assoziierung von Bergleidenschaft und Qual. Für Terray, das kommt auch an anderen Stellen seines wunderbaren Buches „Große Bergfahrten“ immer wieder zum Ausdruck, war

die Bergsteigerei auf ganze gesehen eher eine qualvolle als eine fröhliche Leidenschaft. Wohl hatte Terray im Gebirge viele Momente des Glücks genossen, doch letztlich hatte sich seinem Erleben die Erfahrung der Qual als weitaus essentieller eingepreßt. Das was Lionel Terray expressis verbis ausspricht, daß der vorherrschende emotionale Grundton der Bergleidenschaft der Extremen sehr oft das Leiden ist, das wird bei anderen Extremen aus der Art ihres Berichtens offenkundig. Ausgerechnet die Erlebniswelt der ganz passionierten Bergsteiger paßt oft am allerwenigsten in unsere geläufigen Vorstellungen von Bergsteigen und Glückseligkeit hinein.

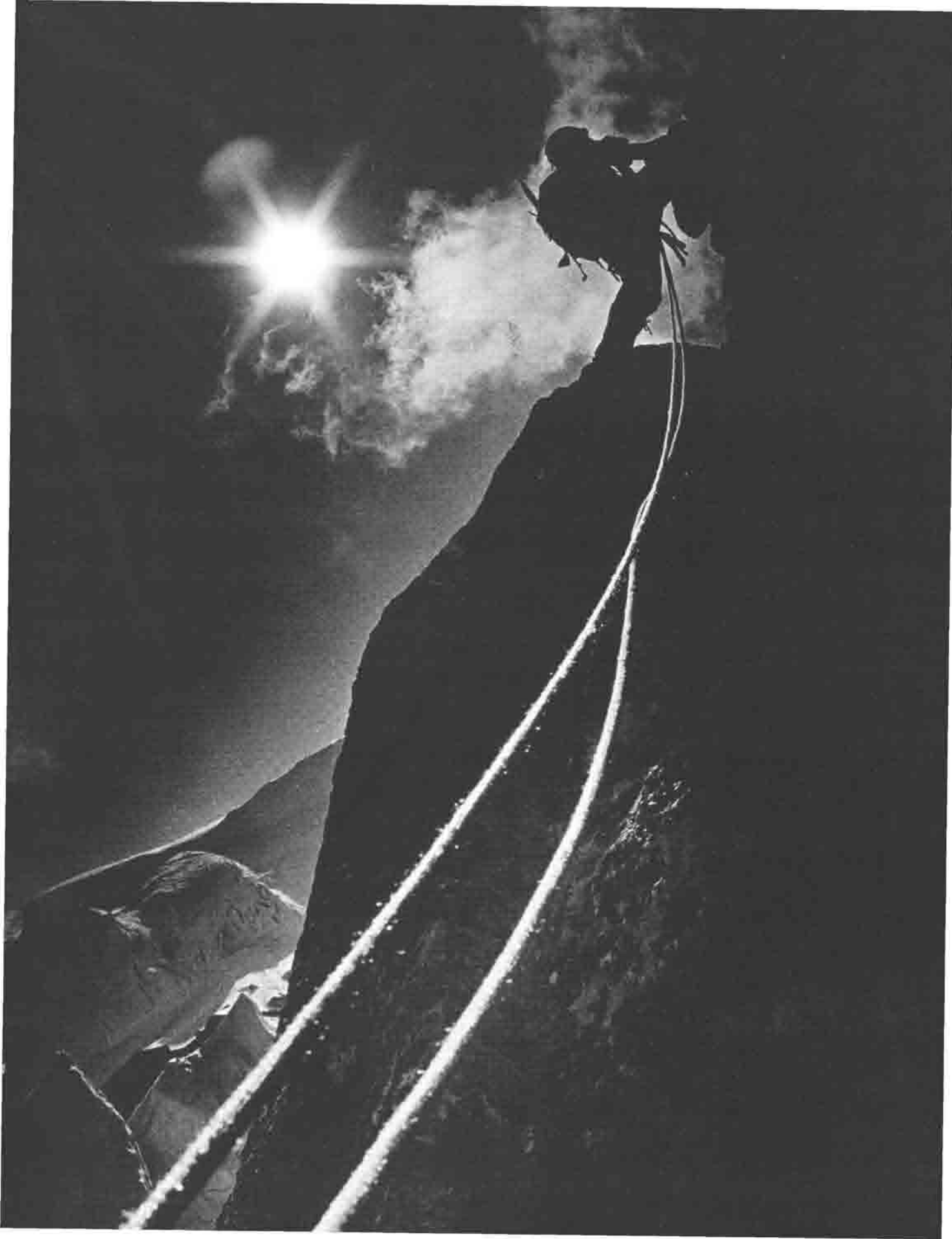
Die Bücher vieler großer Extremen lesen sich über weite Strecken hinweg wie Breviere des Widersinns und der Selbstzerfleischung, sie muten einen bisweilen an wie Kataloge ausgeklügelter Foltermethoden. Es sind Leidensgeschichten, weltliche Passionen.

„Fast 50 Stunden habe ich, ohne die Zeit überhaupt wahrzunehmen, in der Todeszone verbracht, ohne Schlaf, ohne eine ruhige Minute, jeden Augenblick darauf gefaßt, aus dieser Welt gefegt zu werden.“ (Reinhold Messner, „Everest“)¹⁰⁾

„Nun sahen wir nach, wieviel von unseren Fingerspitzen übrig geblieben sei, und fanden, daß die Haut fast ganz verschwunden war. Wir sahen rohes Fleisch.“ (Edward Whymper, „Berg- und Gletscherfahrten“)¹¹⁾

„Immer wieder muß ich ein gefährliches Spiel mit dem Gleichgewicht wagen. Diese Kletterei ist ein wahres Martyrium: Ich habe derart kalte Hände, daß ich sie ständig bis aufs Blut schlagen muß, um sie etwas warm zu bekommen. Um meine Füße kümmerge ich mich schon lange nicht mehr – sie sind empfindungslos. Schreckliche Krämpfe in den Waden, in den Schenkeln, im Genick und im linken Arm machen mein Fortkommen noch gefährlicher. Und über allem liegt eine beängstigende Ungewißheit.“ (Lionel Terray, „Große Bergfahrten“)¹²⁾

Episoden wie diese sind im Bereich des extremen Bergsteigens keine unglücklichen Zufälle, kein „Pech“. Sie sind für das Extrembergsteigen normal und gehören zur Kernsubstanz der Wirklichkeit dieser Lebensform. Die fraglose Selbstverständlichkeit mit der Extreme solche Foltersituationen annehmen – und es gibt Touren, die bestehen fast nur aus solchen Grauserlebnissen – ist für einen „normal“ denkenden Menschen das eigentlich Erstaunliche. Kein Gedanke daran, das Bergsteigen wegen solcher Situationen aufzugeben. Die Extremen haben ein eigentümlich vertrautes Verhältnis zum Leiden am Berg. Sie spüren die Qualen, doch hat für sie das Leiden keinen Abschreckungseffekt. Die Gefühle des Leidens, des Schmerzes, der Entbehrung und der Bedrohtheit sind offenbar für viele Extreme im emotionalen Bereich so etwas wie das tägliche Brot: genauso gewohnt, genauso notwendig. Besonders drastisch und ungeschminkt bringt das Medium Film die Leidensgeprägtheit des Extrembergsteigens zum Ausdruck. Tief eingegraben in meine Erinnerung hat sich das in einem Bergfilm im Originalton zu hörende Hecheln und Stöhnen der Gipfelbezwinger einer Achttausenderexpedition. Es klang schaurig, wie aus einer Folterkammer. Und so hecheln und stöhnen sie immer wieder, oft wochenlang. Der Film konfrontiert uns unmittelbar mit dem vorherrschenden Antlitz des Extrembergsteigens, das da heißt: Martyrium, Strapaze. Die zu qualvollen Grimassen verzerrten Gesich-



ter der Achttausendermänner, ihr torkelnder Gang, ihr erschöpftes Zusammensacken – das anzusehen tat richtig weh.

Extrembergsteiger nehmen freiwillig die unglaublichen Leiden auf sich, die jene Soldaten durchmachten, die aus den Gefangenenlagern Sibiriens entflohen und ihrem Herrgott dankten, wenn sie den Schreckensgang durch Kälte, Entbehrung und Gefahr überstanden. Bei den Mitgliedern eines extremen Expeditionsunternehmens ist es umgekehrt: Sie danken ihrem Geschick, daß sie an dem Leidensmarsch teilnehmen dürfen.

Aber da ist ja auch das Gipfelglück! Wird der Leser hier vielleicht einwerfen. Nehmen wir dieses Gipfelglück einmal näher in Augenschein. Da machen wir die Entdeckung, daß es in vielen Fällen gar nicht vorhanden ist. Gerade die ganz großen Unternehmungen enden oft ohne jegliche Euphorie; anstelle von Glücksgefühlen werden Extreme auf ihren Traumgipfeln ziemlich häufig gar von Empfindungen der Leere und der Enttäuschung heimgesucht. „Kein frohes Gipfelgefühl, keine aufatmende Freude regte sich in uns. Wir waren zerfallen und abgestumpft.“¹³ (Paul Hübner, nach einer strapazenreichen Dolomitentour)

„Keine heftige Erregung erfaßt mich, nicht der Stolz, eine ersehnte Tat vollbracht, nicht die Freude, eine schwierige Aufgabe gelöst zu haben. Auf diesem im Nebel verlorenen Grat bin ich nichts weiter als ein abgerackertes Tier, das der Hunger quält.“¹⁴ (Lionel Terray nach der Bezwingung der Eiger-Nordwand)

Diese Zitate spiegeln eine durchaus typische Form des Gipfelerlebnisses großer Extremere wider.

In jenen Fällen, wo Glücksempfindungen auf dem Gipfel aufflammen, werden sie sehr oft alsbald von Gefühlen der Leere und der Trauer abgelöst. Ganz selten hören wir aus dem Munde von Extremen, die wirklich authentisch ihr Erleben schildern, von einem dauerhaften, daseinsüberstrahlenden Nachklingen der Glückserlebnisse ihrer großen Taten.

Nur in den wenigsten Fällen wird man sagen können, daß der Saldo der Glückserlebnisse bei den großen Unternehmungen der Extremen in etwa dem Maße des Leidens und der Strapazen entspricht. Die Bilanz zwischen „schönem“ Erleben und Leidenserfahrungen ist meistens kraß unausgeglichen, an dieser Erkenntnis führt nach meiner Beobachtung kein Weg vorbei. Es ist dies eine für das tiefere Verständnis des extremen Bergsteigens ganz wesentliche Einsicht, deshalb liegt mir so viel an ihrer Darstellung und Veranschaulichung. Das extreme Bergsteigen offenbart bei genauer Betrachtung manches psychologische Paradox. Genau diese Ungereimtheiten, die wir „Sympathisanten“ so gern übersehen oder vorschnell wegzu erklären suchen, sind die Eintrittspforten in die tieferen Hintergründe des Extrembergsteigens harter Prägung.

Die Einstellung der ganz Extremen zum Thema „Glückserlebnisse auf großer Tour“ kann man etwa so beschreiben: Schön, wenn Glücksmomente dabei sind, notwendig sind sie nicht.

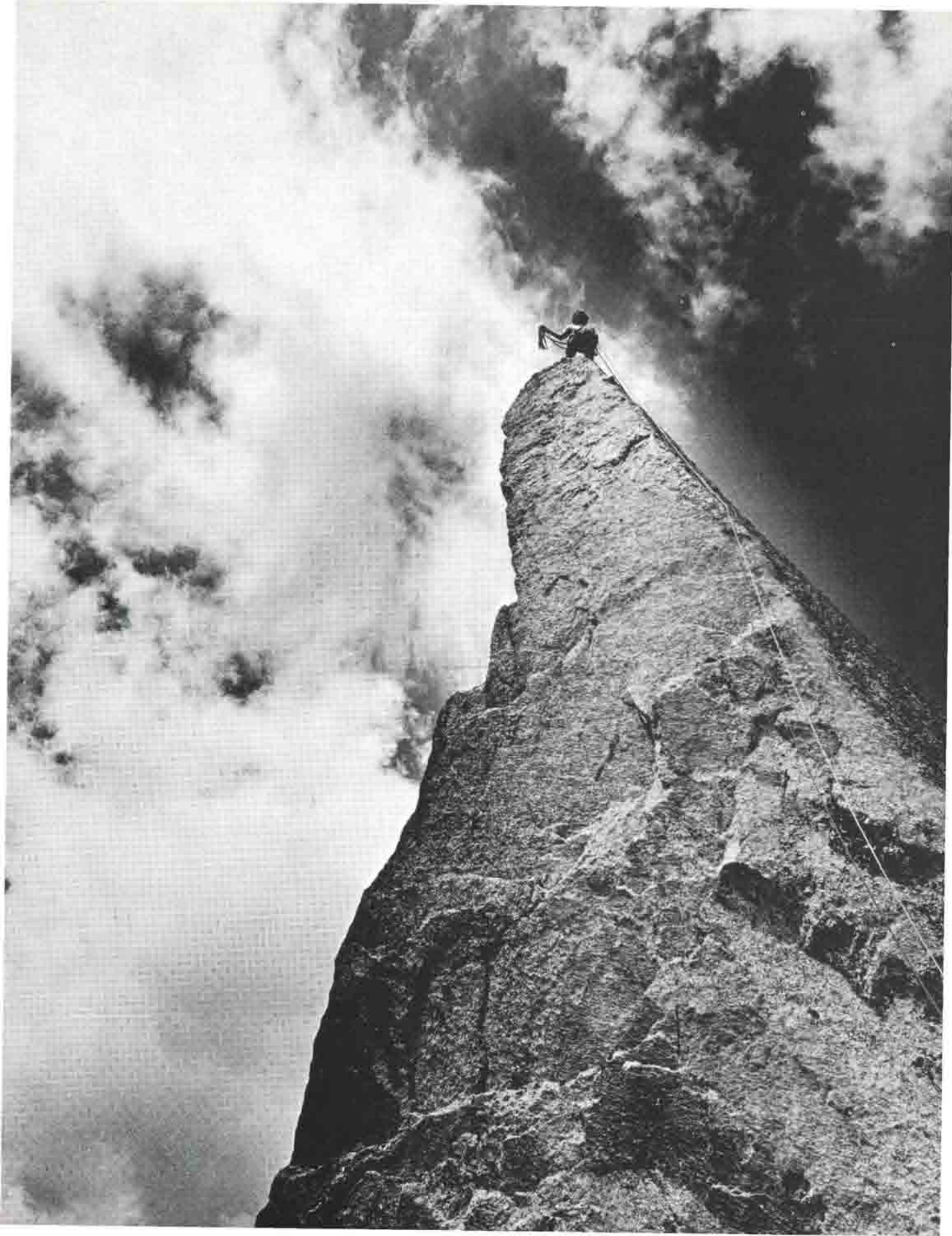
Das Leiden, das oftmals höllische Leiden, dem sich die Extremen freiwillig unterwerfen, läßt sich nicht hinlänglich durch irgendwelche außergewöhnlichen Erfahrungen der Lust und des Glückseligseins plausibel machen. Ebenso wenig führt auch die Suche nach sonstigen Belohnungen, die ein verständliches Äquivalent des

Leidens und der Gefahr bilden könnten, sonderlich weit. Freilich, Leistungsstolz schwingt oft mit, manchmal auch kommt die Bewunderung einer breiteren Öffentlichkeit hinzu. Neben den tage- und wochenlangen unglaublichen Mühen, Entsagungen und Qualen einer großen Extremtour nehmen sich aber alle diese Befriedigungen irgendwie dürftig aus, da bleibt das Gefühl eines starken Mißverhältnisses. Man kann bei eingehender Beschäftigung mit dem Phänomen des Leidens im Extrembergsteigen schließlich nicht umhin zu vermuten, daß jene exorbitanten körperlichen und seelischen Strapazen, die ein auffälliges Charakteristikum des Extrembergsteigens sind, für die Extremen eine Art von eigenständigem Befriedigungswert beinhalten.

„Ich weiß, daß ich mich sehr quälen kann, auch dann, wenn es gar nicht mehr geht.“¹⁵ Diese ironisch-ernste Formulierung von Reinhard Karl bekräftigt, was aus dem Erzählen großer Extrembergsteiger in unmittelbarer Weise schon deutlich genug sichtbar wird: Extreme scheinen mit dem Phänomen des Leidens innerlich in einer besonderen Weise vertraut. Das Leiden scheint ihnen zu liegen. Positiv gesprochen haben Extreme eine außergewöhnliche Begabung zum Leiden. Wenn man diese Männer und (heutzutage auch) Frauen als Helden bezeichnen will, dann sind sie vor allem anderen Helden der Qual. Ist diese bemerkenswerte Begabung zum Leiden nicht vielleicht gar ein Bedürfnis nach dem Leiden? In den Büchern von Extremen kommen immer wieder Tourenschilderungen vor, die von Anfang bis Ende aus einer einzigen Reihung unsäglichlicher Strapazen und Gefahren bestehen. Diese Berichte erwecken in mir stets die Assoziation: Das ist nichts anderes als ein zeitlich gedehnter Todeskampf. So wehrt sich ein Todesgezeichneter seines Lebens. Scheinbar vermitteln aber sogar derartige tagelange Ringkämpfe mit der unmittelbar gegenwärtigen Vernichtung den Extrembergsteigern einen inneren Gewinn, denn oft genug wußten sie im voraus um die Schrecken, die sie auszuhalten hatten. Der Leidenswille reicht bis an die Grenzen der physischen Zerstörung. Offensichtlich haben die Extremen ein besonderes Verhältnis nicht nur zum Leiden, sondern auch zum Tod, wobei beides miteinander verquickt ist.

Vorläufig wollen wir zum Thema „Extrembergsteigen und Qual“ folgendes festhalten: Situationen des äußersten Leidens und der potentiellen Lebensgefahr sind so etwas wie das tägliche Brot der Extremen. Qual und Bedrohtheit gehören zur seelischen Normallage der Extremalpinisten. Das Leiden bedeutet für die Extremen weit mehr als ein notwendiges Übel, das bei schweren Touren eben in Kauf genommen werden muß. Damit ist nicht gesagt, daß die großen Kletterer Spaß am Sich-Quälen hätten. Sie leiden unter ihren Strapazen, unter ihren Entbehrungen, unter den Schneestürmen und den zerschundenen Händen, doch trotz dieses Erleidens scheinen die Situationen äußerster und schmerzhafter körperlich-seelischer Beanspruchung einer starken inneren Notwendigkeit der ganz Extremen zu entsprechen – das Leiden und die Bedrohtheit als Lebenselixier.

Warum sagen Extrembergsteiger auch nach Touren, die aus einer einzigen Kette unsäglichlicher Qualen, Strapazen und Bedrohungen bestanden haben: Das Unternehmen hat mich befriedigt? Warum tauchen sie immer wieder in eine Existenzform ein, die für den



„normalen“ Menschen die Verkörperung der ärgsten Alpträume darstellt?

Wenn es uns gelingt, auf diese Frage eine stichhaltige Antwort zu geben, dann haben wir ein großes Stück vom seelischen Geheimnis des Extrembergsteigens gelüftet.

Besessenheit

Das eigentlich Befremdliche und „Unnormale“ an der Extrembergsteigerei ist die radikale Hingabe, mit der Extremalpinisten ihrem gefährvollen und leidensträchtigen Tun nachgehen. Es ist eine Hingabe, deren Macht und Ausschließlichkeit man nur mit dem Wort „Besessenheit“ einigermaßen zutreffend umschreiben kann.

Mitunter verspürt man auch als gewöhnlicher Sterblicher einmal Lust zu irgendwelchen Aktivitäten der Gefahr und der Plackerei. In geringer Dosierung sind solche Gelüste durchaus geläufig. Wo aber der Drang nach einer Tätigkeit der Strapaze und des Risikos ständig und mit der alleräußersten Intensität akut ist, wie bei vielen Extremen, da werden die Grenzen des normalen Denkens und Fühlens überschritten. Da fragt man sich konsterniert: Was steckt hinter diesem Verfallensein an eine Existenzweise der Mühsal, des Leidens und der Gefahr?

Das Dasein der Extremen ist oftmals ein einziges Existieren auf das Gebirge hin.

Da gibt es kaum Zwischenräume einer nicht-bergbezogenen Existenz.

Reinhard Karl sinnierte einmal: „Es ist erstaunlich, wie kurz die Zeitspanne zwischen ‚Nie wieder einen Berg‘ und einem neuen Bergziel ist.“¹⁶⁾ Reinhard Karl spricht aus reicher Erfahrung. Wie war es beispielsweise, als er von der dreimonatigen Expedition zum Everest zurückgekehrt war? Da war Deutschlands erster Everestbesteiger körperlich und seelisch arg mitgenommen. Er hatte vom Berg- und Lagerleben bis obenhin genug: „Das Warten, das Müde-herumhängen in Lagern, das apathische Keuchen und die Leere in meinem Kopf in großer Höhe, der Streit mit den lieben Bergkameraden, die wie ich auch nur ein Ziel im Kopf haben, den Gipfel zu erreichen.“¹⁷⁾ Alles dies monatelang auszuhalten und mitzumachen, das hatte ihn, den Reinhard Karl, gründlich zermürbt.

Was geschah dann, als Karl nicht lange nach seiner Rückkehr das Angebot zu einer neuen Achttausenderexpedition erhielt? Da war er glücklich und entzückt. Nicht, daß er die Torturen vom Everest vergessen gehabt hätte. Er wußte, diese Martyrien würden sich mit aller Wahrscheinlichkeit wiederholen. Doch das zählte nach wenigen Wochen fern des Berges nicht mehr. Er mußte einfach mit. Lieber leiden am Berg als im Tal und zu Hause sein – eine für Extrembergsteiger absolut typische Reaktion.

Der italienische Dolomitenpezialist Andrea Oggioni berichtet wiederholt in seinen Erinnerungen, wie er in regelrechte Verzweif-

lung verfiel, wenn er aus Gesundheitsgründen oder wegen schlechten Wetters einmal einige Wochen lang am Bergsteigen gehindert war.

Von Francè Avčín stammt der Ausspruch: „Es gibt wohl kaum eine schwieriger erträgliche Bergkrankheit als Bergmangel.“¹⁸⁾ Mit diesem Satz kommentierte Avčín seinen Seelenzustand während eines Krankenhausaufenthaltes, der die Folge eines schweren Absturzes war. Noch in der Klinik heckte Avčín neue Tourenpläne aus.

Bergsteigen ist für die ganz Extremen gleichbedeutend mit Leben, mit Lebendigkeit, das hört und spürt man aus ihrem Erzählen allenthalben heraus. Fortwährend sind sie bei den Bergen, entweder in persona oder aber in Plänen und Gedanken. Wenn nicht berggestiegen wird, dann wird für die Berge trainiert und es werden Tourenpläne geschmiedet. Die Zeit, die nicht irgendwie dem Bergsteigen gewidmet ist, die zählt nicht. Die Berge bilden, poetisch formuliert, die Mitte ihrer Person, oder, minder poesievoll aber wahrscheinlich treffender gesagt, ihre Obsession. Die ganz Passionierten sind in diesem Sinne unglaublich einschichtige Menschen. Sie werden von ihrer Leidenschaft in einer Weise ausgefüllt, wie man es sonst nur von Fanatikern oder von schwer Süchtigen kennt. Nein – noch ein Zustand kommt mir in den Sinn, der mit der totalen Berghingabe der Extremen Ähnlichkeit besitzt: Verliebtheit in ihren höchsten Stadien.

Wie empfinden und artikulieren die Extremen selbst ihre Bergleidenschaft? Sie erfahren sie als ein Ausgeliefertsein an eine unwiderstehliche innere Gewalt. Manchmal hat dieses Hörigsein den Charakter eines „süßen“ oder „wildten“ Rausches (Ertl, Rebitsch), öfters aber wird es erfahren als ein Gezwungensein, als ein pures, unerbittliches Müssen.

In den Berichten von Extremen klingt es immer wieder durch, wie sehr sie ihren Drang zum Berg oftmals als einen nackten, tyrannischen Zwang empfinden. Befreit zu sein „von dem unmenschlichen Zwang, weiterzuklettern“,¹⁹⁾ das war zunächst das einzige Gefühl, das Peter Habeler und Reinhold Messner hatten, als sie den Gipfel des Mount Everest nach ihrem sensationellen Aufstieg ohne Sauerstoff erreichten. Hermann Buhl nannte seine legendäre Bezwingung des Nanga Parbat, mit der er sich den Traum seines Lebens erfüllte, schlicht einen „Leidensgang“. Der italienische Bergsteiger Andrea Oggioni, der eine Reihe schwerster Anstiege in den Dolomiten eröffnete, hastete oft monatelang von einem schweren Unternehmen zum anderen. Seine „Bergwütigkeit“ war ihm des öfteren selbst unheimlich. So schreibt er einmal über seine hektische Gipfelstürmerei: „Es ist, als hätten wir uns in Maschinen verwandelt: Marschieren und Klettern, Klettern und Marschieren.“²⁰⁾ Oggioni konnte noch so viele große Touren hinter sich gebracht haben, sein Drang zum Berg blieb ungestillt. „Kaum bin ich wieder in der Ebene, schweiften meine Gedanken sofort zu den Bergen, und dabei habe ich doch wirklich eine schöne Reihe Aufstiege hinter mich gebracht!“²¹⁾ Der Franzose Lionel Terray kletterte in langen Schönwetterperioden bis zur völligen körperlichen Auszehrung. Er bemerkt hierzu: „Oft bin ich bis ans Ende meiner Kräfte gegangen und wurde schließlich vom schlechten Wetter gerettet wie der Boxer vom Gong.“²²⁾ Der große Hermann

von Barth nannte sich selbst den „nimmerruhenden Irrgeist in den Bergen“²³⁾ eine Charakterisierung, die sehr treffend die Last des ruhelosen Getriebenseins dieses Mannes zum Ausdruck bringt. So hat die Verbundenheit der großen Extremen mit dem Gebirge sehr oft den Charakter eines unentrinnbaren Leidens. Die eindrucksvollsten Worte für diesen Zustand prägte Walter Bonatti: „Ich komme mir vor wie eine biblische Figur, die dazu verdammt ist, in alle Ewigkeit aufzusteigen, um sich von ihren Sünden zu befreien.“²⁴⁾ Der Bergverfallene als ein Verdammter, als der ewige Jude – das ist auch tatsächlich oft der Eindruck, den man bei der Lektüre der Bücher von Extrembergsteigern vom Wesen der Leidenschaft dieser Männer bekommt.

Den Kern der Bergleidenschaft der großen Extremen bildet oft die blanke, innere Notwendigkeit. Das Bergsteigen ist diesen Männern ein absolutes inneres Muß, dem sie letztlich auch ohne Rücksicht auf Glücksgefühle und Gedanken an irgendwelche Vorteile Folge leisten. Sie klettern, weil sie innerlich einfach müssen, ob sie nun im landläufigen Sinne glücklich dabei sind oder nicht.

Bergleidenschaft = Sucht?

Bei der Beschäftigung mit der Bergleidenschaft der Extremen drängt sich mit Macht die Vermutung auf: Handelt es sich hier am Ende nicht gar um eine Sucht?

Die Extrembergsteiger selbst leisten dieser Vermutung in gelegentlichen Äußerungen Vorschub. Edward Whymper verglich seine Bergleidenschaft mit der Spielsucht eines Glücksspielers.²⁵⁾ Hans Ertl schwärmte vom „süßen, tröstenden Rauschgift“ der Berge.²⁶⁾ Peter Habeler schreibt, der Everest sei ihm „im Blut gelegen, wie eine Droge“.²⁷⁾ Aldo Anghileri konstatierte in Sachen Bergsteigen kurz und bündig: „Wir brauchen diese Art Drogen.“²⁸⁾ Vielfach wird die Bergleidenschaft als „Rausch“ oder „Trunkenheit“ apostrophiert.

Prüfen wir einmal nach, welche Übereinstimmungen zwischen der Bergleidenschaft der Extremen und dem Reagieren von Drogenabhängigen im einzelnen bestehen. Da zeigen sich in der Tat bedeutsame Gleichartigkeiten:

Das Denken der ganz passionierten Alpinisten kreist in ähnlicher Einseitigkeit und Ausschließlichkeit um das Bergsteigen wie das Denken des Rauschmittelabhängigen um die Droge. Für viele Extreme bedeutet die Bergsteigerei *das* sinngebende Prinzip des Daseins, in der gleichen Weise, wie für einen Süchtigen aller Lebenssinn und -zweck in der Droge verkörpert ist. Wie ein Süchtiger alles tut, um zu seinem Rauschmittel zu gelangen, so ist manchen Extrembergsteigern keine Anstrengung und Entbehrung zu viel, in die Berge zu kommen. Extreme, die aus irgendwelchen Gründen von der Möglichkeit des Bergsteigens abgeschnitten sind, zeigen nicht selten schwere seelische Beeinträchtigungen bis hin zur offenen Depression, ja bis zur Depersonalisation. Es ergeht ihnen damit wie einem Süchtigen, der gewaltsam auf Entzug gesetzt worden ist.

Ohne Übertreibung kann man sagen: Manche Extreme sind von ihrer Bergsteigerei genauso abhängig wie der Trinker von der Flasche oder der Fixer vom Trip.

Es bestehen mithin unabweisbare und eindrucksvolle Parallelen zwischen den intensivsten Formen von Bergleidenschaft und dem Phänomen der Sucht. Trotzdem kann man meines Erachtens bei der Bergleidenschaft der Extremen nicht von einer Sucht sprechen. Den Übereinstimmungen stehen nämlich einige gewichtige Unterschiede gegenüber:

Beim Bergsteigen fehlt ein materielles Substrat, das man im genauen Sinn als Droge bezeichnen könnte. Auch sind die Suchtmerkmale der körperlichen Abhängigkeit und der physiologischen Schädigung nicht stichhaltig nachweisbar. Im Gegensatz zur Drogenabhängigkeit nimmt der seelische Impetus der „Bergsüchtigkeit“ im Laufe der Jahre tendenziell ab. Ja, es geschieht bisweilen, daß ein leidenschaftlicher Alpinist mit einem Mal seinen glühenden Bergdrang verliert und ohne Reue von der Bergsteigerei Abschied nimmt. Besonders wichtig erscheint mir im vorliegenden Zusammenhang der folgende Unterschied zwischen Extrembergsteigen und Sucht: Drogen erzeugen einen Zustand der Euphorie, sie versetzen den Konsumenten in eine schöne, leidensfreie, angenehme Welt. Beim Bergsteigen der Extremen ist ein solches glückhaftes Entrücktsein eher die Ausnahme. Die Bergbesessenheit hat, wie ausführlich aufgezeigt worden ist, sehr oft eine mehr im neutralen oder negativen Empfindungsbereich liegende emotionale Grundfärbung.

Der wichtigste gemeinsame Nenner zwischen Sucht und extremer Bergleidenschaft ist die seelische Befindlichkeit des unbedingten Müssens, des unverzichtbaren Bedürfnisses. Dies ist eine sehr wesentliche Gemeinsamkeit, sie reicht jedoch nicht hin, um die Bergleidenschaft der Extremen in den Formenkreis der Süchte einzuordnen.

Zwischenbetrachtung

Ich habe nun einige jener Charakteristika der extremen Bergsteigerei herausgearbeitet, die für einen „normalen“ Menschen schwer oder gar nicht begreiflich sind und die auch von den Extrembergsteigern selbst nicht stichhaltig begründet werden können. Ich habe meine Ausführungen über die Absonderlichkeiten und Ungereimtheiten des Extrembergsteigens den Oberbegriffen „Risiko“, „Qual“ und „Besessenheit“ zugeordnet. Unter Bezugnahme auf diese Begriffe kann man den abnormen Aspekt des Extremalpinismus folgendermaßen umschreiben: Extrembergsteiger sind Menschen, die mit Besessenheit eine Daseinsform kultivieren, die wesentlich gekennzeichnet ist durch Leiden und Risiko.

Mit Nachdruck möchte ich betonen: Mit meinen Ausführungen über die Anomalien des Extrembergsteigens verknüpfe ich nicht den Anspruch, so etwas wie die eigentliche oder die tiefere Wirklichkeit der Extrembergsteigerei darzustellen. Das Extrembergsteigen hat zwei gleichermaßen reale Seiten: eine normale, begreifliche und eine unverständliche. Ich befasse mich hier ausschließlich mit der befremdlichen Seite, weil sie es ist, die am deutlichsten auf die verborgenen seelischen Wurzeln des Extrembergsteigens hinweist, und um die Erhellung jener „hintergründigen“ seelischen Motivation der Extrembergsteigerei geht es mir hier. Die „Verrücktheiten“ des extremen Bergsteigens haben einen Sinn. Das sei nunmehr dargetan.

II. Zum psychologischen Verständnis des extremen Bergsteigens

Identität

Im folgenden möchte ich mich mit einer seelischen Thematik befassen, die für Extrembergsteiger in hohem Maße virulent und typisch zu sein scheint und aus der heraus die geschilderten „Abnormitäten“ des extremen Bergsteigens psychologisch einsichtig gemacht werden können. Es ist nicht einfach, diese Problematik in den Rahmen eines psychologischen Konzepts zu stellen. Am ehesten scheint mir hierzu das psychoanalytische Konzept der Identität, oder auch Ich-Identität, geeignet.²⁹⁾

Mit Ich-Identität wird eine seelische Konfiguration bezeichnet, deren Herausbildung sich im Erwachsenenalter für den Menschen in unserer Gesellschaft als eine drängende seelische Notwendigkeit darstellt.

Eine intakte personale Identität äußert sich auf der Ebene des grundlegenden Existenzgefühls im gleichbleibenden Vorhandensein einer seelischen Befindlichkeit, die man etwa so verbalisieren kann: Ich fühle mich wohl und sicher in mir selbst und bin fest verwurzelt in der Realität. Ich erlebe mein Ich in dauerhafter Weise als Zentrum von Kraft, Lebendigkeit und Stabilität. Das Wohlgefühl der gelungenen Identität ist das emotionale Gesamtergebnis aus einer ganzen Reihe seelischer Errungenschaften. An dem belebenden Gefühl einer klaren Identität sind mehrere singuläre Identitätserfahrungen beteiligt. Die wichtigsten davon sind die folgenden:

Ich fühle mich in jedem Augenblick meines Daseins fest in der Realität verankert und mit Leben erfüllt.

Ich habe das Gefühl, eine klare Einheit zu bilden.

Ich bin mir gewiß, daß mein Leben einen Sinn hat und in einer sinnerfüllten Bahn verläuft.

Ich habe das glückhafte Empfinden, ein unverwechselbares Individuum zu sein und fühle mich gleichzeitig fest mit anderen Menschen verbunden.

Alle diese zu einem intakten Identitätserleben gehörigen Ich-Empfindungen sind wesentliche Voraussetzungen des seelischen Wohlbefindens und der Persönlichkeitsstabilität im Erwachsenenalter. Wenn diese Ich-Erfahrungen in Frage gestellt sind, dann kommt die seelische Befindlichkeit des fraglosen In-sich-selbst-Seins, durch die sich Identität subjektiv manifestiert, nicht zustande. Stattdessen wird das Ich-Erleben geprägt von der peinigenden Empfindung, das wirkliche Selbst nicht realisiert zu haben, nicht „bei sich angekommen zu sein“. Das Ich wird dann zum steten, qualvoll akuten Problem. Das Selbstgefühl wird beherrscht von Empfindungen des Mangels: Mangel an gefühlter Lebendigkeit, Mangel an Selbstklarheit, Mangel an Sinngeißheit und Mangel an sicherem Individualitätsbewußtsein. Der Schwerpunkt des Sich-Unvollständig-Fühlens kann dabei verschieden sein, grundsätzlich sind jedoch bei einer Identitätsstörung alle die genannten Ich-Erfahrungen in Mitleidenschaft gezogen.

Es spricht nun vieles dafür, daß ein tiefes Leiden der Identität eine der wesentlichen seelischen Grundlagen des ganz passionierten Bergsteigens bildet.

Nun muß ich jedoch gleich hinzufügen, daß die Identitätsproblematik keine psychische Spezialität allein von Extrembergsteigern darstellt. Der Symptomkreis der Identitätsschwierigkeiten gehört zu den großen und in ihrem epidemischen Ausmaß gleichsam normalen Krisen des erwachsenen Menschen in unserer Gesellschaft. Für viele der großen Extremen scheint diese Krise indes eine ganz besondere, leidvolle Virulenz zu besitzen. Die Sehnsucht nach einem sicheren Behaustsein im eigenen Selbst stellt bei einer größeren Zahl von Extremalpinisten offenkundig ein herausstechendes Lebensthema dar. Das wird in ihrem Schreiben und Verhalten an vielerlei Stellen sichtbar.

Ich habe mir lange überlegt: Soll ich eine Analyse der Identitätsproblematik, so wie sie uns bei großen Extrembergsteigern entgegentritt, hier vorlegen? Im Hinblick auf die Plausibilität meiner Argumentation wäre dies angezeigt. Ich will es aber nicht tun, obwohl sich die Schriften mehrerer berühmter Alpinisten, früherer wie – insbesondere – heutiger, als Diagnosegrundlage geradezu anbieten. Das sachliche Erfordernis muß hier zurückstehen hinter dem Gebot der Rücksicht auf den seelischen Intimbereich derer, um die es geht.

Ich werde mir nachher lediglich zur Frage des grundlegenden Existenzempfindens von Extremen einige beschreibende Sätze gestatten, weil dieser Punkt sowohl für die Identitätsproblematik wie auch für das Verständnis der Motivation und des Verhaltens von Extrembergsteigern von herausragender Bedeutung ist.

Erlösung

Das extreme Bergsteigen kann vielerlei seelische Bedeutungen haben. Eine seiner häufigsten und ausgeprägtesten seelischen Funktionen scheint mir die folgende zu sein: Das extreme Bergsteigen vermag – vorübergehend – freizumachen von Identitätsproblemen, indem es in hohem Maße jene inneren Erfahrungen herbeiführt, aus denen sich das Erlebnis klarer und fraglos gewisser personaler Identität konstituiert. Vor allem für die Extremsten unter den Extremen besitzt die identitätsschaffende Wirkung des harten Alpinismus augenscheinlich große Bedeutung.

Wie diese „therapeutische“ Wirkung zustandekommt, das sei nun in groben Strichen skizziert. Ich werde dazu jeden der zuvor erwähnten Identitätsaspekte einzeln durchgehen.

Das grundlegende Lebendigkeits- und Wirklichkeitsgefühl

Viele der großen Extremen leiden außerhalb ihres Ausnahmedaseins am Berg an quälenden Empfindungen des Unerfülltseins, des Nicht-voll-Lebendigseins.

Für die ganz passionierten Extremalpinisten bildet offenbar nur jene vollkommen atypische Daseinsweise unter fortwährenden Katastrophenbedingungen, als die sich das extreme Bergsteigen für normale Augen präsentiert, einen innerlich erfüllten Lebenszustand. Diejenige minder stimulationsreiche Existenzform, die man das normale Leben nennt, ist für viele Extrembergsteiger eine Art toter Zone, recht eigentlich eine Nicht-Existenz. Das heißt aber, konsequent zu Ende gedacht, nichts anderes, als daß die innere Grundbefindlichkeit ganz passionierter Alpinisten oftmals die ei-



nes defizitären Lebendigkeitsempfindens ist. Das Problem manifestiert sich mit besonderer Deutlichkeit in der Häufigkeit, mit der die Gefühlsdimension Ausgefülltheit – Leere von großen Alpinisten thematisiert wird. Offenkundig scheinen Extreme ihr inneres Befinden in ganz starkem Maße als ein Hin- und Herpendeln zwischen den Zuständen: „Ich fühle mich ganz lebendig“ und „ich fühle mich nicht lebendig“ wahrzunehmen. Die peinigenden Leere-Gefühle, von denen große Extreme immer wieder berichten und die auffällige Unrast, die in ihnen ist sind Symptome einer Lebensbefindlichkeit des innerlichen Nicht-Erfülltseins. Paradoxerweise tritt das Hineinfallen in den Abgrund des Un-Lebendigkeitsempfindens mit besonderer Häufigkeit und Heftigkeit auf den Höhepunkten des Extremendaseins ein, auf den ganz großen Gipfeln („groß“ ist hier zu verstehen im Sinne der subjektiven Wichtigkeit.) Warum gerade hier? Am Gipfel zu sein bedeutet für Extreme neben anderem dies: Jetzt ist jene Existenzweise, die ein fragloses Gefühl inneren Erfülltseins gegeben hat, abrupt zu Ende. Einerseits ist der Gipfel für Extreme eine Station des höchsten Triumphes, andererseits aber ist er auch die Chiffre der traumatischen seelischen Erfahrung: Nun tritt die innere Unerfülltheit wieder in Kraft. So markiert der Gipfel eine Art seelischer Absturzkante vom Zustand inneren Ausgefülltseins in ein stets lauerndes Lebendigkeitsevakuum.

Passionierte Bergsteiger sprechen im Zusammenhang mit ihrem Daseinsgefühl im Gebirge des öfteren von einem „gesteigerten Existenzempfinden“. Nun ist aber mein Eindruck aufgrund der soeben dargelegten Sachverhalte der: Für nicht wenige große Alpinisten geht es beim Bergsteigen in Wahrheit gar nicht um einen ausnahmegemäßen Seinszustand, um eine Art von Superlebensgefühl, sondern schlichtweg um die Erlangung eines normalen, vollen Lebendigkeitsempfindens. Ein innerer Hunger, der auf Mangel basiert, wird gestillt.

Das extreme Bergsteigen ist nun in der Tat ein hervorragendes Psycho-Stimulans. Worauf beruht diese Wirkung?

Es gehört zu den klaren psychologischen Erfahrungstatsachen, daß das subjektive Empfinden des inneren Lebendigseins und Ausgefülltseins aufs engste zusammenhängt mit dem Ausmaß, in dem uns unsere Emotionalität zugänglich ist. Sobald wir starke Gefühle gleich welcher Art in uns haben, sind wir innerlich voll, fühlen wir uns in einer fraglosen Weise lebendig. Ob wir nun fröhlich sind oder verzweifelt, hassend oder glücklich, allemal haben wir, wenn unser Gefühlsleben voll ausschwingt, eine fraglose Lebendigkeitsempfindlichkeit. Das berühmte Diktum des Philosophen Descartes „ich denke, darum bin ich“, ist psychologisch gesehen ein Irrtum. Im Hinblick auf das Gefühl subjektiver Seinsgewißheit muß es viel eher heißen: Ich fühle, darum bin ich. Erlebte Emotionalität ist das ursprünglichste Material des Gefühles „ich bin lebenserfüllt“. Möglichkeiten des Gefühlslebens können verschüttet und eingeengt sein aus mehrererlei Gründen. Wir alle haben mehr oder weniger starke „Verschattungen“ im Gefühlspotential. Jede dieser Trübungen der Emotionsfähigkeit bedeutet ein Stück Verlust an Lebendigkeit und Seinsverbundenheit.

Das harte Bergsteigen nun erweist sich in hervorragender Weise als Emotionsspende und damit als Verstärker unseres Gefühles seelischer Lebendigkeit. Indem wir unseren Körper und die Sinne

bis an die Grenzen dessen, was sie auszuhalten imstande sind belasten – und das heißt nichts anderes als: radikal stimulieren – gelangen wir auf sehr direkte Weise zu starken Empfindungen. Die Gefühle des Körpers und die elementaren Affekte beginnen mit Macht zu klingen und machen uns innerlich erfüllt. Wo das Bedürfnis nach voller, innerer Lebendigkeit sehr stark ist, da kommt es dann auch gar nicht mehr so sehr darauf an, ob Empfindungen der Lust oder des Schmerzes in uns anklingen. Haben doch große Lust und große Qual eine wichtige Gemeinsamkeit: Beides sind absolut eindeutige Seinsbestätigungen. Der Schmerz und die brennende Entbehrung sagen mir vielleicht noch eindeutiger als die Lust: ich existiere, ich habe Leben. Lustvolle und schmerzvolle Empfindungen der elementaren Daseinsebene verbinden sich auf diese Weise beim harten Bergsteigen zu einer Art volltönender Empfindungs- und Lebendigkeitssymphonie.

Noch auf eine andere Weise als durch die radikale Stimulation des Körpers, der Sinne und des grundlegenden Affektbereichs wird das harte Bergsteigen zur wertvollen „Lebendigkeitsdroge“. Durch die Situation „extremes Bergsteigen“ werden Bedingungen geschaffen, die erlebnismäßigen Zugang zu Gefühlsmöglichkeiten herstellen, die ansonsten weitgehend blockiert sind. Das trifft in typischer Weise zu für die Emotionen der Wut, der Angst, der Selbstzufriedenheit, der Lust und der mitmenschlichen Verbundenheit. Mit diesen Gefühlen tun sich Extrembergsteiger oft schwer. Unter den Bedingungen der Ausnahmesituation „extremes Bergsteigen“ gibt das Unbewußte die niedergehaltenen Gefühle gewissermaßen frei für das bewußte Erleben und Ausdrücken. Am Berg ist die unbewußte Dynamik aus Verbot, Schuld und Angst teilweise außer Kraft gesetzt, die so oft als Bann über den genannten Gefühlen liegt. Dadurch sind zusätzliche Quellen des Fühlens und das heißt auch: des Sich-erfüllt-Fühlens erschlossen.

Die Sinnfrage

Zur Identitätsproblematik gehört häufig ein bedrückend empfundenen Akutsein der Sinnfrage. Extremes Bergsteigen vermag dieses Sinnproblem vorübergehend zum Schweigen zu bringen.

Zum Sinnspender wird das engagierte Bergsteigen zunächst schon ganz einfach dadurch, daß es, wie beschrieben, starke Empfindungen erzeugt. Dem Gefühle-Haben wohnt eine ganz urtümliche sinngebende Kraft inne.

Die alltägliche Erfahrung lehrt uns, daß man das eigne Dasein als sinnvoll empfindet, wenn man eine befriedigende Aufgabe hat. „Aufgabe“ bedeutet hierbei: Eine Tätigkeit, die einem sehr wichtig ist und bei der man das Gefühl hat, daß sie mit den innersten Bestrebungen und Begabungen der Person in Einklang steht. Der Berg nun, der schwere Berg, ist für Extreme ganz eindeutig die Aufgabe par excellence.

Woran liegt es, daß das Bergsteigen für bestimmte Menschen geradezu den Charakter einer Berufung annimmt und damit zu einem zentralen Sinnprinzip wird? Da spielen viele Gründe mit. Drei der wichtigsten seien kurz angesprochen.

Leistungsbedürftigkeit: Die großen Extremalpinisten sind trotz ihrer oft ausgeprägten „Aussteigerhaltung“ in einem ungeheuren Maße leistungsbesessen, oder richtiger: leistungsbedürftig. Sie

*Folgende Doppelseite:
Die Fitz-Roy-Gruppe in
Patagonien; ganz links
der Cerro Torre, rechts der
Fitz Roy (zum Beitrag
von Reinhard Karl ab Seite 103).*

*Foto:
R. Karl*

brauchen die ständig wiederholte und herausragende Leistung aus tiefster Seele. Die besondere Leistung ist für sie so etwas wie das Hauptkriterium der Existenzberechtigung.

Talent: Der Kristallisationskern einer Aufgabe vom Typus der Berufung ist immer eine von früh an als wertvoll und wichtig erlebte Begabung. Eine solche von Kindheit an als ich-zentral erlebte Bestrebung war und ist bei Extremen der körperlich-motorische Leistungsbereich. Extreme zeichneten sich meist schon in den frühen Lebensjahren durch körperliche Tüchtigkeit und einen besonderen motorischen Antrieb aus.

„Schlechte Erfahrungen“: In den meisten großen Extremen war und ist von Kindheit an eine starke Tendenz zum „Heraus“ am Werke, heraus aus der Menschenwelt, die für sie von früh an ein Problem bedeutet hat.

Dieses Zusammentreffen von Leistungsbedürftigkeit, motorisch-körperlichem Talent und Menschenvermeidungstendenz ist wesentlich daran beteiligt, daß der Berg für Extreme zur Berufung, zum sinngebenden Lebensinhalt wird. An schweren Bergen kann derjenige, der dazu geschickt ist, außergewöhnliche Leistung in der eindeutigsten Weise realisieren und da ist er auch der Menschenwelt im buchstäblichen Sinne weit enthoben.

Die „Aufgabe Berg“ ist nun freilich kein stabiles Sinnprinzip. Sie verhilft nur zu einer flüchtigen und immer wieder erneuerungsbedürftigen Sinnerfahrung. Jenseits des Gipfels bricht wieder und wieder mit Unerbittlichkeit das Sinnproblem auf. Die Berge sind immer wieder verlöschende Lichter des Sinns in einem Dasein schmerzvoll erlebter Fragwürdigkeit.

Von ganz spezieller Bedeutung für das Sinnerlebnis des extremen Bergsteigens ist dessen ausgeprägtes Gefahrenmoment. Die Todesnähe erweist sich als sinnerschaffendes Moment ersten Ranges. Indem sich Extrembergsteiger im Gebirge ganz nahe und bewußt an der Todesgrenze bewegen, versehen sie dadurch ihre Existenz vorübergehend mit dem stärksten und elementarsten Sinnmoment, das es überhaupt gibt: Mit dem Sinn, das unmittelbare leibliche Fortexistieren zu sichern. Selbsterhaltung ist der stärkste menschliche Trieb. Bewußte Todesnähe provoziert diesen Trieb und damit erhält das augenblickliche Handeln ganz klaren Zweck und Sinn. In gefahrvoller Wand, wo die kleinste Unachtsamkeit den Tod bedeuten kann, steht jede Handlung unmittelbar im Dienste des machtvollsten und selbstverständlichsten Lebenszweckes, der da heißt: weiterleben wollen. Damit verblaßt für einige Stunden jedes intellektuelle oder metaphysische Sinnproblem. Angesichts des Todes fragt man nicht mehr, wozu man lebt oder leben will. Die so gewonnene Lebensklarheit hat allerdings einen hohen Preis. Wo der Tod als Möglichkeit sehr nahe ist, gibt es auch Todesangst und die reale Gefahr des Lebensverlustes. Aber Lebensklarheit kann manchmal wichtiger sein als Lebenssicherheit. Todesnähe stiftet primären Sinn und ist deshalb ein wesentliches Moment der Identitätsgewißheit, die das harte Bergsteigen zu geben vermag.

Das Gefühl der Einheit der Person

Ein weiteres identitätsstiftendes Moment des schweren Bergsteigens besteht darin, daß es ein ganz nachhaltiges Erlebnis der personalen Einheit vermittelt. Dieses Erlebnis resultiert aus der star-

ken und direkten Erfahrung des vollendeten Zusammenspiels von Körpertätigkeit und Sinnesleistung beim schweren Steigen. Alle Fähigkeiten und Kräfte der Person sind in vollkommener Geschlossenheit auf das augenblickliche Handeln ausgerichtet. Schweres Bergsteigen zwingt uns zur totalen Mobilisierung aller unserer kreatürlichen Potentiale, und diese greifen in einem Höchstmaß an Zusammenklang ineinander. Beim gekonnten, schwierigen Steigen strömen unsere aufs höchste gesteigerten Kräfte und Fähigkeiten in vollendetem Zusammenspiel in einem Punkt, der momentan erforderlichen Bewegung, zusammen. Die Ordnung des Zusammenspiels unserer Kräfte beim schweren Bergsteigen bildet sich im Selbsterleben ab als herrliches Harmonie- und Einheitsgefühl. Die vollendete Struktur der Aktion rückt gewissermaßen auch die Seele zurecht.

Noch eines ist für das Zustandekommen dieses Einheitserlebnisses beim extremen Bergsteigen von Bedeutung: In der Situation „schweres Klettern“ ist alle Aufmerksamkeit brennpunktartig auf das Hier und Jetzt konzentriert. Da kann kein Gedanke an etwas anderes verschwendet werden, als auf das augenblickliche Tun. Es entfällt hierdurch auch das Nachdenken über das eigene Selbst. Damit erlischt zugleich das Leiden an den Spannungen und Problemen des Ich. In der harten bergsteigerischen Aktion, ob sie nun lustvoll oder schmerzgeprägt ist, tritt das sich selbst reflektierende Gehirn außer Tätigkeit. Ich bin dann ein einziger, ungeteilter Impuls aus Kraft, Aktion und Affekt. Ich bin gänzlich selbstvergessen und gleichzeitig voll der wachsten Lebendigkeit. Ich bin im Zustand des wilden Tieres, bin ganz und gar eins.

Selbst jenes bewußtseinslose Schmerzbandel, das ich am Ende ganz großer Touren manchmal bin, ist insofern noch ein wohlkullender Zustand, als er frei ist von jener oft so peinvollen Doppelung der sich selbst reflektierenden Existenz.

Individualitätsempfinden

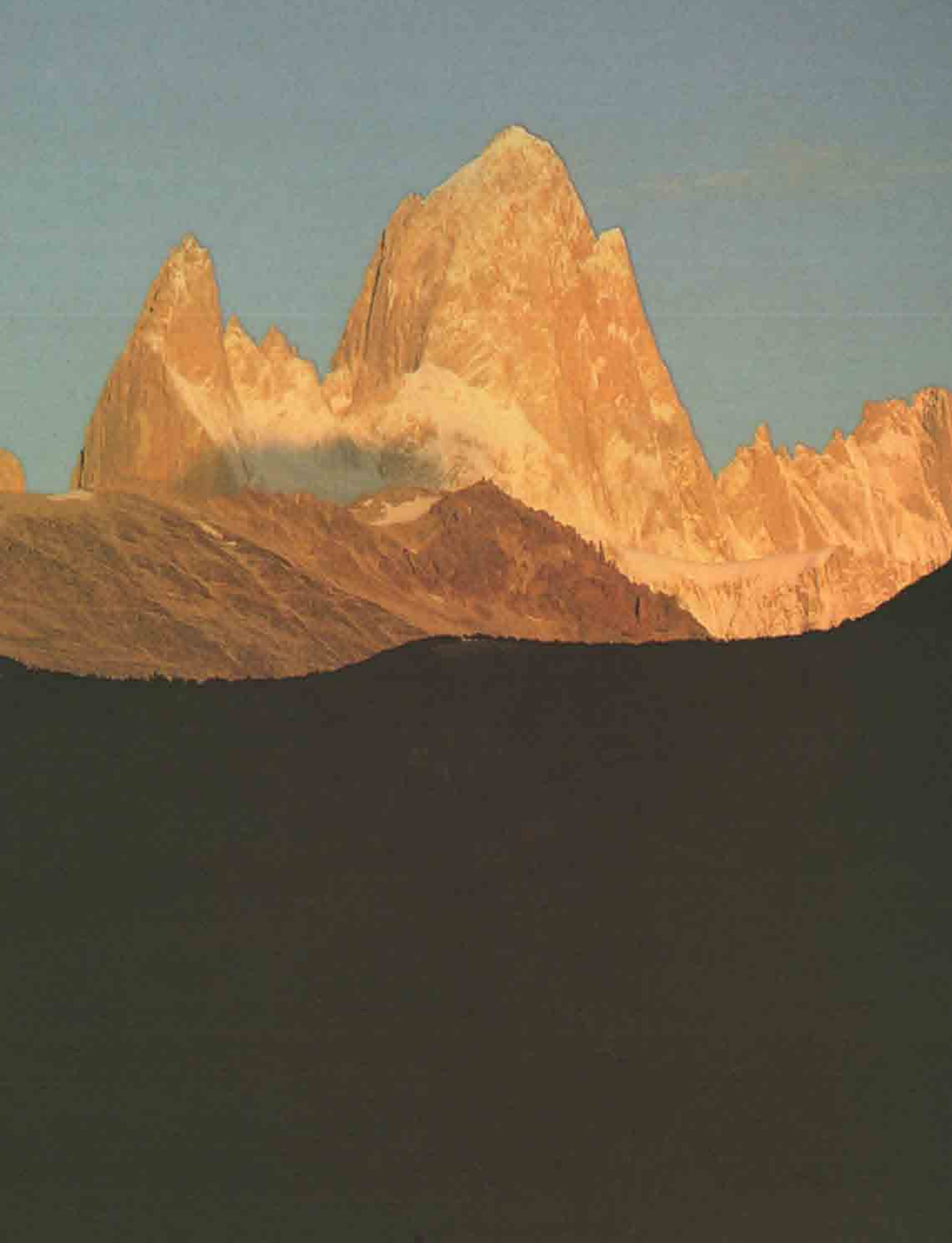
Zu den seelischen Wohltaten des Extrembergsteigens, die im Zusammenhang mit der Identitätsfrage bedeutsam sind, gehört auch eine Stärkung und Stabilisierung des Individualitätsbewußtseins. In der Anspannung und Schwerarbeit alpiner Tat erlebt sich das Ich in der allerprägnantesten Weise als Zentrum und Ursachungsprinzip des Handelns. Alle Aktionen sind absolut spürbar und sichtbar auf das Ich dessen zurückbezogen, der sie vollbringt. Das klare Gefühl, Ausgangspunkt und Verursacher gewichtiger Handlungen zu sein, vermittelt ein starkes Individualitätsgefühl. Auch wenn ich beim Klettern mit einem Partner kooperiere, ist jederzeit in sichtbarster Weise klar, daß ich ein eigenständiges Handlungszentrum darstelle. Mein Eigensein wird durch das Zusammensein mit dem anderen nicht beeinträchtigt. Ich erlebe beides: Klar gefühltes Ich-Sein und existentielle Verbundenheit mit einem anderen Menschen.

Schlußbetrachtung

Aldo Anghileri sinnierte einmal nach der Begegnung mit einem Hippie: „Suchen nicht auch wir durch das Bergsteigen eine Art Erlösung?“⁽²⁰⁾

Eine von den Erlösungshoffnungen, die im harten, passionierten Bergsteigen enthalten sein können, habe ich nunmehr umrissen.





Es ist die Sehnsucht nach dem Zustand fragloser, klarer Identität. Das extreme Bergsteigen vermag Identitätsnot vorübergehend aufzuheben, indem es in hohem Maße diejenigen Ich-Erfahrungen vermittelt, auf denen Identität gründet: Es schenkt ein starkes Gefühl innerer Lebendigkeit und gleichzeitig befreit es von der peinlichen Selbstbewußtheit, die aus Selbstungewißheit entspringt. In der extremen Aktion am Berg ist die Sinnfrage gelöst und Individualität wird zum sicheren Besitz.

Das harte Bergsteigen stellt jenen tiefen Selbsteinklang her, dessen Nicht-Besitz für uns so oft ein persönlichkeitszentrales Problem repräsentiert. Nicht zuletzt deswegen kann das „totale“ Bergsteigen zu einer ganz vehementen seelischen Notwendigkeit werden.

Die ganz große Sehnsucht nach dem Berg, das ist meine Überzeugung, erwächst stets auf dem Boden eines inneren Leidens. (Innerlich zu leiden, das sei hier für alle Fälle angemerkt, bedeutet noch lange nicht seelisches Kranksein.)

In bezug auf die beschriebene Problematik der Identität erhalten die Befremdlichkeiten des extremen Bergsteigens, wie ich sie unter den Kennworten „Risiko“, „Qual“ und „Besessenheit“ abgehandelt habe, einen klaren Sinn. Sie lassen sich verstehen als wesentliche Bestandteile einer Strategie zur vorübergehenden Aufhebung einer leidvoll empfundenen Identitätskrise.

Identitätsstiftende Wirkung haben auch die einfacheren, die nicht-extremen Formen des Bergsteigens, denn schließlich ist das, was man gemeinhin als extremes Bergsteigen bezeichnet, keine qualitativ eigenständige Form der Bergsteigerei. Mit dem Terminus „extremes Bergsteigen“ meint man gewöhnlich ein bergsteigerisches Tun an der obersten Grenze einer objektiven Schwierigkeitskala. Dieses technische Kriterium ist im Grunde aber ein eher unwesentliches und unter psychologischem Gesichtspunkt sogar ein völlig unerhebliches Merkmal der Verhaltensform „Bergsteigen“. Der psychologische Maßstab alpinistischen Extremseins ist die innere Beziehung des einzelnen zu seinem Bergsteigen. In diesem Sinne ist jeder ein Extremer, der das Bergsteigen als eine beherrschende innere Notwendigkeit empfindet und der die Tendenz hat, im Gebirge an die äußersten Grenzen seiner körperli-

chen und seelischen Möglichkeiten zu gehen. Hieraus folgert, daß all das, was ich vorab zur Bedeutung des Bergsteigens für die großen Extremen der Alpingeschichte gesagt habe, in genau derselben Weise für einen sehr großen Kreis von Bergbegeisterten gilt. Zum Beispiel auch für mich.

So geht schließlich das Fazit meiner Ausführungen über den illustren Kreis der großen Extremen weit hinaus: Der Drang zum Berg kann aus vielerlei inneren Notwendigkeiten entspringen. Eine davon, die mutmaßlich sehr häufig ist und die schmerzhaft bedrängend werden kann, besteht im Verlangen nach einem Zustand fraglosen, klaren und lebendigen In-Sich-Selbst-Seins, in der Sehnsucht nach einer heilen Identität. Bergsteigen an der Grenze der je persönlichen Möglichkeiten ist ein ausgezeichnetes Mittel, vorübergehende Erlösung von der Sehnsucht der unerfüllten Identität zu erlangen.

Zwei erläuternde Anmerkungen zum Stellenwert meiner Ausführungen erscheinen mir noch notwendig:

Die Identitätsproblematik, mit der ich das Verhalten extremer Alpinisten in Beziehung gebracht habe, ist kein psychologisches Bedingungsmoment im Sinne einer letztthiligen und eigenständigen Ursache. Die aufgezeigte seelische Thematik ist ihrerseits wiederum sowohl Resultat wie Symptom anderer und noch weiter im seelischen Tiefenbereich liegender Faktoren, die ich hier jedoch nicht ansprechen will.

In keinem Fall ist das Bergsteigen, das extreme wie das nicht-extreme, monokausal erklärbar. Der Drang zum Berg setzt sich immer aus einem Geflecht vielzähliger mehr oder minder bewußtseinsnaher Motivfaktoren und Motivschichten zusammen.

Jetzt, da ich meinen Essay (Essay heißt auf deutsch Versuch) abgeschlossen habe, bleibt in mir ein Unbehagen zurück. Ich merke jetzt definitiv: Als Bergsteiger über die tieferen psychologischen Motive des Bergsteigens öffentlich zu reflektieren, ist von vornherein ein problematisches Unterfangen. Das Mitteilungsbedürfnis des Entdeckers kollidiert hier ständig mit der ethischen Forderung, niemandem zu nahe zu treten. Da stellt sich andauernd der Konflikt. Dies könnte ich sagen – nein, das kann ich nicht sagen. Habe ich zuviel gesagt?

Anmerkungen:

- 1) Reinhold Messner, Alleingang Nanga Parbat, München 1979, S. 45
- 2) Peter Habeler, Der einsame Sieg, München 1979, S. 142
- 3) Hans Ertl, Bergvagabunden, 4. Aufl., München 1952, S. 162
- 4) Hermann von Barth, Aus den nördlichen Kaikalpen, Gera 1874, S. 280
- 5) Hermann Buhl, Große Bergfahrten, München 1974, S. 35
- 6) Lionel Terray, Große Bergfahrten, Nymphenburg 1975, S. 50
- 7) Reinhold Messner, Die Herausforderung, 2. Aufl., München 1976, S. 23
- 8) Andrea Oggioni, Die Hände am Fels, Zürich 1967, S. 14
- 9) Terray, a.a.O., S. 56
- 10) Reinhold Messner, Everest, München 1978, S. 125
- 11) Edward Whymper, Berg- und Gletscherfahrten, 3. Aufl., Braunschweig 1909, S. 339
- 12) Terray, a.a.O., S. 73
- 13) Paul Hübner, Führerlose Gipfelfahrten, München 1949, S. 232
- 14) Terray, a.a.O., S. 113
- 15) Reinhard Karl, Erlebnis Berg, Bad Homburg 1980, S. 110
- 16) Karl, a.a.O., S. 114

17) Karl, a.a.O., S. 114

18) Francé Avčín, zit. nach R. Messner, Grenzbereich Todeszone, Köln 1978, S. 204

19) Habeler, a. a. O., S. 184

20) Oggioni, a.a.O., S. 181

21) Oggioni, a.a.O., S. 183

22) Terray, a.a.O., S. 135

23) H. v. Barth, a. a. O., S. 476

24) Walter Bonatti, Große Tage am Berg, Zürich 1971, S. 173

25) Whymper, a.a.O., S. 213

26) Ertl, a.a.O., S. 87

27) Habeler, a.a.O., S. 38

28) Aldo Anghileri, zit. nach R. Messner, Die Herausforderung, a.a.O., S. 16

29) Zum Thema „Identitätsproblematik“ siehe Erik H. Erikson, Identität und Lebenszyklus, Frankfurt 1966

30) Aldo Anghileri, zit. nach R. Messner, Die Herausforderung, a.a.O., S. 16

Erst nach dem Gipfel bist Du wieder frei

Reinhard Karl

Diese Sehnsucht nach fort und weit weg
und diese Sehnsucht nach zu Hause.
Diese Sehnsucht nach Sicherheit
und dieses Sich-eingezwängt-fühlen,
dieses Nicht-weglaufen-können.
Diese endlose Suche nach dem Neuen
und dieses Hängen an meinem eigenen Ich.
Dieses Kennenlernen-wollen von mir selbst
und diese ewige Leere, die ich in mir finde.
Dieses Angezogensein von Fremdartigem
und diese Furcht vor dem Fremdsein.
Dieses Nicht-akzeptieren-wollen der Gegenwart
und dieses Leben für die Zukunft.
Dieses Nichtsehen der Vergangenheit
und das Nicht-jetzt-leben.
Diese Sehnsucht nach der Natur
und dieses Abhängigsein von der Technik.
Dieses Weggehen
und der Schmerz der Trennung.
Diese Angst vor dem Verlassensein
und die Leere der Einsamkeit.
Diese Unrast,
dieses Nicht-bleiben-können.

„Warum willst Du denn immer weg?“ „Glaubst Du denn, daß es woanders besser ist?“ „Besser nicht, aber anders!“ „Auf Wiedersehen in sechs Wochen.“ Tränen beim Abschied.

Cerro Torre

Bevor ich seinerzeit zum Mt. Everest gefahren bin, habe ich meinen Daunenschlafsack getestet. Das heißt, ich habe mich in der Tiefkühlhalle im Schlachthaus von Heidelberg über Nacht zu den steifgefrorenen Rindfleischbergen einschließen lassen. Morgens erschienen dann die Arbeiter wieder an ihrem kalten, todstrotzenden Arbeitsplatz: Mürrisch, müde, apathisch. Genauso mürrisch, müde, apathisch beginnen auch wir hier jeden Tag unsere Früh-schicht: Schnee schmelzen, Hinunterwürgen des Haferflockenfrühstücks, Herrichten der Bergausrüstung. Wir sehen genauso müde aus wie die Schlachthausarbeiter. Wo liegt da der Unterschied? Ach ja, wir machen das freiwillig! Wie sieht das Wetter aus? „Nebel und Schneefall“. Wieder ein Tag weniger!

Es ist nicht leicht, so lange Zeit so eng zusammenzuleben in so einem menschlichen Notstandsgebiet. Der Berg ist der Kitt, der das Team zusammenhält. Eine harte Probe für eine Freundschaft. Später stellte sich heraus, daß alle Expeditionen sich verkrachten oder sich danach zumindestens aus dem Wege gingen. Martin und ich haben auch diese Freundschaftsklippe umschiff.

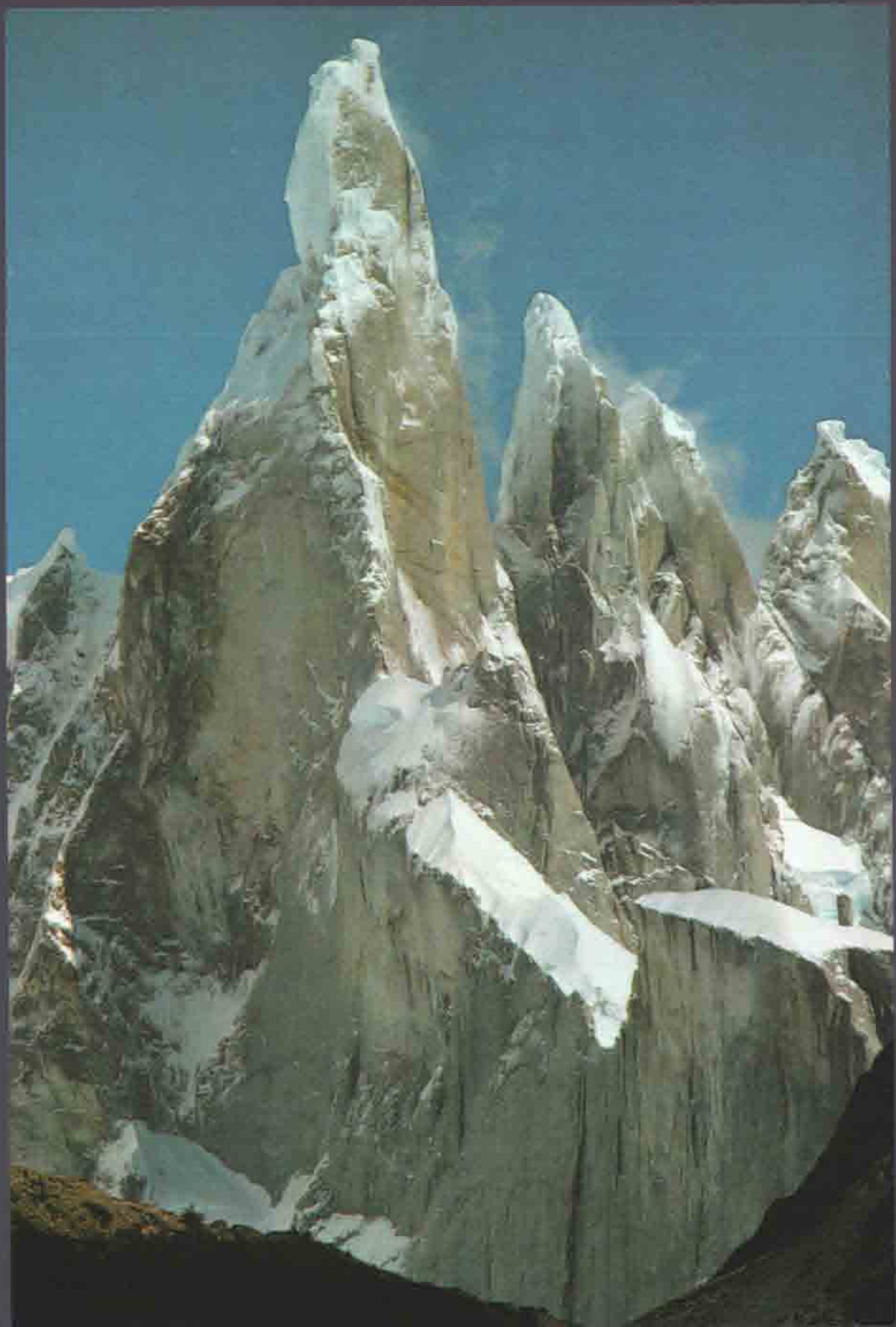
Doch eines Tages – kommt schönes Wetter! Die Hoffnung hat gesiegt. Den Rest des Tages verbringen wir aufgeregt und ausgelassen wie kleine Kinder. Endlich, blutrot geht am Morgen die Sonne auf, unsere letzte Möglichkeit für den Gipfel. Die steile Eisflanke hinauf zu den richtigen Schwierigkeiten klettert noch im Dämmerlicht jeder für sich selbst. Ohne Seilsicherung, Vertrauen in sich selbst durch jahrelanges Klettern. Aber auf dem Sattel bläst schon wieder der verdammte Wind; so ein Pech. Wieder umkehren und warten? Wie uns das zum Hals heraushängt! Nein, wir klettern weiter. Um Zeit zu gewinnen, steige ich mit Steigklemmen an alten verrotteten Seilen hoch. Zeichen von Maestri's „Bergurlaub“ vor 10 Jahren. Das Blut gefriert in meinen Adern, als ich feststelle, daß das Seil, dem ich soeben mein Leben anvertraut habe, und an dem ich mich 40 Meter freihängend hochgezogen habe, nur im Eis festgefroren ist. „Reinhard, so ein Glück hast du nur einmal“, führe ich ein Selbstgespräch, um mich zu beruhigen. Zitternd hole ich meinen Geldbeutel aus dem Rucksack. – Warum ich das Geld hier mitgenommen habe, ist mir ein Rätsel – nicht mal Feuer machen kann man damit bei dem Sturm. Mit zitternden Händen hole ich ein zerknittertes Paßbild von meiner Frau heraus – ein Wesen von einer anderen Welt lächelt mich an. – Mein persönlicher Unverletzlichkeitsglaube ist stark erschüttert. – Die 100 kleinen unterdrückten Ängste haben sich plötzlich zu einer Riesenangst vereinigt. Manchmal ist es besser, bei Schwierigkeiten gleich aufzugeben. Die Hartnäckigkeit macht alles nur noch schlimmer. Trotzdem erscheint uns verlieren immer noch schlimmer als frieren. – Wir erreichen den leicht überhängenden Aufschwung. Das strahlende Blau des Himmels ist der grauweißen Öde des Schneesturms gewichen. Der Wind bläst uns die Seele aus dem Leib. Wir haben furchtbar kalte Finger, aber die Kletterei ist so schwierig, daß wir uns mit Handschuhen an dem vereisten Fels nicht festhalten können. Unter dem Eis, das Martin mit dem Eishammer lospickelt, sind die Bohrhaken Maestri's versteckt. Irgendwo, weiter oben, sollen noch die Bohrmaschine und das Aggregat hängen. Was für eine Arbeit von Maestri da in diesem eisgepanzerten Fels steckt.



Patagonien Impressionen

*Oben:
Die Fritz Roy-Gruppe.
Rechts:
Wettersturz am
Cerro Torre;
ganz rechts
noch im Auf-
stieg; links
daneben
Rückzug.
Fotos:
R. Karl*





*Cerro
Torre – der
Traumberg
Foto:
R. Karl*

„... wir konnten unseren
Traumberg nicht besteigen“.
Seite 107: Unterwegs
zum (Alp-)Traumberg.
Unten: In den Wänden
des Cerro Torre.
Fotos: R. Karl

Meine Ablehnung von Cesare Maestri war nur reine Theorie. Von diesem Fleck an habe ich tiefen Respekt vor ihm. Man sollte nie etwas kritisieren, zu dem man nicht selbst in der Lage ist. Nach den Bohrhaken klettern wir nun unheimlich steile Eisrinnen hinauf. Von oben fallen wasserfallartige Schneewindböen auf uns herab. Wir gleichen kletternden Schneemännern, die versuchen, einen Wasserfall, der Eis statt Wasser hinabschleudert, hochzuschwimmen. Trotz allem, am Abend erreichen wir den letzten Absatz, 250 Meter unter dem Gipfel. Wo der Gipfel sein soll, können wir nur noch erahnen, wir sehen höchstens drei Meter weit. Der Schneesturm macht uns fast blind. Vier Eisschrauben halten uns auf unserer kleinen Plattform fest, die wir mit letzter Kraft aus dem Eis herausgehackt haben. Wären wir auf dem Meer, mit unserem Biwakzelt würden wir wahnsinnig schnell segeln und vielleicht besser SOS funken. Hier jedoch müssen wir alles daran setzen, um nicht vom Berg fortgeblasen zu werden. Eine ganze Nacht lang. Aus Gewichtsersparnis haben wir keine Schlafsäcke dabei. Was für eine Dummheit! Das Biwakzelt knattert im Wind und macht einen Höllenlärm, aber innen drin ist wenigstens ein winziger Fleck, wo nicht dieser verdammte Schnee hinkommt. Eng umschlungen, um uns gegenseitig ein bißchen zu wärmen, warten wir darauf, daß der Uhrzeiger sich bewegt. „Wie spät ist es?“ Ich glaube, die Uhr steht, als nach einer halben Ewigkeit der Sekundenzeiger immer noch auf der gleichen Stelle steht. „Doch, jetzt hat er sich bewegt!“ Unwahrscheinlich, wie lange eine Sekunde dauern kann. „Und erst diese ganze Nacht, die zieht sich wie 100 Kilogramm Kaugummi.“ Der Kocher, er hält nicht, was der Name verspricht, kann er auch gar nicht, denn genausogut könnte er auch unter Wasser kochen. Wutentbrannt schmeiße ich ihn nach einigen Versuchen aus dem Zelt. „Zittern macht warm.“ Unsere nassen Kleider sind gefroren und steif wie Ritterausrüstungen. Wenn nur endlich der Sturm nachließ, dann könnten wir doch noch den Gipfel erreichen. Aber der Berg hat nur ein Rülpsen im Sturm übrig für unsere zarten Wünsche. Morgenlicht, die Ewigkeit einer Nacht haben wir überlebt. Jetzt müssen wir nur noch heil wieder herunterkommen. Das Spiel ist noch nicht ganz aus: Überhängende Wandpartien, noch dazu mit schräger Linienführung, gehören zu dem Schwierigsten, was es gibt. An vereisten Seilen mit diesen schweren Rucksäcken sich abseilen, was für ein unbeschreibliches Spiel. Es gelingt uns, weil uns gar nichts anderes übrigbleibt. Trotz Schneesturm, der den ganzen Tag um uns herumpfeift. Am Abend erreichen wir den flachen Gletscher. Mit den Kräften – mit den Nerven am Ende. „Wir haben gewonnen, wir sind tatsächlich wieder heruntergekommen.“ Und der Gipfel: „Was ist schon Gipfelglück, wenn du lebend wieder den sicheren Erdboden betreten kannst.“ Jetzt erst zurück in die Eishöhle und schlafen ohne Wind. Es gibt Schrecken, da braucht man eine ganze Weile, um darüber weg zu kommen. Die Seifenblase Cerro Torre ist für uns geplatzt. Traurig war es dann schon, wie wir mit unseren Riesenrucksäcken niedergeschlagen ins Tal gezogen sind. Das war nicht nur der Regen, der uns die Backen heruntergelaufen ist. Unten wie zum Hohn zeigt sich der Zauberberg wieder im schönsten Licht. Aber jetzt sehen wir den Berg auch nicht mehr ... Wir konnten unseren Traumberg nicht besteigen, Martin Götz und ich. Das berühmte Patagonien-Wetter ließ es nicht zu. Vielleicht





waren wir auch zu schwach, nochmal einen Monat, an die sechs Wochen Warten auf schönes Wetter dranzuhängen. Das haben andere auch schon versucht mit dem gleichen traurigen Ergebnis. Nur daß dann die totale Ebbe in der Kasse war.

Und meine Frau ist ein starker Magnet, der Heimat-Gefühl verströmt. So oder so, der wirkliche Höhepunkt einer jeden Expedition ist der Moment, wenn du wieder zu deiner Frau kommst – ob ich jetzt den Cerro Torre, den schwierigsten, schönsten, einmaligen Berg bestiegen habe oder nicht.

Jetzt lebe ich wieder in der Stadt und habe Sehnsucht nach den Bergen. Man muß in der Stadt leben, um die Natur zu begreifen. Wenn du immer in den Bergen lebst, siehst du bald keine Berge mehr. Die haben dann eine Bedeutung wie Wolken – gewaltig und immer da. Doch du mußt auch weit weg gehen, damit du weißt, was Zuhause bedeutet.

Jetzt lebe ich wieder in der Stadt und habe Hunger auf starke Erlebnisse, auf Abenteuer in der knüppelhaften Realität. Ich habe

Lust zu keuchen, zu kämpfen, hochzusteigen. Aber um in der Natur leben zu können, mußt du in der Zivilisation einen Überfluß schaffen. Vom Anblick schöner Landschaften kannst du nicht leben. Geld – Gesellschaft – Berge – Freiheit. Nirgendwo lernt man soviel über sich wie bei einer Niederlage. Es gibt zwei Tragödien im Leben, heißt es: Die erste ist, nicht sein Ziel erreicht zu haben. Die zweite ist, sein Ziel erreicht zu haben. Stimmt das wirklich? Bestimmt nicht beim Bergsteigen! Und die Theorie, daß es nicht so sehr auf den Berg, sondern auf die Zeit ankommt, wie man sie verbringt? Der Gipfel des Berges ist das Ziel, nicht mehr und nicht weniger. „Du kannst nicht immer gewinnen.“ „Leider aber ist mein heutiges Ich auf den Tragödien von gestern aufgebaut.“ „Wir müssen das nutzen was wir bekommen haben, um das zu bekommen, was wir wollen.“ Nur, was will ich denn? Das Glück? Das scheint eine Sache zu sein, die man hauptsächlich nur in sich selbst finden kann. Wenn man im Winter im warmen Zimmer sitzt, in einer Großstadt, in dieser deprimierenden grauen Öde und in einem Bergbuch blättert, die Berge strahlen da unglaublich ...

Nanga Parbat – der nackte Berg

*Der große Berg
ist ein Gebäude
ohne Treppen,
ohne Stockwerke,
ohne Türen*



*Oben:
Lager auf
6500 m
Höhe.*

*Rechts und
rechte Seite
unten:
Am „Kins-
hofer-Gedächtnis-
Anstieg“ zum
Nanga Parbat.
Foto:
R. Karl*





*Oben: Der
„Nackte“ – im Bild die
Rupallfanke –
verschleiert.
Foto: R. Karl*



Nanga Parbat 80

*S. 110:
Oben: Unterwegs nach
Gilgit: „Der Glaube, daß der Tag
des Todes durch Allah vorbestimmt
ist, kann manche Leute zu
verwegenen Fahrern machen.“*

*Seite 111: Rettung
eines erkrankten Bergsteigers
aus 7000 m Höhe –: „Für einen
Berg wie den Nanga braucht
man viel Glück...
... mehr als unseren guten Willen
können wir nicht zeigen.“*

Wir sitzen an einem kleinen Fluß im Rupaltal, 3600 Meter hoch – Basislager. 4500 Meter über uns der Gipfel des Nanga Parbat. Nanga Parbat heißt „Nackter Berg“. Wir nennen ihn „gigantischer Steinhäufen, der einsam in den Weltraum ragt.“

Louis krümmt sich vor Schmerzen; Magen und Darm, was denn sonst. „Oh mein Gott ist mir schlecht“, stöhnt Louis Fraga, Spanier, perfektes Deutsch, mein Partner, mein Freund, 22 Jahre alt. „Versuch einen Furz zu lassen, aber vorsichtig“, rate ich ihm. Ich glaube, zwei so Schwächlinge wie wir sind noch nie in dieses Tal gewankt, um sich an diesem gewaltigen Berg zu versuchen. Der Fluß bringt das Wasser der Gletscher hinunter in das Industal. Vom Gipfel bis zu uns herab sind es 4500 Meter. Unvorstellbar – man kann sich diese Größe beim Anschauen nicht vorstellen. Man muß diese Strecke erleben, erleiden. „Jetzt könnte ich mit meiner Frau am Meer sein, doch ich Idiot liege hier mit Durchfall und Kopfweh abgeschlafft herum“.

Die drei Phasen:

„Ich muß diesen Berg machen“

„Ich kann diesen Berg besteigen“

„Warum nur muß ich so etwas machen?“

Fragen macht schwach!

Die einzige Antwort liegt im Bergsteigen selbst. Ist es vielleicht mein Problem, daß nach dem Everest alle anderen Berge niedriger sind? Aber das sind doch nur Zahlen!

*Fotos:
R. Karl*

Unser Basislager besteht aus zwei Zelten von Louis und Captain Ali, unserem Verbindungsoffizier. Dazu bauten wir uns aus Stei-



nen und einer Zeltplane ein Küchenzelt, sozusagen das Kommunikationszentrum. In traumhaft schöner Lage: grüne Wiesen, saubere Bäche; Esel, Kühe und Schafe grasen dort und fressen in Frieden den Tag zusammen. Die Senner dort oben sind jene stolzen Gestalten, die es in den heißen engen Tälern nicht aushalten. Dort oben leben sie mit ihren Tieren, Frauen und Kindern zusammen. Eine Schule für die Kinder gibt es nicht. Schule ist hier das Leben. Die Landschaft dort strahlt eine Ruhe und Zufriedenheit aus, da kann man scheinbar keinen anderen Wunsch haben als da zu sein. Manchmal kommen ein paar Fremde, Europäer, die wollen diesen Berg besteigen. Niemand begreift, warum sie das machen.

Ich kann auch nicht begreifen, warum jemand Geld ausgibt, um schwere Rucksäcke, die halb so schwer sind wie er selbst, auf einen Berg zu tragen.

Wir rechnen aus, was wir mit dem Geld hätten alles machen können. Meine Lieblingsvorstellung ist die: Wir legen das Expeditionsgeld zusammen, das sind 14 000,- DM. Davon leihen wir uns einen Porsche für vier Wochen und rauschen durch die Alpen bis ans Mittelmeer. Wir leben in den besten Hotels und lassen die Puppen tanzen. Wir leben vier Wochen in Saus und Braus, ein bißchen Klettern und Bergsteigen, Frauen; kurz, wir werfen das Geld zum Fenster hinaus. Vier Wochen tolles Leben. Leider haben wir es nicht getan, sondern unser sauer erworbenes Geld in eine „sinnvolle Expedition“ angelegt.

Geld zum Fenster hinausschmeißen kann mal kurzfristig Spaß machen, aber eine Expedition zum Nanga Parbat, das ist das Negativ des normalen Lebens.

Ich hätte überall hingehen können, aber ich Idiot bin hierher gegangen. Nie könnte ich 7000,- DM zum Fenster hinausschmeißen. Wenn man das kann, dann ist man unheimlich frei.

Wir sind eine Zwei-Mann-Expedition, da ist jeder zu 50% der Boß, Louis der Expeditionsleiter, ich der Stellvertreter und Arzt; Auto-mechaniker als Arzt. Arzt muß dabei sein, das steht in den Bedingungen. Für unseren Licence Officer Capt. Ali besteht noch die Pflicht, einen Koch mitzunehmen, schließlich kann ein Offizier nicht auch noch kochen. Das macht noch Expeditionsleiter Louis. Es gibt Theorien, daß Militär in manchen Ländern notwendig ist, um die Ordnung und was da alles dranhängt, und was zweifellos auch wichtig ist, zu garantieren. Aber sicher ist auch, daß das Militär nicht unbedingt der Gipfel der Zivilisation ist. Die vielen Verbote, Kontrollen und komischen Gesetze der Bürokratie des Ministry of Tourism schlagen über uns zusammen. Das kostet uns 14 Tage unseres kostbaren Lebens in Rawalpindi bei 40° im Flohhotel. Damals waren wir wirklich auf dem moralischen Nullpunkt. Die Todesfahrt nach Gilgit. – Der Glaube, daß der Tag des Todes durch Allah vorherbestimmt ist, kann manche Leute zu sehr verwegenen Fahrern machen. Danach laufen wir mit unseren Lasten ins Rupaltal.

Jetzt tragen wir Lasten hoch auf 5000 Meter, bis wir glauben, mit einem angewachsenen Rucksack auf die Welt gekommen zu sein. Warum hatte Jesus nie Gepäck dabei? Jesus besaß nicht mal eine Zahnbürste! Vielleicht hatte er eine Kreditkarte?

Auf 5000 Meter bleiben wir bei schlechtem Wetter 10 Tage, um uns zu akklimatisieren. 10 Tage jeder in seinem Minizelt, warten auf schönes Wetter. Nur zu zweit ist man überhaupt in der Lage, 10 Tage in dieser Trostlosigkeit auszuhalten.



Links:

Am Nanga Parbat

Blick auf den

Toshe Peak

(6810 m).

Foto:

R. Karl

Für einen Berg wie den Nanga braucht man viel Glück: das Wetter, der Schnee und das Timing. Wenn man das durch Erfahrung und Instinkt nicht in Griff bekommt, ist alles vergebens. Mehr als unseren guten Willen können wir nicht zeigen. Dieses Warten! Nirgendwo kann man Zeit so erleben wie auf einer Bergexpedition. Wir langweilen uns zu Tode. Zeit ist plötzlich im Überfluß vorhanden. Zeit ist plötzlich nichts mehr wert, die erschlägt uns. So, wie viel Geld plötzlich alle Sachen wertlos macht.

„Ich lebe für den Augenblick, denn nur der Augenblick ist Realität“. Es gibt aber eine Realität, die ist nur durch die Zukunft zu ertragen. Wir steigen ab ins Basislager, weil wir das Gefängnis hier oben nicht mehr ertragen. Ich muß meiner Pflicht als Arzt nachkommen: Kranke, Lahme, Dreckige, Männer, Frauen und Kinder kommen, sie glauben, ich könnte sie von dem Krankheitsübel befreien. Es ist mir peinlich. Ich weiß noch nicht mal, für was die Tabletten sind, die ich den Gutgläubigen verabreiche. Nur die am schönsten aussehenden Tabletten bekommen sie. Sie erzeugen Glauben an die Gesundheit. Schließlich trage ich alle Medikamente hoch auf 5000 Meter. So habe ich eine Ausrede. – Der Schein muß gewahrt bleiben.

Wir haben einen Cassettenrecorder dabei. Bis jetzt schien mir immer, Hifi-Anlagen seien Beruhigungsmittel, um mit der Einsamkeit besser fertigzuwerden: Die Einsamkeit der Großstadt. Immer sind dann Stimmen um dich herum, 2 x 40 Watt-Stimmen. In der Natur glaubte ich, sei die Harmonie des Lebens, wo alles nach den großen Lebensgesetzen funktioniert, für was braucht man da Musik? Wo es doch Vogelstimmen, Eselsschreie, Regengeräusche und den Wind gibt? Und statt Fernsehen gibt es Wolkenbilder. Habe ich den Kontakt zu der Natur verloren? Ich fühle mich gelangweilt hier. Diese Geißel, immer etwas machen zu müssen. Ich habe das Paradies verloren, weil ich nicht mehr still sitzen kann.

Und diese heile Naturwelt und diese glücklichen Menschen hier? Alles Lüge, sagt mir mein Verstand. Die Menschen leben hier in einem so armseligen engen Raum, weil sie sich garnicht anders entscheiden können. Sie müssen hier leben – und hier glücklich sein! Und Natur, was ist das?

Nur was zum Anschauen und Photographieren am Wochenende? Ist Natur nur pittoreske Armut? Ich glaube, es ist etwas, was man nicht fassen kann, sich danach sehnen, aber nie anfassen kann. Natur, ein Wort, so allumfassend!

Wir steigen auf 6000 Meter und errichten Camp II, danach wieder Basislager.

Einen 8000er zu probieren ist wie zu einer Spielbank zu gehen. Du mußt das Geld in das Spiel einbringen: 2000 \$ Genehmigungsgeld, Royalty, Flugticket, Träger, Verbindungsoffizier – dann rollt die Kugel. Das Spiel läuft so lange wie du aushältst. Ob Gipfelsieg oder nicht – Gewinner ist auf jeden Fall die Spielbank – Pakistan. Wir sitzen gemütlich beim Frühstück. Louis probiert endlich die Tschapatis ordentlich hinzukriegen. Ich mache Pudding. Ali schlachtet eine Ziege. Wir hören die Beatles. Die letzten Batterien, wir tanzen alle drei. Die Harmonie eines Morgens. Es scheint die Sonne im Tal. Der Berg ist immer noch in den Wolken versteckt. Heute Nacht Regen. Heute Nacht habe ich viel von meiner Frau Eva geträumt. In 10 Tagen ist unsere geplante Zeit hier abgelaufen. Morgen wollen wir es noch einmal probieren.

Das Wetter ist immer noch schlecht. Alfah scheint uns nicht zu lieben. Wir wollen so lange obenbleiben, bis wir nicht mehr können. Wieder in Lager II, 6000 Meter. Wir stinken nach kaltem Furz und scharfem Urin. Hier oben bekommt man Zahnfleischschwund. Sechs Wochen sind hier wie ein Jahr Nicht-Zähneputzen. Den Geschmack kann man sich hier vollkommen abgewöhnen. Der kleine Taschenspiegel ist das einzige, vor dem ich mich meines Aussehens schämen müßte.

Ab 6000 Meter wird man durch den O₂-Mangel sehr langsam, in jeder Beziehung. Dieses wochenlange Herumliegen ist fast so wie im Krankenhaus.

An sich ist eine 2-Mann-Expedition ideal. Da gibt es klare Entscheidungen. Zu zweit kann man reden und sich einigen, da ist, wie gesagt, jeder zu 50% der Boß. Aber, nur zwei Mann und dieser furchtbare Berg. Oft ist Schweigen die einzige gemeinsame Tätigkeit. Die Stille ist wie ein gewaltiger Schrei. Denn in Wirklichkeit hat der Berg die Entscheidung. Wir sind nur hilflose Bettler, Bettler um schönes Wetter und gute Verhältnisse, um Gnade, den Gipfel zu erreichen.

Eines Abends kommen Patrick Berhault und Yannick Seigneur von der Nachfolgeexpedition. Es ist unglaublich, nach nur ein paar Tagen Akklimatisation wollen sie gleich auf den Gipfel. Das gibt uns wieder Zuversicht. Zu viert in dieser Einöde haben wir bessere Chancen für den Gipfel – wir sind jetzt nicht mehr allein, wir sind zu viert.

Wieder im Basislager.

Patrick bekam auf 7000 Meter ein Lungenödem. Er konnte nicht mehr gehen, nicht mehr sitzen. Wir wollten eigentlich bis 7800 Meter aufsteigen und nochmal biwakieren, um dann endlich den Gipfel zu erreichen. Das Wetter war schön . . .

Wir haben Patrick wieder lebendig heruntergebracht. Wir haben ihn in einen Schlafsack gelegt, Seile drumgewickelt und hinuntergezogen. Das klingt einfacher, als es war. Wir haben ihn tatsächlich wieder heil heruntergebracht. Ade Nanga-Gipfel.

Ich weiß jetzt, so schrecklich es auch sein mag, Menschen retten zu müssen, daß es eine tiefe Befriedigung verschafft, eine Art Sieg über jemand. – „Ich habe Dich gerettet“ – das ist die totale Macht über jemanden . . .

Für uns ist „Archipel Rucksack“ zu Ende.

Wir haben nicht mehr die Kraft, noch einmal hochzusteigen. Irrendwie ist alles anders seit dem Unfall. Unterschwellig habe ich jetzt Angst. Mein Verhältnis zum Berg hat sich verändert. Ich habe Angst, daß mir etwas passieren kann. Ich habe den Mut und den Glauben an mich verloren. Es ist sehr traurig, nicht mehr nach oben steigen zu können, selbst wenn man nicht mehr will – Tränen sind immer das Ende . . .

Der große Berg ist ein Gebäude ohne Treppen, ohne Stockwerke, ohne Türen. Das Wohnzimmer ist der blaue Himmel.

In dem Haus wohnt niemand, alles ist kalt und leer. Der Besitzer ist taub und stumm wie die Steine. Das Geheul des Windes sind seine einzigen Worte.

Wenn Du nach oben steigen willst, wird das Haus zum Gefängnis, die unsichtbaren Gitterstäbe heißen Ehrgeiz. Erst nach dem Gipfel bist Du wieder frei.



Mit dem Heiner und der Traudl Klettern zu gehen, war ein meist recht amüsanter Unternehmungen. Besonders dann, wenn es sich so einrichten ließ, daß der Heiner als Mittlmann der Dreierseilschaft kletterte. An einem Stand angekommen, liebte er es nämlich sehr, sich an langer Selbstsicherung am äußersten Rand einer Felskante niederzulassen und in die Tiefe zu äugen. Dort hatte sich ja jetzt die Gattin an den kniffligen Stellen zu versuchen, die er bereits gemeistert hatte. Meist begleitete er diese Versuche mit erbaulichen Kommentaren; nicht immer allerdings solchen aus dem Ratgeber für vollendete Kavalier. Vielmehr war da häufig vom Rauchen und Naschen die Rede, das man der wünschenswerten Klettergewandtheit und Kondition wegen halt doch besser lassen sollte.

Recht befangen und auch besorgt war ich, als ich mit den beiden zu unserer ersten gemeinsamen Kletterei aufbrach. Ich wußte nicht, wie ich dem Heiner die einzelnen Kletterstellen erklären sollte. Er war nämlich Oberschenkelamputiert. Die Sorge erwies sich freilich bald als unbegründet. Der Heiner meisterte alle Stellen mit katzenartiger Gewandtheit. Und das, obwohl er erst im Alter von 45 Jahren mit dem Klettern begonnen hatte. Als eine gewisse Schwierigkeit erwies sich lediglich, daß Heiners zwar zerlegbare, aber doch sperrige Krücken entweder vorher zum Ausstieg zu bringen oder eben während der Kletterei mitzuführen waren. Verfügte der Heiner aber endlich wieder über drei Beine, dann nutzte er den Vorteil der größeren Übersetzung, den die Krücken boten, um beim Abstieg ein atemberaubendes Tempo vorzulegen, dem Zweibeiner nur schwer zu folgen vermochten. Da konnte es an besonders steilen oder gar leicht schrofigen Stellen zwar schon vorkommen, daß er – seines Zeichens Professor für Agrarwissenschaften – einmal ins Straucheln geriet. Über drei Beine stolpert sich halt leichter als über zwei. Solche Situationen meisterte der Herr Professor aber immer durch turnerisch gekonntes Abrollen, wobei es ihm sogar gelang, seine Krücken fest umklammert zu

halten. Hatte er sich dann ausgekugelt, war meist ein erkleckliches Stück an Tiefe gewonnen und die Hatz unverzüglich fortzusetzen. Vor wenigen Jahren ist Prof. Dr. Karl-Heinz Fischer, zu dessen Seilgefährten auch so bekannte Leute wie Heinz Steinkötter und Heini Holzer zählten, in der Nähe seiner Heimatstadt Bozen bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Er war gerade unterwegs gewesen irgendwohin zum Klettern. Wie den Heiner aber gab und gibt es sehr viele schwer behinderte Bergsteiger und Skiläufer. Darunter recht bekannte: Bruno Wintersteller zum Beispiel, der in den 50er Jahren an schwierigen Erstbegehungen im Dachsteingebiet und Gosaukamm beteiligt war, oder Rainer Loderer, Oberschenkelamputiert wie Wintersteller und Prof. Fischer, der dennoch extremen Fels als Seilerster zu meistern gewohnt ist, auch im Neuland; seine Erstbegehungen – in den Tannheimern hauptsächlich – genießen Respekt...

Das sind, wie schon angedeutet, wenige Beispiele für unaufzählbar viele. Für alle Betroffenen gilt, daß ihnen das Bergsteigen geholfen hat, mit ihrer schweren Behinderung fertig zu werden und das Selbstwertgefühl zu festigen.

Das Wissen um diese heilsame Wirkung, die dem Bergsteigen innewohnen kann, sollte uns freilich nicht dazu verleiten, die Augen vor der Kehrseite zu verschließen. Das Bergsteigen ist eine Gefahrensportart. Und nicht nur aus Anlaß des „Jahres der Behinderten“ und begrenzt auf dieses hat unsere Anteilnahme deshalb denen besonders zu gelten, die durch das Bergsteigen lebenslangen Schaden davongetragen haben. Wiederum stellvertretend für viele andere Schicksalsgefährten schildert im folgenden Beitrag der junge Schweizer Fredy Röllli seinen schweren Kletterunfall vor zwei Jahren an der Aiguille de l’M (Montblancgebiet), dessen Folgen ihn seither an den Rollstuhl fesseln. Darüber hinaus hat Herr Röllli sich gerne dazu bereiterklärt, mit unserem Mitarbeiter Martin Lutterjohann ein ausführliches Gespräch darüber zu führen, wie er seither das Leben meistert... Em

Oben:
Der junge Schweizer
Fredy Röllli – seit
einem schweren Unfall
an den Rollstuhl
gefesselt.
Foto: Röllli

Beginn eines neuen Lebens

Fredy Rölli

Der Unfall

Dienstag 14. August. Frühmorgens. Ich wälze mich unruhig in meinem Schlafsack. Finde einfach keinen Schlaf mehr. In Gedanken bin ich am Klettern. Ich sehe jede Einzelheit, jeden Tritt, jeden Griff. Das Nichtstun macht mich halb krank. Was soll ich noch länger liegenbleiben? Schnell vertausche ich den warmen Schlafsack mit den kalten, steifen Turnschuhen.

Vor dem Zelt atme ich die würzige Waldluft. Was für ein Unterschied zu der stinkenden Stadtluft in Zürich:

Ich beginne ganz locker zu laufen. So rennen, durch den Wald, das macht mir einfach großen Spaß. Slalom zwischen oder unter den Bäumen hindurch. Mal schnell, mal langsam. Dazwischen springen. Über Baumstrünke, kleine Bäche, Ameisenhaufen. Wie tut es gut, wenn das heiße Blut langsam bis zum Kopf steigt, wenn ich spüre, wie das Herz unter meiner Brust schlägt, wie der Wind mein vom schnellen Laufen heißes, schwitzendes Gesicht etwas kühlt. Bin ich müde, dann setz ich mich auf den weichen, herrlich-duftenden Waldboden und stoße mir ein paar von diesen süßen Beeren in den Mund, die hier in vergeuderischer Weise wachsen. Doch immer wieder bleib ich stehen. Schau, beinahe ehrfurchtsvoll, hinauf zum Mont Blanc. Zur Aiguille du Midi, zur Tour Ronde, bis hinüber zur Aiguille Verte. Ich studiere ihre Flanken, ihre Grate. Das blasse Mondlicht läßt alles unwirklich, wie aus einer anderen Welt, erscheinen. Was gäbe ich dafür, wenn ich jetzt, anstatt hier zu warten, schon unterwegs wäre. Egal zu was für einer Tour, nur nicht warten. Ich bin richtiggehend mit Energie geladen, fühle mich großartig in Form.

Meine Kameraden, die immer noch schlafend im Zelt liegen, kann ich nicht begreifen. So schönes Wetter, besser könnte es für eine Tour nicht sein! Und die können schlafen. Als ob es ganz sicher sei, daß in nächster Zeit nur die Sonne scheinen wird. Dabei muß ich nur an die letzten zwei Wochen zurückdenken. Brrr! Wenn's vier Tage nichts anderes macht als regnen (wie phantasielos!), bekommt man auch im besten Zelt nasse Füße. Spätestens dann, wenn man im Schlafsack liegend davonzuschwimmen droht, wird's ungemütlich.

Langsam verblassen die Sterne. Die Nacht macht Platz einem neuen Tag. Was wird er bringen? Gestern noch waren die Straßen voll mit stinkenden Autos, die Ohren wurden strapaziert von den

verschiedenen Geräuschen. Jetzt, der Schnee auf den höchsten Spitzen verfärbt sich langsam rot, ist alles ruhig, herrlich still. Ab und zu hör ich was rascheln. Auf dem Boden oder hoch oben in den Bäumen. Ein Vogel vielleicht. Ein Eichhörnchen. Selten, weit weg, fährt ein Auto oder ein Motorrad an. Irgendwo ist ein Hund erwacht und weckt auch gleich noch seinen Herrn. Der wird Freude haben. Im tristen Licht des noch frischen Tages sind ein paar Männer auf dem Weg zur Arbeit.

Was wohl meine Kameraden machen? Der Blick in's Zelt enttäuscht mich. Sie pennen noch immer. Nebenan hantieren zwei Bergsteiger mit ihrem Kochgeschirr. Sie müssen's sehr eilig haben. Denn kurze Zeit später marschieren sie schnellen Schrittes Chamonix entgegen. Wie ich sie beneide. Und die anderen, die bereits am Klettern sind. Wären wir doch nur auch schon unterwegs! Endlich, die Sonne ist bereits bis in's Tal vorgedrungen, öffnen Jürg und Toni ihre verklebten Augen. Sie haben's aber, im Gegensatz zu mir, gar nicht eilig. Seelenruhig erledigen sie ihre Morgen-Toilette. Ebensoviele Zeit nehmen sie sich zum Umziehen. Das Morgenessen, so viel ist klar, muß man in aller Ruhe genießen. Ich bin so aufgeregt, daß ich keinen Bissen runterkriege.

Zwei Monate nichts anderes tun als Bergsteigen. Zwei Monate Ferien. Zum ersten Mal nur das machen, was mir Spaß macht. Zum ersten Mal in Chamonix. Ich kann es kaum erwarten, bis ich die berühmten Touren, erstbegangen von Alpinisten wie Cassin, Rebuffat, Gervasutti, Bonatti und wie sie alle heißen, selber erleben kann. Wie hab ich immer gespannt zugehört, wenn die „Alten“ von ihren Touren am Mont Blanc erzählten! Stundenlang, manchmal bis tief in die Nacht hinein, bin ich über der Karte gesessen, hab ich den Führer studiert. Ich konnte es kaum erwarten. Und jetzt, jetzt soll's endlich wahr werden. Am liebsten würde ich gleich losziehen. Sofort. Jede Minute, die wir noch länger im Tal bleiben, kommt mir verloren vor.

Eine halbe Stunde später haben wir's doch noch geschafft. Wir stehen an der Kasse der Aiguille-du-Midi-Seilbahn. In einer furchtbar langen Schlange. Gräßlich weit hinten. Genauer, zuhinterst! Muß denn heute alles gegen mich sein?! Meine Nerven drehen beinahe durch. Warten, warten, und nochmals warten. Die Touristen kacken mich an. Sonntagsschale, Fotoapparat, die Damen geschminkt, als ob sie in's Dancing üben und nicht in die Berge. In meiner Ungeduld laß ich mich über meine „Mit-Märtyrer“ aus, die das gleiche Los mit mir teilen.

Anstehen macht hungrig. Jürg und Toni haben ein paar Pariserbrote, etwas Fleisch und Käse gekauft. So wird das Warten einigermaßen erträglich. Kann ich wenigstens meinen Ärger hinunteressen. Nach anderthalb Stunden stehen wir endlich vor dem Schalter. Mit stark erhöhtem Blutdruck. Soll ungesund sein. Jetzt sind wir zwar glückliche Besitzer eines Billets, doch heißt es immer noch warten, bis unsere Nummern ausgerufen werden. Sowas von Anstehen und Warten hab ich noch nie erlebt. Wie wir nach weiteren zwei Stunden Nichtstun der Aiguille du Midi entgegenschweben, ist mir die Lust auf's Bergsteigen doch glatt vergangen. Für heute will ich am liebsten nur noch durch die Gegend streifen.

Schon bei der Mittelstation verlassen wir die Kabine. Auf der Plan de l'Aiguille wollen wir unsere Zeile aufschlagen.

Morgen wollen wir uns am Frendo-Pfeiler versuchen. Es heißt also früh aufstehen. So möchten wir heute nicht allzulange unterwegs sein. Nach langem Hin und Her entscheiden wir uns für den NNO-Grat der Aiguille de l'M. Rébuffat meint dazu in seinem Buch „100 Idealtouren im Montblanc-Massiv“: „... So ist diese Tour ein ausgezeichnete Test, sowohl für den Anfänger, der seine Technik in den verschiedenartigsten Kletterstellen prüfen kann, als auch für den schon erfahrenen Bergsteiger, der sich zu Beginn der Ferien eingehen muß und seine Form prüfen will.“ Für uns, die wir den Nachmittag ausfüllen wollen, sicher eine interessante Sache. Lieber hätte ich zwar eine der N-Wand-Routen geklettert. Doch wenn man zu viert ist, kann man nicht nur an sich selber denken. So marschieren wir los Richtung Aiguille de l'M.

Seltsam. Irgendetwas stimmt nicht. Noch vor ein paar Stunden glaubte ich, nichts könnte mich stoppen. Ich fühlte mich in Form für große Touren. Ich glaubte, alle großen Touren im Sturm nehmen zu können. Und jetzt muß ich achtgeben, daß ich auf dem Weg zum Einstieg nicht stolpere. Ich komme mir vor, als hätte ich mit einem Mal zwei linke Füße. Und sowas will auf steile Berge klettern!

Am Einstieg jedoch sind alle Bedenken verfliegen. Wie ich den Grat vor mir sehe, fast so wie die berühmte N-Kante des Badile, bin ich wieder in meinem Element. Ich seile mich an und werde gleich viel ruhiger. Hab ich alles? Ich überprüfe kurz den Anseilknoten, den Rucksackinhalt. Schnell noch ein paar Schlingen umgehängt und es kann losgehen.

Toni klettert bereits die erste Seillänge, von Ernst von oben gesichert. Mmhmm, das gibt eine prima Aufnahme. „Hey Toni, wart mal! Sieht sehr gut aus!“ Objektivdeckel weg, Schärfe einstellen und auslösen, „Okay Toni, kannst weiterklettern!“ Noch schnell ein Bild von der Aiguille Verte.

Jürg möchte die erste Seillänge führen. Also richte ich die Selbstsicherung ein. Während er klettert, beobachte ich aufmerksam, wie er langsam höher kommt, wo er etwas länger nach einem Griff oder Tritt sucht. Ich kann gar nicht warten, bis er „Stand“ ruft. Sein Ruf „kannst kommen“ ist eine Erlösung für mich.

Ein herrliches Gefühl ist es, den warmen, rauhen und griffigen Fels unter den Fingern zu spüren. Die ersten Bewegungen sind noch steif und ungelent. Doch schon bald finde ich meinen Rhythmus. Ich klettere wie in Trance. Die Sonne macht alles angenehm warm. Den Fels, die Luft, mich, meinen ganzen Körper. Vor allem das Ge-

sicht. Glühend heiß ist es. Ab und zu streicht ein erfrischender Wind über den Grat. Die schöne Kletterei, in der herrlichen Landschaft, läßt mich ringsherum alles vergessen. Der Fels ist zwar an einigen Stellen etwas speckig. Die Route wird ziemlich oft begangen. Doch wählt man nicht gerade den leichtesten Weg, so findet man noch herrlichsten, „naturreinen“ Granit.

Die zweite Seillänge, die ich führe, ist technisch nicht so interessant. Wenig steil und keine wesentlichen Schwierigkeiten. Schnell ist das Seil aus und ich muß Stand machen.

Dafür ist die nächste um so schöner. In herrlicher Risikokletterei gewinne ich an Höhe. Jede Unebenheit nutze ich aus. Ich muß zügig klettern, da sonst der Kraftaufwand zu groß ist. Oberhalb des Risesses finde ich einen ausgezeichneten Standplatz, wo sich Jürg bereits „häuslich“ eingerichtet hat.

Wir wechseln ein paar Worte, dann klettere ich weiter. Zwei Meter vielleicht bin ich gestiegen und schaue, was weiß ich warum, zurück. Irgendetwas paßt mir an der Selbstsicherung, die Jürg gemacht hat, nicht. Ich steige wieder zurück. Und genau: Käme der Zug von unten, würde die Sicherung halten. Würde der Zug jedoch von oben kommen, was der Fall ist, wenn das Seil durch eine Zwischensicherung läuft, würde es ihn glattwegs aus dem Stand reißen. Ich mache daher, obwohl er nicht ganz begriffen hat, die Sicherung anders. Was das für Folgen haben wird, können wir jetzt noch nicht wissen.

Ich klettere wieder weiter. Die ersten Meter sind leicht. Jetzt wird's schon ein bißchen schwieriger. Das Wandl ist steil und Griffe sind spärlich. Drei Haken stecken, in denen ich das Seil mittels Karabiner einhänge. Der Grat wird wieder flacher. Schnell gewinne ich an Höhe. Die Schwierigkeiten lassen merklich nach. Langsam wird es Zeit, wieder eine Zwischensicherung zu machen. Aber wo? Sieht sehr kompakt aus der Fels hier. Zurücksteigen will ich nicht. Halt, da hat es, glaub' ich, einen Riß. Vielleicht kann ich einen Haken schlagen. Mist! Der Riß ist stumpf. Ein Klemmkeil, das könnte gehen. Ein kleiner. Ich probiere. Ganz zufrieden bin ich nicht. Doch eine bessere Möglichkeit kann ich nicht finden. An kleinen Griffen, mich höher schaffend, klettere ich weiter...

Ich erwache, öffne die Augen. Es ist dunkel. Ich bin abgestürzt! Schlagartig wird's mir bewußt. Der erste Gedanke, wie ich erwache. Instinktiv weiß ich, was geschehen ist. Obwohl ich mich an nichts mehr erinnern kann, ob und warum ich überhaupt stürzte, kann ich mir meine Anwesenheit in diesem mir fremden Raum nur so erklären. Sofort schlafe ich wieder ein. Für wie lange und was es für Zeit sein könnte, weiß ich nicht. Jeglichen Sinn für Raum und Zeit hab ich verloren.

Ich erwache wieder. Schrecklicher Durst plagt mich. Ich komme mir vor, als ob ich ohne Wasser durch die Wüste hätte müssen. Die Zunge dick angeschwollen, Mund und Hals furztrocken. Ich hab das Gefühl zu ersticken. Die Nase ist verstopft. Ab und zu kommt dicker, klebriger Schleim vom Hals herauf. Mich ekelt's vor mir selber. Ich möchte rufen, schreien, etwas trinken. Doch was ich zustande bringe, ist nur ein Wimmern, ein wehmütiges Stöhnen. Endlich kommt die Schwester. „Geben Sie mir was zu trinken, bitte!“ Sie versteht mich nicht! Natürlich, wir sind ja in Frankreich. Muß ich's wohl oder übel auf französisch probieren. Sie hat mich, so glaube ich wenigstens, verstanden. Was, ich darf nichts trin-



Die Aiguille de l'M
(ganz links),
der Schicksalsberg
Fredy Röllis.

Foto:
J. Winkler

ken?! Ja aber warum denn nicht? Ich hab doch Durst. So fürchterlichen Durst. Ich darf einfach nicht. Fertig, bästa. Ich schlafe wieder ein.

Erwache wieder. Hab keine Ahnung, wieviel Zeit inzwischen vergangen ist. Die Schultern schmerzen mich. Und überhaupt, der ganze Körper ist mir eingeschlafen. Abermals rufe ich der Schwester. „Bewegen Sie mir bitte die Beine. Sie sind mir eingeschlafen.“ Ob sie mich wohl verstanden hat? „Ich weiß nicht, warum Sie sich so gebärden. Ihnen fehlt ja gar nichts!“ „Aber die Beine! Und die Arme! Ich kann sie nicht bewegen. Helfen Sie mir doch, bitte!“ „Ach, geben Sie Ruhe und schlafen Sie weiter.“ Sie löscht das Licht und verläßt das Zimmer. Es ist jetzt ruhig. Nur das Ein- und Ausatmen der Luft von den anderen Patienten ist zu hören. Während ich nun so liege, wird's mir plötzlich bewußt. Wie aus heiterem Himmel kommt mir plötzlich die Erkenntnis: Ich bin gelähmt. Ja, ich bin gelähmt. Was es aber heißt, gelähmt zu sein, kann ich mir noch nicht vorstellen. Viel Zeit bleibt mir auch nicht, darüber nachzudenken. Sofort schlafe ich wieder ein. Zum Glück. Denn der Schlaf ist eine echte Erlösung.

Licht blendet mich, Tageslicht. Schwestern kommen und gehen. Ihre Holzzoggeli klappern am Boden. Irgendwas an mir bringen sie in Ordnung. Männer in weißen Kitteln kommen. Reden, wahrscheinlich beraten sie irgendetwas, kauen an ihren Bleistiften herum, legen die Stirn in Falten und verlassen wieder das Zimmer. Was ist das? Diese Stimme kenne ich doch: Genau, da stehen sie ja unter der Tür. Toni, Ernst und Jürg. „He, kommt doch herein!“ Doch ehe sie antworten können, kommt so eine Person in weißer Schürze und jagt sie von der Türe. Sie kommen sicher wieder, denk ich und schlafe ein.

Komisch, wie ich das letzte Mal wach lag, war ich doch in einem ganz anderen Zimmer? Und dieses Geräusch. Da bohrt mir doch jemand am Kopf'rum! Dann das helle Licht und die vielen Leute in weißen Schürzen. „Wo bin ich, was machen Sie da?“ „Ganz ruhig. Sie sind in Grenoble.“ Eine Stimme in gebrochenem Deutsch gibt

mir Antwort. „Sie haben den Hals gebrochen. Wir müssen zwei kleine Löcher bohren, damit wir die Klammern befestigen können, um ihren Kopf richtig zu lagern. Morgen werden Sie dann nach Basel fliegen.“ „Ja aber, ich wohne doch in Zürich und alle meine Freunde auch!“ „Verstehen Sie doch. In Basel kann man ihnen am besten helfen.“

Den Hals hab ich also gebrochen. Gelähmt. Darum spür ich meine Beine nicht. Meine Arme. Darum kann ich mich auch nicht mehr bewegen. Was ist nur passiert? Warum bin ich abgestürzt? Es war doch gar nicht schwer? Ob die Lähmung wohl jemals wieder gut wird? Sie muß doch! Sonst könnte ich ja nie mehr Bergsteigen. Doch was ich bis jetzt über Lähmungen, die durch Rückenmarkverletzungen verursacht wurden, gehört habe, macht mich schnell wieder hoffnungslos. Meistens sind sie von Dauer. Dann werd ich wohl nie mehr mit meinen Freunden in die Berge ziehen. Auf die herrlichen Tage, die wir in den von uns so geliebten Bergen herumgeklettert sind, werd ich in Zukunft verzichten müssen. Von den Skitouren in unberührtem Pulverschnee der Drei- und Viertausender kann ich nur noch träumen. Was ist mit den Biwaknächten? Wehmütig denke ich an die schönen und einsamen Stunden hoch oben in den Bergen zurück. Die dicke, dampfende Suppe, die Hansueli auf dem Gaskocher zubereitet hat. Oder das Fondue. Mit Leo, als wir noch Lausbuben waren. Zuoberst auf dem Cristallino. Auf fast 3000 Metern. Und noch viel früher. Mit den Eltern, als wir von Engelberg über den Jochpaß nach der Melchsee-Frutt wanderten. Vom plötzlich einsetzenden Schnee überrascht, mußten wir in einem windigen Stadel übernachten. Ohne warme Kleider, ohne wärmenden Tee. Während ich mit meinen Gedanken an früher Erlebtem herumhänge, schlafe ich wieder ein.

Man weckt mich. „Die Leute aus der Schweiz sind da. Wir fahren jetzt mit der Ambulanz zum Flugplatz. Dort wartet der Lear Jet der Rettungsflugwacht. Er wird sie nach Basel fliegen.“ Doktor Brukert wird mir vorgestellt. Auch der Arzt der Rettungsflugwacht, Doktor Steinemann. Wie tut das gut, wieder einmal Schweizer-

deutsch zu sprechen. Ich hab das Gefühl, als sei nun alles nur noch halb so schlimm. In der Schweiz, so glaube ich, können sie das Wunder vollbringen. Können sie meine gelähmten Glieder wieder zum Leben erwecken.

„Wir werden Sie mit dem Lear Jet in die Schweiz fliegen. Ein ganz modernes Flugzeug. Kennen Sie's?“ Und ob ich's kenne.

Obwohl ich sehr aufgeregt bin, schlaf ich auf dem Weg zum Flugplatz wieder ein. Dabei wollte ich doch auf gar keinen Fall den Start verpassen! Aber lang kann's nicht her sein. Denn während der Pilot eine Kurve fliegt, kann ich ganz kurz den Mont Blanc erkennen. So gerne wäre ich auf seinem höchsten Punkt gestanden. Jetzt wird es wohl für immer ein Traum bleiben. Wie all die anderen Touren, die ich noch so gerne gemacht hätte. Aus und vorbei. Die Freunde werden jetzt ohne mich in die Berge fahren. Beim Skifahren muß ich sie ohne mich ziehen lassen. Oder im Wald. Wie gern hab ich mich in ihm aufgehalten. So gerne bin ich zwischen seinen Bäumen und Pflanzen umher gestrichen. Hab die Blumen fotografiert. Im Frühling, wenn erst die jungen Knospen zu sehen waren. Im Sommer, wenn die Bienen und Hummeln ihre Blüten besuchten. Wie manchen Nachmittag bin ich den Tieren auf der Lauer gelegen. Mit dem Tele in der Hand hab ich gewartet, bin ihnen nachgeschlichen. Wie dem seltsamen Vogel. Einen ganzen Nachmittag bin ich ihm gefolgt. Ohne am Abend auch nur ein brauchbares Foto gemacht zu haben. Dafür war ich hundemüde. Und das Musizieren? Werd ich je wieder die Leute unterhalten können? Wohl kaum. Wie auch, wenn ich nichts mehr spüre, nichts mehr bewegen kann. War das schön. In der RS zum Beispiel. Am Kompanieabend. Die Kameraden waren richtig aus dem Häuschen geraten. Eine Zugabe nach der anderen verlangten sie. Aus und vorbei. Für immer. Nie mehr. Nie mehr? Das darf doch nicht wahr sein! Warum? Warum ausgerechnet ich?!

Der Blick aus dem Fenster lenkt mich von meinen trüben Gedanken etwas ab. Stahlblauer Himmel blendet mich. Unweigerlich kneife ich die Augen zu einem schmalen Spalt zusammen. Ich möchte hinausschauen. Doch kaum bewege ich den Kopf, mahnt mich Dr. Bruckert: „Den Kopf nicht bewegen! Sie müssen ganz ruhig liegen. Oder Sie verlieren das letzte Bißchen, das Sie noch bewegen können.“ Damit ich die Landschaft, die wir überfliegen, trotzdem sehen kann, fliegt der Pilot für kurze Zeit etwas schräg. Wieder zurück in der Horizontallage, seh ich schräg über uns ein Linienflugzeug der Swissair. Eine ganz aufregende Sache für mich. Für kurze Zeit fliegen wir sogar parallel nebeneinander.

„In wenigen Minuten fliegen wir Basel an.“ Meldet sich kurze Zeit später der Pilot. Vom Flughafen soll uns dann eine Alluette III zum Paraplegikerzentrum fliegen. PZ, nennt es Dr. Bruckert. Zum ersten Mal soll ich in ein Spital. Und erst noch in einer mir fremden Stadt. Viel zu schnell sind wir in Basel-Müllhausen. Behutsam setzt der Pilot den Jet auf die Landebahn. Der Flug, die ganze Aufregung, war wohl etwas zu viel für mich. Bevor die Maschine zum Stehen gekommen ist, bin ich bereits wieder eingeschlafen.

Von diesem Augenblick an weiß ich eines aber ganz sicher: Ich werde es schaffen. Ich werde mit der neuen Situation fertig werden. Ich will leben! Irgendwie muß es auch jetzt noch etwas geben, für das es sich lohnt zu leben.

Gespräch mit Fredy Rölli

Etwas Festliches liegt für mich in der Wärme dieses Frühlingstages. Mein Blick schweift immer wieder hinunter auf die in der Sonne silbern glänzende Wasserfläche des Zürich-Sees. In den Gärten der Häuser blühen die Obstbäume. Kinder spielen auf der Straße. Ein kurzer Spaziergang könnte mich zu den waldigen Hängen des Üetliberges bringen. Stattdessen gehe ich von meinem in der Bolistraße geparkten Wagen die wenigen Schritte zum Haus Nr. 11 hinauf, einer dieser vor über zwei Jahrzehnten einmal als modern empfundenen, die Harmonie der Landschaft störenden, viereckigen Betonkästen, acht Stockwerke hoch, in einer Art Blau-Grau gestrichen. Ich gehe auf dieses Haus nicht in freudiger Erwartung zu, denn ich habe ein wenig Angst vor dem Gespräch mit Fredy, den ich nicht kenne, von dem ich nicht mehr weiß als das, was ich in seinem Aufsatz gelesen habe. Ich möchte nicht als der Voyeur kommen, der in das Innere eines Gelähmten schauen will, sondern ich möchte Fredy kennenlernen, mit ihm ein gutes, offenes Gespräch führen.

Am Hauseingang habe ich den Namen auf einem Schild entdeckt, aber ich muß nicht klingeln, die Tür läßt sich ohne Widerstand öffnen. Rechts bietet sich ein Fahrstuhl an. Ich weiß nicht, in welchem Stock Fredy wohnt. Ich benutze eigentlich grundsätzlich keine Fahrstühle, renne zum Training die Treppen lieber selbst hinauf, aber meine Weigerung, hier den Fahrstuhl zu benutzen, wird zusätzlich von meinem Bewußtsein getragen, daß ich ja laufen kann. Im 3. Stock steht ein elektrischer Rollstuhl auf dem Treppenabsatz. Hier müßte es sein. Auf dem Schild neben der Tür steht: F. Rölli. Eine junge Frau macht auf. Ich nenne meinen Namen, sie weiß schon Bescheid, sagt so etwas wie: ich hole ihn. Ich bemerke, daß ich nicht unvoreingenommen bin, höre in den Worten etwas heraus, das klingt wie ein Gegenstand, den man abgestellt hat und nun holen geht. Aus dem Rollstuhl, den mir die junge Frau entgegenschiebt, lacht mir ein braungebranntes, von dunklen Locken gerahmtes und einem Schnauz gezieltes offenes Gesicht entgegen; Kraft und Lebensfreude des mit der Natur verwachsenen Kletterers sprechen daraus, ein Gesicht, mit dem es mir leichtfällt, vertraut zu werden. In seltsamem Gegensatz dazu die Unbeweglichkeit des übrigen Körpers. Fredy zieht den Unterarm mit der schlaff herabhängenden Hand vom Schoß herauf. Wir begrüßen uns. Die junge Frau schiebt den Rollstuhl aus der Wohnung hinaus. Bis später, verabschieden wir uns. Ich spüre einen Anflug von Hilflosigkeit, fühle mich für den Bruchteil eines Augenblickes all-eingelassen mit Fredy im Rollstuhl, weil ich mich noch nicht auskenne.

Ich denke auch dann noch voreingenommen, als ich Fredy in den engen Fahrstuhl, Gesicht zur Rückwand, hineinschiebe. Das macht nichts, beruhigt er mich. Übervorsichtig bewege ich den Rollstuhl dann in Richtung auf ein nahegelegenes Café, kippe ihn an den Bordsteinen jedes Mal ganz behutsam aus der Horizontalen. Ich möchte nichts falsch machen. Auf der voll besetzten Terrasse nehmen wir an einem kleinen Tisch Platz. Fredy bestellt ein Mineralwasser, ich eine Tasse Tee mit Zitrone. Fredy verzichtet mir zuliebe auf seinen Zürcher Dialekt, bemüht sich um Hochdeutsch, das für ihn so etwas wie eine Fremdsprache sein muß. Ich genieße den



Fredy Röllli trainiert mit eiserner Energie:

Bei dem Gespräch mit Martin Lutterjohann (Ende April) konnte er sich noch nicht selbständig in seinem Rollstuhl fortbewegen. Jetzt, bei einem Besuch im Juli (kurz vor Drucklegung des Jahrbuchs) war es ihm, wenn auch unter großem Zeitaufwand und erheblicher Mühe, schon möglich, sich selbst im Rollstuhl von einem Zimmer in ein anderes zu bewegen. Foto: Röllli

kernigen schweizerischen Klang seiner Worte. Wir unterhalten uns über den sonnenwarmen, hellen Kalk der Calanques, von denen ich gerade herüberkomme. Ich schwärme vom festen, griffigen Fels, den Pinien über dem blauen Meer, dem Duft der Blumen, und doch halte ich mich etwas zurück; würde er nicht traurig werden bei dem Gedanken, daß Klettern in den Calanques für ihn ein unerfüllbarer Traum sein wird?

Die Bedienung stellt die Getränke auf den Tisch. Ich bereite das Tonbandgerät für die Aufnahme vor.

Fredy ist bei dessen Anblick einen Augenblick lang verunsichert, sagt, er fühle sich wie in der Schule, wenn der Lehrer etwas fragt und er antworten muß, er glaubt jetzt vielleicht etwas anders antworten zu müssen als er es sonst tun würde. Ich frage ihn, wie es für ihn sei, wenn er über die Zeit nach dem Unfall spricht und die Veränderungen, die dadurch für sein Leben entstanden sind.

„Für mich war es natürlich eine große Veränderung, ich kann mir keine größere vorstellen. Aber heute ist es so, daß ich – wie sagt man so schön – frei von Emotionen bin. Ich versuche es zu akzeptieren. Das einzige, was mich persönlich noch aufregen kann, ist die Art wie sie mich damals abtransportiert haben.“ Es ist die immer noch nagende Verbitterung, in die sich auch Augenblicke der Verzweiflung mischen, daß Fredy bei bestmöglichem Abtransport, also bei Hubschrauberbergung mittels Horizontalnetz vom Aufschlagpunkt weg, vielleicht – sicher ist es nicht – aber vielleicht heute wieder würde gehen können. „Man kann nicht sagen, um wieviel besser ich heute dran wäre, aber bestimmt besser als jetzt. Ich finde einfach, daß Leute, die bei der Rettungsflugwacht oder Bergwacht tätig sind, wissen müssen, wie man einen Patienten fachgerecht abtransportiert, ohne ihn noch mehr zu schädigen. Wenn ich nur meine Arme bewegen könnte oder mehr Sensibilität hätte, oder wenn ich meine Finger bewegen könnte. Jedes biß-

chen, das du mehr kannst, ist eine sehr große Hilfe. Ich finde es einfach verantwortungslos, wenn solche Menschen so handeln, im Prinzip ist es ihr Beruf, den Leuten zu helfen, nicht ihnen noch zu schaden, oder?“

Ich habe Verständnis für die vielleicht ungerechte Verbitterung, die in seinen Worten mitschwingt. Es ist ja nicht deren Schuld, daß er gestürzt ist. Ohne ihre Hilfe wäre er vielleicht jetzt tot.

„Es gibt schon Momente, da bin ich sehr niedergeschlagen, besonders, wenn es mir schlechter geht, sehe ich noch extremer schwarz, denke dann, wäre ich doch gleich tot gewesen. Einen schöneren Tod kann ich mir nicht vorstellen: geklettert – aus. Für die Angehörigen wäre es vielleicht anders, aber ich selbst hätte nichts gemerkt.“

Wenige Zentimeter entschieden an jenem 14. August über Tod und Weiterleben. Oberhalb des gebrochenen 4. Halswirbels wäre das Atemzentrum unterbrochen worden. Fredy kann heute ohne sichtliche Erregung darüber sprechen. Sein Leben geht unter veränderten Bedingungen und Möglichkeiten weiter, er hat die neue Realität scheinbar akzeptiert.

„Ich glaube, jetzt im Moment gibt es keinen Unterschied für mich, ob ich im Rollstuhl bin oder nicht. Ich freue mich über diesen schönen Frühlingstag, genieße es, hier in der Sonne zu sitzen. Klar denke ich, wenn ich gesund wäre, könnte ich bergsteigen gehen. Vorher war mir der Gedanke gar nicht bewußt, erst jetzt, wo du mich darauf angesprochen hast, fällt es mir ein“.

Wir kehren noch einmal zum Vorwurf des unsachgemäßen Abtransports zurück. Ich frage Fredy, ob er etwas gegen die Verantwortlichen unternommen habe. Einer seiner Freunde, selbst Bergführer und Flughelfer bei der Schweizerischen Rettungsflugwacht hatte schon beim Abtransport (Fredy wurde in bewußtlosem Zustand im Netz hinuntergeseilt) zu den Franzosen gesagt: Heh, ihr dürft den Mann nicht so abtransportieren. Aber die hatten geantwortet: Wir wissen schon, was wir machen. Die Dienststelle hatte ebenfalls jegliche Kritik von sich gewiesen. Der Chefarzt des Paraplegiker-Zentrums in Basel, in dem Fredy ein halbes Jahr zubringen mußte, hatte gemeint, er könne sicher einen Prozeß anstrengen, aber er gebe ihm keine Chance. Da ist nichts zu beweisen, da kann man nur von Wahrscheinlichkeiten sprechen. Die Beweise müßten schon erdrückend sein. Die halten doch zusammen. So blieb es beim Appell, den der Freund und Bergführer an die Zentralkomitees des Schweizer und Französischen Alpenclubs richtete, sich dafür einzusetzen, daß vor einem Abtransport die Möglichkeit einer Wirbelverletzung in Zukunft stets mitberücksichtigt werden sollte.

Weil es nach dem Geschehenen sinnlos ist, sich immer wieder zu fragen: „was wäre, wenn . . .“ und weil ich Fredys Verletzlichkeit spüre, die beim Denken dieser Möglichkeit stärker wird, frage ich nach seinem Prozeß der Bewältigung des Bewußtseins: ICH BIN GELÄHMT und des langsamen Akzeptierens seines neuen Lebens. „Die ersten Ahnungen, nun gelähmt zu sein, waren für mich noch nicht so schlimm, weil ich immer gedacht habe, das sei nur vorübergehend. Denn ich habe gewußt: ich bin körperlich gut dran, ich habe – wie man so schön sagt – solide gelebt. Was diese Ärzte so alles erzählen, die kennen mich nicht, ich geb's doch nicht auf, ich trainiere, ich bin zäh . . . und dann habe ich immer mehr zu-

rückgesteckt, habe eingesehen: vielleicht haben sie doch recht ...“

Ich frage Fredy, wann dieser Prozeß einsetzte.

„Nach etwa drei Wochen. Am Anfang sagen sie dir ja: es kann sein, daß nach Ablauf von zwei Wochen noch etwas zurückkommt. Dann denkst du: warum soll gerade bei mir nichts zurückkommen. Aber es kam nichts und ich bin in meinen Wünschen immer bescheidener geworden. Wenn ich einmal im Rollstuhl sitzen kann – ich habe früher Akkordeon gespielt – wenn ich im Rollstuhl Musik machen kann, dann bin ich zufrieden. Zum Schluß war ich soweit, daß ich dachte: wenn ich im Bett liege und eine Vorrichtung habe, damit ich lesen kann, damit bin ich schon zufrieden. Aber kurz vor dem Moment, wo ich in den Rollstuhl gekommen bin, wurde ich schon wieder unzufrieden. Ich konnte am Anfang die Arme nicht bewegen, da war mein Ziel: wenn ich nur die Arme etwas mehr bewegen könnte, dann könnte ich dieses und jenes machen. Ich habe mich mit andern verglichen, wollte so gut sein wie sie. Mit der Zeit konnte ich immer mehr, zuerst den rechten Arm ein wenig bewegen, dann den linken, dann beide immer stärker. Du siehst eigentlich nicht, wie du mal dran warst, daß du genauso gut immer noch im Bett liegen könntest, weil du einfach so sehr gelähmt bist, sondern du siehst immer nur den nächst weiteren, der mehr kann als du, willst immer wieder so werden wie der, denkst: dann wäre ich glücklich.“

Wenn ich Paraplegiker (also von der Hüfte abwärts gelähmt) wäre, dann wäre ich total selbständig, ich könnte Sport treiben, wieder Musik machen. Aber schau mal, die Paras sind auch nicht zufrieden. An ihrer Stelle wäre ich genauso unzufrieden, denn dann wäre mein Ziel, wieder laufen zu können.“

Ich frage ihn, ob er dieses Immer-eine-Stufe-weitergehen-Wollen schon von früher her kennt, ob er als Bergsteiger ähnlich ehrgeizig war oder ob das aus seiner jetzigen Situation heraus entstanden ist, als etwas Lebenswichtiges. „Es ist beides: vorher, als Bergsteiger – ich hatte ja noch nicht so lange geklettert – war für mich klar, daß ich immer besser, immer sicherer werden wollte, das gehört ja dazu. Heute ist es mehr die Notwendigkeit: denn je mehr ich kann, je mehr Kraft ich habe, desto selbständiger, desto weniger bin ich auf andere Menschen angewiesen. Es ist so etwas wie ein Lebenstrieb. Ich möchte nicht abhängig werden von andern Menschen, und da gibt es nur eines: ich muß trainieren, an mir arbeiten. Vorher ging es mir darum, besser musizieren zu können, oder bergzusteigen ...“

Ich habe meinen Tee mittlerweile fast ausgetrunken und Fredys Glas, das ich gefüllt hatte, steht noch unberührt da. Ich hatte ganz vergessen, daß er sich nicht selbst bedienen kann. Ich führe das Glas an seinen Mund. Mit kräftigen Zähnen packt er zu („meine Zähne waren schon immer gut“) und kippt das Mineralwasser schluckweise in sich hinein. Ich nehme das Glas von seinem Mund, fülle es nach und stelle es zurück auf den Tisch.

Fredy erwähnte das Wort „sicherer“. Ich möchte wissen, ob er sich daran erinnern kann, sich schon manchmal, während er noch in die Berge gehen konnte, ein mögliches Unglück vorgestellt zu haben. Als Bergsteiger verschließen wir ja nicht die Augen vor der Tatsache, daß wir da etwas Gefährliches tun.

„Ja, daran kann ich mich noch sehr gut erinnern. Meist kam es erst

nachher, wenn das Geschehene schon vorüber war. Nimm z. B. die Churfürsten, da ist der Weg zum Einstieg ziemlich steil und gefährlich. Wir sind unangeseilt zum Einstieg geklettert. Im Nachhinein muß ich sagen, das war einfach zu gefährlich. Wenn da etwas passiert wäre, dann wärest du ‚einfach in den Walensee geflogen.‘ Im Moment hatten wir aber nicht daran gedacht. Das lag sicher auch daran, daß wir zu wenig Erfahrung, zu wenig gelesen und gesehen hatten. Ich bin überzeugt davon, daß meine Kameraden, die bei meinem Unglück dabei waren, auch die, mit denen ich befreundet bin und die nicht dabei waren, jetzt wahrscheinlich etwas anders klettern als vorher. Denn sie wissen aus eigener Erfahrung, was passieren kann. Aber ich – das klingt jetzt vielleicht ein bißchen makaber – hatte nicht die Gelegenheit so etwas zu erleben: ich hatte nie gesehen, wie jemand abgestürzt ist.“

„Hattest du dir früher einmal überlegt oder vorgestellt“, frage ich weiter, „wie es sein könnte, wenn du einmal nicht mehr würdest klettern können, wie dein Leben dann weitergehen würde?“

„Ich habe im Fernsehen einmal einen Film gesehen über Behinderte, und da haben sie einen Mann gezeigt, so um die fünfzig, der im Rollstuhl saß. Er war Paraplegiker, am Matterhorn verunglückt. Im Interview hat er gesagt, daß er immer noch gern in die Berge gehe, die Berge liebe, es war sein Fehler gewesen, daß der Unfall passiert war. Ich dachte: er spinnt, der ist kein Bergsteiger. Wenn er wirklich ein fanatischer Bergsteiger ist, wie er behauptet, dann kann er sich doch nicht damit zurechtfinden, daß er jetzt im Rollstuhl sitzt, denn er muß doch verzweifeln. Damals war ich der festen Überzeugung, daß es so sein müsse, was ich jetzt ganz anders sehe. Ich hätte früher nie geglaubt, daß ich ohne Bergsteigen leben könnte.“

Fredy erzählt, wie er als Kind mit seinen Eltern schon in die Berge gezogen und durch einen Jugend- und Sport-Kurs erstmals mit dem Klettern in Berührung gekommen war. Seine Begeisterung war sofort entflammt, er versuchte im SAC Anschluß zu finden, wurde aber noch nicht in den Kreis der Aktiven aufgenommen. Er sei noch zu jung, zu unerfahren, hieß es. Aber Fredy gab nicht auf. Das Erlebnis von Angst in einer Route des Klettergartens von Bellinzona, Angst in einem Iller, wurde für ihn zum Auslöser für den kurzen, stellen Weg in den Bereich des VII. Grades. Er spürte, wie er immer besser wurde, wie er immer schwierigere Touren gehen konnte. Fredy war vom Klettern besessen, kein Wochenende ließ er aus, und wenn er es mußte, weil es vielleicht draußen in Strömen regnete, dann konnte ihn niemand ausstehen, und er sich selbst am wenigsten. Seine Ziele waren die großen Alpenwände am Matterhorn, ja, Eiger auch, Montblanc. Beruflich – er war Maschinenzeichner – hatte er sich nicht festgelegt. Er arbeitete temporär, wie er es ausdrückt. Bei gutem Wetter ins Gebirge, bei schlechtem Wetter arbeiten. So war es nicht verwunderlich, daß er Bergführer werden wollte.

„Es tut schon weh, aus dem Leben in den Bergen so plötzlich herausgerissen zu sein.“

In den Worten klingt Verzweiflung, Resignation mit, aber wer Fredy so lebendig, zufrieden sprechen hört, glaubt seinen Worten: „Ich wundere mich manchmal selbst, daß es mir nicht so viel ausmacht. Ich will nicht resignieren, ich will etwas machen, das mir einen Sinn gibt.“

Er bereitet sich in einem Fernkurs, dessen Dauer er steuern kann, auf die Matura vor. Er ist sein eigener Lehrer, der sich sein tägliches Arbeits- und Lernpensum selbst festlegen kann. Für heute nachmittag hat er sich freigegeben. Wir sprechen übers Schreiben. Sein Kopf ist ja in Ordnung, vielleicht liegt da ein Stück Hoffnung für sein zukünftiges Leben. Fredy redigiert bisweilen BGA-Aufsätze. Solange er klettern konnte, hätte er sich vergeblich um eine Aufnahme in diese exklusive Gemeinschaft bemüht, weil er noch nicht genug an Geleistetem vorzuweisen hatte, er war ja fast noch Anfänger, ihm fehlte es noch an Erfahrung in großen Alpenwänden. Jetzt, da er nicht mehr klettern kann, hat er Kontakt zur BGA. Er wurde sogar zur Jubiläumsfeier geladen. Leider sagt er, war etwas dazwischen gekommen, so daß er nicht hingehen konnte. Vielleicht war er unbewußt ausgewichen, denn um von diesen Burschen akzeptiert zu werden, hätte er seinen Unfall dann nicht an einer schwierigeren Stelle haben müssen? Statt in einer IVer-Seillänge? Er fragt sich in der Tat, was die andern über ihn denken, daß er in einer nicht besonders schwierigen Seillänge gestürzt war. In einer Vller-Stelle zu stürzen, das wäre ihm „ehrenhafter“ in ihren Augen – so glaubte er wenigstens, daß sie über ihn denken mochten – vorgekommen, aber dann hätte er vermutlich so viele Zwischensicherungen gelegt, daß ihm ohnehin nichts Ernstliches passiert wäre. Und nun kann er ihnen ja nicht mehr zeigen, wie gut er eigentlich ist, wie gut er wäre, wenn er sich nur ein paar Minuten bewegen könnte.

So bleibt das Erleben in der Vergangenheit. Darüber würde er schreiben können, oder über das, was er täglich erlebt, aber das sei ja nicht so viel. Ich frage, ob er sich auch vorstellen kann, über Erdachtes zu schreiben, Erzählungen, Romane. Aber Fredy sieht sich stärker im Realen verwurzelt, hat leichteren Zugang zum tatsächlich Erlebten.

Die Geschichte seines diesem Gespräch voranstehenden Aufsatzes ist wert erwähnt zu werden: Er lag noch in Basel im Paraplegiker-Zentrum, als eines Tages Reinhold Messner zu einem Vortrag in die Stadt kam. Im Rollstuhl wurde Fredy (wie zu einer Wallfahrt?) dorthin geschoben. Es kam zu einem Gespräch zwischen beiden. Reinhold schlug ihm vor, doch die Geschichte seines Unfalles aufzuschreiben. Er wollte sie lesen und dann weiterleiten. Reinhold bot ihm sogar Arbeit in seinem Münchner Archiv an, sollte Fredy eine entsprechende Ausbildung einmal vorweisen können. Dieses Angebot konkreter Hilfe, dieser Rat zu schreiben, tat ihm gut, sagt Fredy. Er habe den Aufsatz dann geschrieben, an Reinhold geschickt und der habe ihn an die Redaktion des „Bergsteiger“ weitergeleitet, wo er nicht berücksichtigt wurde, weil die Situation nach dem Unfall kaum dargestellt wurde. Ich habe aber Verständnis für die ausführlicheren Schilderungen der Ereignisse, die dem Unfall vorausgehen: Es sind die Erinnerungen an Augenblicke, in denen er noch frei war in seinen Bewegungen – und fast grenzenlos. Ich gebe ihm wieder vom Mineralwasser zu trinken. Wir unterhalten uns eine Weile über seine körperlichen Einschränkungen. Zum Glück, sagt er, hat er eine wenig empfindliche Haut, so daß bei ihm die Gefahr des Wundliegens und -sitzens nicht so groß ist, dennoch besteht auch bei ihm die Sitzfläche des Rollstuhls aus großen luftgefüllten, runden Gumminoppen. Während er trinkt, fällt mir die Frage nach dem Wasserlassen ein. Er bedankt sich

beinahe für diese Frage. Denn er war die ganze Zeit, während des Gesprächs, so abgelenkt, daß er nicht darauf achtete: sein Urinbehälter ist prall gefüllt. Wie das steife Glied im Zustand der Erregung zeichnen sich seine Konturen unter der Hose deutlich ab. Über einen mit einem Kondom am Penis befestigten Schlauch fließt der Urin kontinuierlich in den Behälter. Und da er so gut wie voll ist, bedeutet es für uns aufzubrechen und in seine Wohnung zurückzukehren. Wir zahlen. Es ist noch Mineralwasser in der Flasche, ich frage Fredy, ob er den Rest wolle. Er antwortet, daß er stets viel Flüssigkeit zu sich nehmen müsse. So führe ich das Glas ein letztes Mal an seine Zähne.

Wir gehen – was heißt wir – ich schiebe Fredy zurück, halte den Rollstuhl an einem abschüssigen Wegstück mit mehr als notwendigem Kraftaufwand zurück. Nur nicht loslassen! Fredy zeigt mir das Haus, in dem er früher – vor dem Unfall – gewohnt hat: es steht keine hundert Meter hangaufwärts, gleiche Farbe, gleicher Baustil, nur hat es wegen seiner geringeren Höhe (nur vier Stockwerke) keinen Fahrstuhl. Und ohne den geht es ja nicht, wenn er nicht zu ebener Erde wohnen kann.

Als wir oben ankommen, sind wir allein. Ich hole die Bettflasche aus dem Badezimmer (die Art Galgen zum Hinein- und Herausheben aus der Badewanne entgeht mir nicht). Ich kremepe Fredys linkes Hosenbein auf und sehe den einfachen Hahn am unteren Ende des Urinbehälters. Wie bei einem Bierfaß genügt eine halbe Drehung und die Bettflasche beginnt sich zu füllen: es war höchste Zeit! Ich schiebe Fredy in sein Zimmer. Er erklärt mir das in der Höhe verstellbare Spezialbett. Täglich kommt ein Pfleger ins Haus und hilft beim Anziehen, auch muß er jeden Tag auf die Füße gestellt werden, weil sonst die Knochen spröde werden. Zweimal wöchentlich muß er zur Physiotherapie: sein ganzer Körper wird passiv durchbewegt, damit die Durchblutung nicht zu kurz kommt. Aber er kann einiges schon selbst: Essen, Zähne putzen. Der Stuhlgang wird alle drei Tage per Zäpfchen eingeleitet.

Neben dem Bett gibt es in seinem Zimmer, das er sich mit seiner Schwester teilt, noch zwei Dinge, die mir sofort auffallen: die große elektronische Schreibmaschine, die ihm von der Unfallversicherungsgesellschaft ausnahmsweise bezahlt wurde (denn normalerweise bekommt man die nur, solange man schulpflichtig oder in der Umschulung ist), und das Hebelsystem am Telefongehäuse: durch eine auf Druck nach unten erfolgende Kippbewegung nach hinten wird die Gabel ausgelöst. Natürlich hat das Telefon Tasten. Tagsüber, wenn er allein ist, hat er den Hörer auf dem Gehäuse der Schreibmaschine liegen, so daß er ohne Hilfe telefonieren kann. Um die Schreibmaschine bedienen zu können, benutzt er zwei flache Stäbe, die er in die Manschetten, die er an jedem Handgelenk trägt, schiebt. Vorn sind sie etwas nach unten abgewinkelt. Zum Einspannen des Papierbogens braucht er ein Mundstück. Mittels seines Zwei-„Finger“-Systems kann er also selbständig schreiben.

Ich schiebe Fredy ins Wohnzimmer. Aus der Küche hole ich den Radiorecorder, um unser Gespräch weiter aufzuzeichnen, (mein eigenes Gerät hatte ohne Kabel doch nicht so viel Power wie ich angenommen hatte).

Wir unterhalten uns wieder über das Schreiben. Ich frage ihn, ob er als Folge des Nicht-mehr-herumrennen-Könnens bewußter, auf-

merksamer seine Umwelt beobachte, was ja eine wichtige Voraussetzung ist für jemanden, der schreibt.

„Ich habe jetzt schon das Gefühl, daß ich besser, bewußter beobachte als früher, mir bleibt ja auch fast nichts anderes übrig. Eines habe ich noch gemerkt: ich muß mir alles, was ich mache, viel besser einteilen. Wo habe ich meine Bücher, Hefte? Wie kann ich den Radio einschalten? Wo sind die Kassetten? Alles Dinge, die ich für mich bewußter planen muß. Bei meinen Eltern oder Freunden sehe ich oft Sachen, wo ich denke: das könnte man viel rationeller machen. Du wirst einfach mit der Zeit zum Fachmann für Rationalisierungstechniken, denn du willst ja mit möglichst wenig Kraftaufwand möglichst viel machen. Für dich (er meint mich) spielt es keine Rolle, ob du etwas mit viel oder weniger Aufwand und Kraft machst, aber für mich ist das anders.“ Fredys wichtigster Lebensinhalt ist jetzt natürlich die Vorbereitung auf die Matura. Ich frage ihn nach seinen Träumen, denn die Matura ist ja nur ein, wenn auch bedeutender, Schritt ins weitere Leben. Fredy ist 23 Jahre alt.

„Das ist nicht leicht zu beantworten, es gibt natürlich realistische Träume und solche, die wirklich nur Träume sind. Ein Traum, der größte Traum für mich ist sicher, daß ich wieder einmal laufen kann; und ein weiterer Traum ist, daß ich so weit selbständig werde, daß ich mit jemand zusammenleben könnte, daß ich möglichst nicht in ein Heim müßte. Denn so, wie es jetzt ist, können es die Eltern nicht allzu lange machen, vielleicht zehn, fünfzehn Jahre, dann müßte man irgendetwas anderes suchen.“

„Eine Frau vielleicht?“

„Das wäre ein Traum.“

„Bist du der Erfüllung dieses Traumes schon ein Stück nähergekommen?“ „Ja, was heißt näher? Ich probiere natürlich in erster Linie, so selbständig wie möglich zu werden; und in diesem Sinne bin ich sicher viel weitergekommen. Denn vor einem Jahr konnte ich kaum allein essen, und jetzt ist es für mich eine Nebensächlichkeit wie früher, obwohl ich mich dabei anstrengen muß, aber es ist selbstverständlich, daß ich es kann.“

„Du siehst also, daß du ständig ein wenig weitergekommen bist.“

„Ja, und aus dem Kontakt mit Patienten, die schon zehn bis fünfzehn Jahre im Rollstuhl sitzen, weiß ich, daß noch eine viel größere Steigerung möglich ist. Es ist einfach eine Sache des Trainings, und ich weiß, daß es bei mir am Training nicht fehlt. Ich versuche, möglichst viel herauszuholen. Gut, ich weiß natürlich, es gibt komplette und inkomplette Tetraplegiker. Ich bin komplett gelähmt, inkomplette können wenige Muskeln vielleicht noch ganz leicht bewegen. Die haben natürlich größere Chancen, denn mit Training kannst du viel machen. Bei mir geht es jetzt vor allem erst einmal darum, geschickt zu werden, mit Tricks zu arbeiten, und dann im weiteren, daß ich die noch vorhandenen Muskeln stärke. Da kannst du viel herausholen. Du (er meint wieder mich) könntest deine Muskeln auch noch trainieren (ich nicke vielsagend). Was ich mache, ist einfach Bodybuilding im kleinen.“

Ich frage Fredy nach Vorbildern. Er weicht der Frage etwas aus, erzählt von denen, die nicht ganz so schlimm dran sind wie er, die deshalb auch mehr erreichen können.

„Ich sehe bei andern, was möglich ist durch Training, durch Willen, insofern gibt es für mich schon Vorbilder. Ich weiß genau, daß ich nie so weit kommen kann, aber ich versuche, mir den Willen zu ei-

gen zu machen, der nötig ist, um überhaupt weiterzukommen.“ „Ist es für dich schwierig, einfach immer einen Schritt weiterzugehen, diesen einen Schritt zu gehen, ohne zu sehen, ob du ihn ganz gehen kannst?“

„Ich glaube nicht, denn ich sehe immer eine Parallele zum Bergsteigen. Irgendwie vom Wesen her bin ich immer noch Bergsteiger. Ich versuche also immer noch, an mir zu arbeiten. Ich muß trainieren wie früher.“

„So ist für dich der 7. Grad des Tetraplegikers, immer einen weiteren Schritt in Richtung Selbständigkeit zu gehen, etwas Neues zu schaffen, das dir jetzt noch nicht möglich ist. Ist das etwas, das dir auch neuen Mut und Kraft gibt zu sehen: es geht immer ein bißchen weiter?“ „Vor allem am Anfang war das wichtig. Ich hatte viel Therapie, jeden Tag, solange ich noch im Paraplegiker-Zentrum war, und da mußt du ja auch sehen, was du machst. Wenn du täglich übst und nach einem Jahr keinen Erfolg siehst, dann hörst du auf oder verlierst den Mut. Du trainierst beim Klettern auch nicht mit mehr Aufwand, wenn du merkst, daß du nicht höherkommen wirst, gut, vielleicht, damit du dein Niveau halten kannst. Aber bei mir ist es mittlerweile so, daß ich nicht mehr feststelle, daß ich etwas besser kann als vorher. Wenn ich dann jedoch Leute treffe, die ich schon eine Weile nicht gesehen habe, dann sagen die: daß du das kannst, beim letzten Mal konntest du das noch nicht. Das gibt mir immer wieder Ansporn. So kann ich schon wieder ein wenig von Hand schreiben. Wenn ich mir ein Schriftpild, das zwei, drei Monate zurückliegt, anschau, dann sehe ich, Mensch, das ist ja wieder eine Klasse besser. So sieht man schon Fortschritte und das braucht man.“

Ich frage Fredy nach den Dingen, auf die er sich freut, von denen er sagen kann: es ist schön, daß ich das erleben kann. „Einen Wunsch, den ich mir erst kürzlich erfüllt habe, war der Kauf eines Autos. Oft kam es vor, daß jemand da war, der autofahren konnte, aber es war kein Auto vorhanden. Ich bin immer gern mit meinem Bruder unterwegs gewesen. Der hatte gerade die Prüfung gemacht, und mit achtzehn, neunzehn kannst du dir normalerweise kein Auto leisten. Ich sagte: gut, ich kauf dir ein Auto und dann fahren wir miteinander fort.“ „Woher hattest du das Geld dafür?“

„Noch von früher. Als Junge hatte ich mal eine Dummheit gemacht: ich war ein Heftabonnement eingegangen, mit Versicherung, jetzt habe ich davon ein bißchen Geld bekommen. Damals haben die Eltern noch deswegen geschimpft. Bei uns kann man so Heftversicherungen abschließen. Wenn du z. B. eine Zeitung oder ein Heft abonnierst, dann kannst du zugleich eine Lebensversicherung oder so abschließen. Der Vertreter hatte mir seinen Kram aufgeschwatzt, und ich – klein, naiv wie ich war – hatte gesagt, ja, ja, und zum Glück hatte ich die nie abbestellt.“

Jetzt kann ich mich überallhin fahren lassen, und ich kann auch am Abend fort. Ich habe aber auch Ziele, die weiter weg sind: z. B. mal nach Amerika oder, wo ich sehr gern einmal hinmöchte, zum Himalaya.“

„Stimmt es, daß du auch nach China willst?“

„Ja, wir hätten dieses Jahr nach China reisen können, aber es wären nur drei Wochen und 8000 Franken, dafür kann ich jemanden nach Amerika mitnehmen, und das würde noch wesentlich weniger kosten. Diese Gruppenreisen für Behinderte sind sehr auf-

wendig organisiert, man muß Rücksicht auf die unterschiedlichen Leute nehmen. Ich selbst brauche vieles nicht, ich könnte auch im Zelt schlafen.“

„Hast du das hier schon einmal ausprobiert?“

„Hier nicht, aber in Israel (im vergangenen Jahr hat Fredy eine solche Gruppenreise für Behinderte nach Israel mitgemacht) da haben wir einmal nur auf Matratzen übernachtet. Das ist übrigens etwas, das ich heute sehr vermisse. Es ist oft nicht so sehr das Klettern, das mir fehlt, weißt du, es ist das ganze Drum und Dran, das frühe Aufbrechen, im Freien übernachten, die Kälte.“

„Wo spürst du die Kälte?“

„Am Kopf. Und bei mir ist es eben so, wie bei allen Tetraplegikern. Wenn ich warm habe und nach draußen gehe und dort ist es fünf Grad minus, dann merke ich das am Anfang nicht. Im Moment habe ich es noch warm; erst, wenn es zu spät ist, merke ich die Kälte, dann kontrahieren alle Muskeln, die ich noch habe, und es dauert anschließend Stunden, bis die Wärme wieder zurückgekehrt ist, da schau ich besser, daß ich erst gar nicht kalt werde.“

Für den Winter habe ich mir natürlich eine dicke Daunenjacke angeschafft und Moonboots, damit geht's schon.

Im Winter geht es mir allerdings nicht so gut, da haben wir sehr viel Nebel hier, oben scheint die Sonne, aber da bin ich nicht. Ich brauche einfach die Sonne und die Natur. Meine Eltern haben in der Beziehung wenig Verständnis; früher sind wir an den Wochenenden oft weggefahren, aber heute nicht mehr. Sie verstehen wohl nicht, daß ich das einfach brauche. Jetzt habe ich ja ein Auto, da geht das besser.“

Wir reden nun schon die ganze Zeit über seine Behinderung und die Folgen für sein jetziges und zukünftiges Leben. Ich möchte wissen, wie weit seine Situation in den Gesprächen mit seinen Freunden noch eine Rolle spielt.

„Manchmal ja, wenn wir ein Thema oder Problem diskutieren, das mir gerade auf dem Herzen liegt, wohin wir z. B. fahren, denn wir müssen ja immer überlegen: kommen wir da mit dem Rollstuhl hin? Ich glaube, ich habe schon Glück. Wenn ich da an andere denke. Andererseits kommt es doch auf den Behinderten selbst an. Wenn ich als Behinderter immer sage: leckt ihr mich alle am Arsch . . .“

„Dann kannst du dir dein Leben selbst vermiesen. Das ist ja auch mein Eindruck von dir: du siehst so fit aus, als könntest du gleich mit auf Tour gehen, du bist braungebrannt, wirkst sportlich, durchtrainiert und gar nicht verbiestert, verfallen, aufgeschwemmt. Ich sehe da die Kraft, mit der du versuchst nicht aufzugeben, sondern weiterzukommen. Glaubst du, daß diese Kraft etwas ist, das vom Bergsteigen übriggeblieben ist? Oder kommt es daher, daß du schon vorher ehrgeizig und kämpferisch warst?“

„Ich würde eher umgekehrt sagen: du brauchst diese Kraft, wenn du zum Bergsteigen gehst, damit du überhaupt Bergsteiger wirst. Für mich ist es eigentlich nichts anderes. Für mich ist es logisch, daß ich so lebe, wie ich jetzt lebe, daß ich aus dieser Situation versuche, das Bestmögliche zu machen.“

Weil gerade wieder vom Bergsteigen die Rede war, frage ich Fredy, was Bergerleben für ihn heute ist.

„Wenn ich auf einem Gipfel bin, empfinde ich wohl dieses Gefühl der Freude, das jemand hat, der nicht selbst bergsteigt. Aber es ist

bei mir nicht nur die Freude am Da-oben-Sein. Wichtig ist für mich das Erleben der Vergangenheit; wenn ich mir die Berge um mich herum anschau, suche ich immer noch nach möglichen Anstiegen.“

Aber, ich finde, es ist ein sehr großer Unterschied, jedenfalls für mich, ob du etwas selbst erreichen kannst oder fremde Hilfe brauchst. Für mich ist es ein Unterschied, ob ich z. B. zu Fuß auf die Diavolezza gehe oder mit der Seilbahn hinaufgefahren werde. Wenn ich selbst hinaufsteige, habe ich ein besseres Gefühl: ich habe etwas geleistet, ich habe es mir verdient. Aber jetzt fahre ich nur hinauf. Im Erleben fehlt mir da einfach etwas. Da ist einfach irgendeine Leere.“

„Was ist das, was du im Gebirge selbst tun kannst oder können möchtest? Wie ist es für dich, wenn du mit dem elektrischen Rollstuhl auf einen Berg hinauffährst?“

„Da ist es der Motor. Es ist etwas anderes, wenn ich es selbst tue.“

„Ist das möglich?“

„Vielleicht mit der Zeit . . . aber da ist etwas, das mir sehr viel Spaß machen würde. Vor meinem Unfall hatte ich immer den Traum, einmal mit dem Helikopter über die Gipfel fliegen zu können. Im Spital lag neben mir ein Hubschrauberpilot, der mit seinem Hubschrauber abgestürzt war, weil er mit seiner Holzlast in eine heftige Turbulenz geraten war. Er kam nicht auf Höhe, konnte die Last aber auch nicht ausklinken, weil unter ihm ein Parkplatz mit vielen Leuten war. Er wollte dann neben dem Platz landen, es hatte ihm jedoch nicht mehr gereicht, wie ein Stein ist er runter. Der kann jetzt wieder laufen. Wir verstehen uns sehr gut. Er fliegt immer noch, und jetzt konnte ich ein paarmal mit ihm fliegen. Durch seine Beziehungen kann ich auch mit der Air Zermatt fliegen. Jetzt komme ich also alle Jahre so zwei-, dreimal zum Fliegen. Aber irgendwie fehlt mir etwas, wenn ich da um das Matterhorn herumkurve, sicher, es ist wahnsinnig schön, aber ich habe es nicht selbst gemacht.“

„Wie im Kino. Das erinnert mich an den Alten im Film ‚Kleine Fluchten‘. Dessen Traum war es, einmal im Hubschrauber auf den Matterhorngipfel hinaufgeflogen zu werden. Aber als er oben war, wollte er sich dort nicht absetzen lassen. Im reichte es, den Gipfel gesehen zu haben.“

„Im Helikopter bist du immer noch von einer schützenden Hülle umgeben. Für mich wäre es sicher schon anders, wenn ich auf dem Gipfel abgesetzt werden könnte.“

„Für dein Bergerleben ist es also ganz wichtig etwas selbst zu tun, nicht bloß zu schauen. Kälte, Wind und Wetter zu spüren, ist schon mehr, aber für dich noch nicht genug.“

„Wenn ich fotografieren könnte . . . gut, das wäre schon möglich. Es gibt ja Gestelle, die man auf den Rollstuhl aufschrauben kann. Aber ich möchte dann eine Spiegelreflexkamera haben, und die sind schwer zu bedienen.“

„Da hast du dann ja wieder ein neues Gebiet, für das du dir ein gutes System erarbeiten kannst. Und so bist du selbst ständig beschäftigt, dir neue kleine Ziele zu setzen, die du zu erreichen versuchst.“

Wir unterhalten uns wieder über die Möglichkeit, sich mit Schreiben eine Existenz aufzubauen. Sein Kopf ist ja nicht behindert. Wir

überlegen uns Methoden, wie er seine Gedanken festhalten könnte. „Ich müßte sehr viel mit Tonband arbeiten, zumal mir die besten Ideen in der Nacht kommen. Ich hörte von einem Gerät, das schaltet ab einem bestimmten Geräuschpegel auf Aufnahme. Das könnte ich an die Bettecke stellen.“

„Du sagtest gerade, dir kommen die besten Ideen in der Nacht. Liegst du oft wach?“

„Manchmal ja; wenn ich mich auf etwas freue, kann ich unmöglich schlafen, wenn ich mich krank fühle, auch nicht. Manchmal schlafe ich nicht, fühle mich aber ganz ausgeruht.“

„Nun hast du ja nicht viel körperliche Bewegung. Ist dein Stoffwechsel darauf eingependelt, daß du weniger Energie verbrauchst?“

„Ich werde sehr schnell müde, erhole mich aber auch wieder schnell. Wenn ich z. B. eine Stunde mit den Gewichten übe, dann bin ich hinterher völlig k.o., aber 15 Minuten später könnte ich wieder, bin ich wieder fit.“

Fredy berichtet dann stolz, daß er während der drei Wochen in Israel keinen Programmpunkt ausgelassen hat, daß er nie vor 2 Uhr ins Bett ging, damals wirklich in Form war. Ich frage ihn, was das für Dinge sind, auf die er sich so freut, daß er darüber nicht schlafen kann. „Wenn ich in die Ferien kann, oder übers Wochenende, wenn ich in die Berge fahre.“

„Ist die Freude auf solche Fahrten jetzt anders?“

„Eigentlich nicht, vielleicht ein wenig bewußter, weil ich weiß, daß es nicht unbedingt selbstverständlich ist. Auf der anderen Seite sollte es mir immer noch selbstverständlich sein. Denn als Mensch bin ich ja immer noch der gleiche. Und wenn die Freunde, die ich habe, wirkliche Freunde sind, dann gehen wir jetzt noch zusammen fort.“

„Gab es da für dich auch Enttäuschungen, weil du nicht mehr so beweglich bist. Hast du jetzt weniger Kontakte?“

„Natürlich ist es so. Ich habe meine Freunde vor allem unter Bergsteigern gehabt, die meisten sind auch heute noch meine Freunde. Wir haben uns aber meist an den Wochenenden gesehen, und es ist klar, daß sie am Wochenende immer noch in die Berge ziehen. Da sehen wir uns natürlich nicht mehr so oft. Aber ich würde nicht sagen, daß ich darüber enttäuscht bin. Für mich ist es klar, daß wir uns jetzt weniger häufig sehen. Dafür habe ich auch sehr viele neue Freunde. Und ich kann sagen, daß von den Freunden, die ich gehabt habe, keiner einen Rückzieher gemacht hat.“

„Hattest du damit gerechnet?“

„Ich hatte erwartet, daß sie sich zurückziehen. Im Zentrum in Basel waren immer wieder Patienten, die schon im Rollstuhl saßen, zu uns ans Bett gekommen und haben immer nur Negatives erzählt: die Freunde laufen dir davon, die Freundin. Aber bei mir war es eher umgekehrt. Mit dem Freund, mit dem ich am Montblanc war, hatte ich mich damals schon fast zerstritten, da war nicht mehr viel, und jetzt ist es das Gegenteil.“

„Du hast also noch eine ganze Reihe deiner alten Bergsteigerfreunde, aber du hättest doch bestimmt auch ganz gern eine Freundin, oder?“

„Freundin, ja, ja“, kommt die Antwort mit einem Seufzer.

„Ist das etwas, worüber du dir viel Gedanken machst? Du kannst das ja nicht so einfach herbeiführen, wenn du nur hier sitzt. Gut,

vielleicht lernst du über deine Schwester eine kennen, aber . . .“

„Es braucht schon Glück. Für mich gibt es da nur ein Rezept: möglichst viel unter die Leute gehen. Es gibt viele in meiner Lage, die haben keine Freundin, aber es kommt auch keine zu dir ins Haus und sagt: Heh, willst du eine Freundin. Du mußt also unter die Leute gehen. Nur, finde ich, ist das viel schwerer als früher, daß jemand eine Beziehung mit dir eingeht und ich sie umgekehrt auch akzeptiere. Es kam schon vor, daß eine gesagt hat, sie möchte mit mir gehen. Es sind schon welche gekommen, die habe ich kaum gekannt und sie haben mich gefragt, ob ich mit ihnen zufrieden wäre und so. Auf die Frage: willst du mich als Freundin, fühlte ich mich natürlich vor den Kopf gestoßen. Du kannst ja nicht jede als Freundin haben. Und manchmal hatte ich den Eindruck, jetzt, wo ich behindert bin, meint sie, muß ich die nehmen . . .“

„die auf dich stehen, weil sie dich wegen ihres Mutterinstinktes pflegen wollen.“

„Ja, und es gibt eine Menge Behinderte, die glauben, weil sie behindert sind, müssen sie nehmen, was kommt. Ich sage mir: lieber keine, als eine, die mir nicht zusagt. Und das ist schon schwierig.“

„Andererseits gibt es ja eine Reihe von Behinderten, die heiraten und Kinder haben. Ist das bei dir möglich?“

„Samenerguß könnte ich auch haben, aber persönlich habe ich nichts davon. Es ist ja eigentlich paradox, weil da oben alles funktioniert und da unten nichts. Da hast du manchmal das Gefühl, jetzt mußt du was spüren, aber da ist einfach nichts da. Ich verliebe mich ja genau wie früher in ein Mädchen, damals konnte ich es den Mädchen auch zeigen. Heute bin ich mehr oder weniger darauf angewiesen, daß ein Mädchen auf mich zukommt und mir sagt oder zeigt, wie es zu mir steht.“

„Wo ist für dich das größte Hindernis? Ich verstehe natürlich, daß es schwer ist, da voreingenommen heranzugehen. Du wirst dich ja immer fragen, nimmt sie mich jetzt nur, weil ich behindert bin? Gibt es denn Hindernisse, die du dir selbst einbaust, indem du dir z. B. sagst: ja, wer nimmt mich denn?“

„Ja, das ist es eben, da ist natürlich eine Voreingenommenheit meinerseits. Ich stelle mir ja die Frage umgekehrt: würde ich mit einem Mädchen gehen, das im Rollstuhl ist? Da ich mir die Frage nicht ganz sicher mit ja beantworten kann, rechne ich auch umgekehrt nicht damit.“

„Bedeutet das, daß du auch schon die Entwicklung von Freundschaften abgeblockt hast, weil du dachtest: das kann ich der nicht antun oder zumuten?“

„Nein, das ist es nicht. Ich sage mir einfach, laß die Dinge so kommen, wie sie kommen. Im Prinzip rechne ich nicht damit, daß sich ein Mädchen wirklich in mich verliebt, das ich aber auch liebe. Ich will als Mensch geliebt werden und nicht als Kind, das man pflegen muß!“

„Bist du empfindlich in dieser Hinsicht?“

„Ja.“

„Hast du in den vergangenen zwei Jahren so etwas wie ein Gespür dafür entwickelt, wie die Menschen auf dich zugehen?“

„Ich habe das Gefühl: ja, aber ich schränke es sofort wieder ein, weil ich vielleicht einfach durch das, was man hört und liest, wie die Leute über Behinderte denken, oft ungerecht bin, daß ich z. B. denke, der schaut abschätzig oder so, und dabei stimmt das gar

nicht, oder, mit dem könnte ich nie eine Freundschaft haben, nur weil ich behindert bin, und das muß gar nicht stimmen. In Basel, im Spital, da haben viele ältere Patienten einfach nur negativ gesprochen, da hattest du mit der Zeit das Gefühl bekommen: wenn du hinauskommst, dann schauen dich alle groß an, du bist für alle nur ein armer Trottel. Manchmal braucht es ziemlich viel Überwindung, daß ich mir sagen kann: es stimmt gar nicht, die sind nicht alle so.“

Der Bruder ist inzwischen zur Wohnungstür hereingekommen, verschwindet aber kurz darauf in seinem Zimmer. Da der Wunsch nach Freundschaft zu einem Mädchen nicht allein von ihm, sondern auch von glücklichen Zufällen abhängt, gehe ich noch einmal auf einen seiner großen Träume ein, die er sich selbst erfüllen kann: einmal den Himalaya zu erleben. Ich sage, das ist ja eigentlich ganz einfach: du löst dir eine Karte, fliegst hin und fährst mit dem Bus am Himalaya entlang.

„Mein Traum ist ja, einmal zum Everest-Basislager zu kommen. Vielleicht kann man so eine Art Sänfte bauen. Aber ich weiß nicht, das sind ja Menschen, die mich tragen. Was denken die, so einen Weißen da hinaufzutragen, vielleicht hat der so eine Marotte, so ein stinkreicher Europäer. Ich frage mich, ob das nicht eine Diskriminierung ist.“

„Dann ist die Frage natürlich auch angebracht: ist es nicht auch eine Diskriminierung, wenn die Europäer dorthin kommen, sich ihr Gepäck tragen lassen, je Träger 30 Kilo, und sie selbst deshalb neben den Sherpas unbeschwert durch die Gegend laufen können und nur einen Fotoapparat tragen, ist das nicht das gleiche?“

„Das habe ich mich schon manchmal gefragt.“

„Für den Träger ist es vermutlich kein so großer Unterschied von der Arbeit her. Es kommt ja vor, daß sie Menschen, die höhenkrank sind oder sich verletzt haben, heruntertragen. Ich habe selbst einmal gesehen, wie eine einheimische kranke Frau in einem Tragstuhl einen steilen Pfad heruntergetragen wurde. Erfüllen kannst du dir diesen Traum schon, aber vielleicht willst du ihn dir noch gar nicht erfüllen?“

„Ja, es ist schön, wenn man Träume hat. Für mich war es auch von Kindheit an ein Traum, einmal im Roten Meer zu baden und zu tauchen. In Israel konnte ich mir beides erfüllen, wir konnten sogar mit Flaschen tauchen. Ich hatte gemeint, jetzt müßte ich eigentlich glücklich sein, aber ich war etwas traurig, denn nun hatte ich zwei Träume weniger.“

Die Erfüllung solcher Träume kostet Geld. 1800 Franken Invalidenrente erhält er monatlich. Solange Fredy zu Hause lebt, kommt er gut damit aus. Aber mit der Zeit hofft er natürlich, sich selbst durch Arbeit Geld dazu zu verdienen. Aber wenn er an die Möglichkeit, sich durch Schreiben zu ernähren denkt, sieht er neben den technischen Problemen auch die Schwierigkeiten, worüber er schreiben könnte.

„Am einfachsten ist es für mich, über Dinge zu schreiben, die ich selbst erlebt habe. Als Bergsteiger wäre es leichter für mich, über Touren, die ich gemacht habe, zu schreiben. Aber jetzt vergehen eigentlich Tage und Wochen, in denen nichts besonderes passiert, über das es sich nicht lohnt zu schreiben.“ An Romane hat er noch nicht gedacht. Er ist es nicht gewohnt, sich in eine Fantasiewelt zu

versenken, sein Leben aus dem Kopf heraus weiterzuentwickeln. Zu sehr ist er daran orientiert, sich mit realen Dingen zu beschäftigen. Täglich arbeitet er sechs Stunden für die Matura. Das ist ein Ziel, das er in einigen Jahren erreichen kann. Was danach kommt, ist für ihn noch zu weit weg. Zu sehr ist er auch noch der Bergsteiger.

Es tat ihm nicht nur gut, daß Reinhold Messner ihm den Anstoß gab, doch die Geschichte seines Unfalles aufzuschreiben; er hatte sich von ihm einfach als Bergsteiger akzeptiert gefühlt, als er sagte, auch ihm könne solch ein Unfall passieren, er rechne zwar nicht damit, versuche diese Risiken auszuschalten, aber passieren könne es auch ihm.

„Jemand in unserem Club, der viel schlechter war als ich, er hat – nicht direkt zu mir – zu einem Freund gesagt, das hätte er kommen sehen, aber das war das Verrückte, sie haben mich nie einmal beim Klettern gesehen, nur beim Skifahren. Und es ist doch klar, als Junger fährst du anders als mit fünfzig. Ja, so wie ich da skifahren bin, wenn ich auch so kletterte, Überhänge frei gehen und so, dann geschah es mir recht. So haben die geredet. Auch in unserer Jugendorganisation spüre ich es: als Mensch werde ich schon akzeptiert, aber nicht mehr als Bergsteiger. Mein Rat zählt bei ihnen nicht mehr, ich kann ja quasi nicht mehr mitreden. Ich möchte eben, daß du z. B. mir erzählst, gestern habe ich die und die Tour gemacht, in der zweiten Seillänge war das so und so, damit ich mir ein Bild machen kann. Ich möchte ja einfach als Bergsteiger ernst genommen werden, nicht so wie die Jungen – ich bin ja selbst noch jung – denken: der kommt ja nicht mehr aus seinem Rollstuhl heraus . . . das tut einfach weh.“

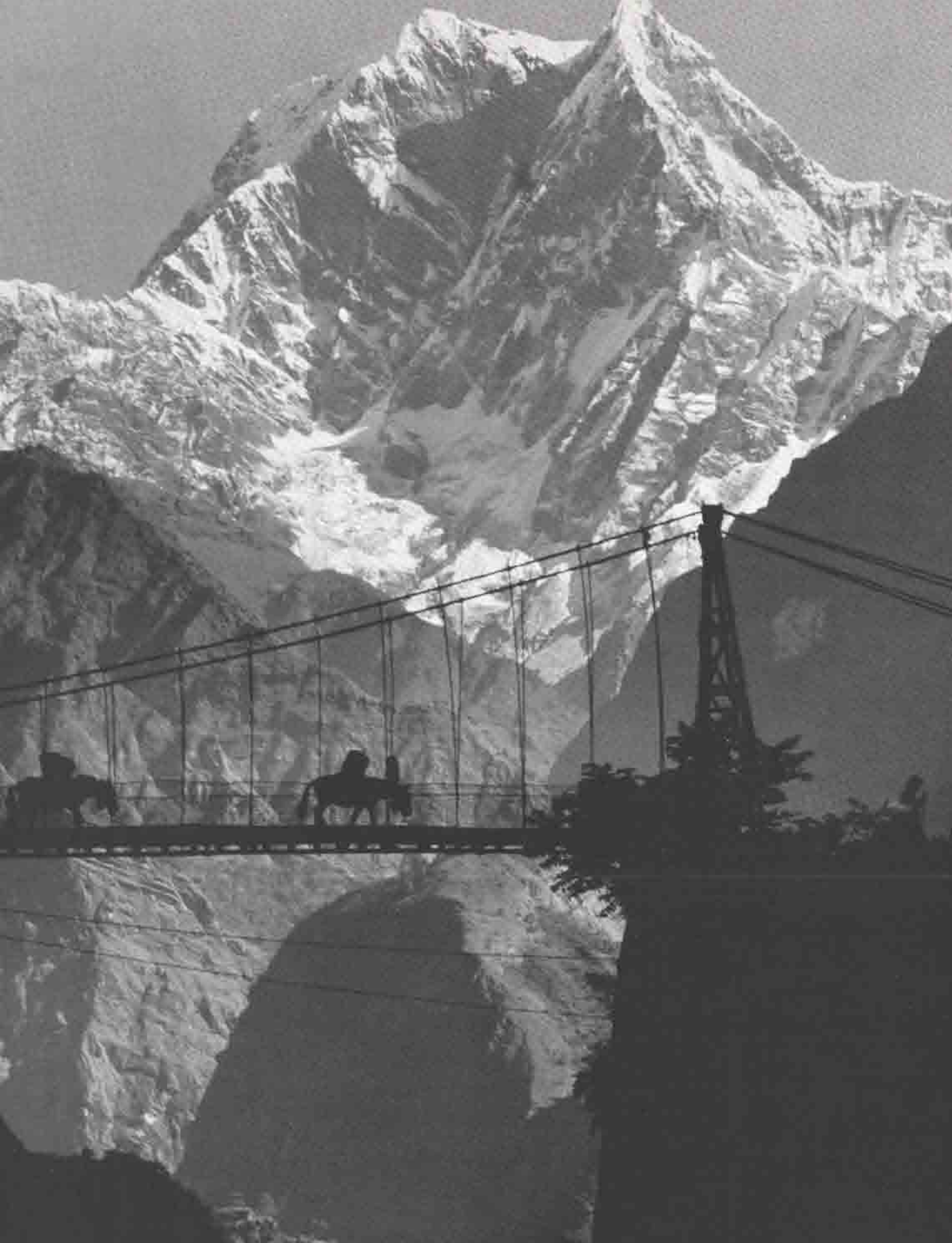
„Ich höre da heraus, daß wenn du zaubern könntest . . .“

„Ich sofort wieder ins Gebirge gehen würde. Aber vielleicht ist es auch das, was mich aufregt, daß ich es denen nicht zeigen kann. Ich denke, die hätten gegen mich keine Chance, und das macht mich manchmal richtig rasend.“

„Es muß schon schlimmer sein, zu erleben, wie der Kopf will und kann, aber der Rest nicht gehorcht.“

„Wenn es wenigstens ein paar Minuten ginge, das würde mir schon genügen. Bei uns wird jetzt für die Jungen ein Sportkletterkurs organisiert. Ich finde es sehr gut, daß die Jungen in dieser Richtung heute mehr gefördert werden.“

Es wird für Fredy nicht leicht sein, mit diesem Zwiespalt, Bergsteiger sein ohne bergsteigen zu können, fertig zu werden. Während des ganzen langen Gesprächs verliert sein Gesicht nichts von dieser kraftvollen Zuversicht, mit der er sein Schicksal bisher angepackt hat und mit der er seine Zukunft so gut es geht selbst gestalten wird. Ich bedanke mich für dieses Gespräch und verabschiede mich von Fredy in der Gewißheit, daß wir uns wiedersehen werden. Während ich meine Sachen zusammenpacke, schiebt sein Bruder ihn in die Küche, wo er am Tisch sitzt und mit Hilfe eines darauf stehenden Podestes sein Abendessen zu sich nimmt. Ich gehe mit einem letzten Gruß zur Tür hinaus und zu meinem Auto hinunter. Wenig später fahre ich am Spätnachmittag dieses wunderschönen Frühlingstages wieder in Richtung Basel davon, wo wir bei meiner Schwester auf dem Rückweg von den Calanques Station gemacht haben.



Die gut gemeinte Momentaufnahme und das schlechte touristische Gewissen

Zur Kritik am Trekkingtourismus

Herbert Hoffmann

Links:

Der Nilgiri von
Tatopani/Nepal.

Foto: F. Bauer

Es gehört zu den Gepflogenheiten im Alpenvereinsjahrbuch, daß der Themenblock „Auslandsbergfahrten/Expeditionen“ auch Beiträge über die kulturelle, wirtschaftliche und soziale Situation der Gastgeberländer sowie die Einwirkungen des Tourismus auf diese Situation enthält. Aus naheliegenden Gründen befaßten sich diese Beiträge bislang meist mit den Problemen, die ein ständig zunehmender Tourismus für die „Entwicklungsländer“ mit sich brachte. Nun diktiert die Entwicklung der Weltwirtschaft, namentlich des Energiemarktes, eine gänzlich neue Fragestellung: Was geschieht mit diesen Ländern und ihrer Bevölkerung, wenn der Tourismus ausbleibt? Die besorgniserregenden Aspekte, die Herbert Hoffmann im Folgenden aus dem Blickwinkel dieser Fragestellung aufreißt, sollten allerdings nicht zu einem fatalen Fehlschluß führen; zu dem nämlich, daß die Aspekte, die sich aus dem Blickwinkel der bislang üblichen Fragestellung ergeben, nunmehr als weniger besorgniserregend gelten könnten. Das Problem, das viele Entwicklungsvölker heute bedrängt, in all seinen Dimensionen richtig einzuschätzen vermag vermutlich nur der, der es – auf keinem Auge blind – aus jedem denkbaren Blickwinkel zu betrachten bereit ist. Die unerbittliche Notwendigkeit, ebenfalls die Aspekte des Problems wahrzunehmen, die dem Bild das man sich selbst davon am liebsten machte widersprechen, zeigt auch Dr. Hermann Warth auf. So in seinem Beitrag im Jahrbuch 1980 „Macht dieses Land nicht kaputt!“, in dem er schreibt: „Für einen Teil der Nepali trifft schon zu, was Hermann Hesse in seinem ‚Steppenwolf‘ so

ausdrückte: ‚Jede Zeit, jede Kultur, jede Sitte und Tradition hat ihren Stil, hat ihre ihr zukommenden Zartheiten und Härten, Schönheiten und Grausamkeiten, hält gewisse Leiden für selbstverständlich, nimmt gewisse Übel geduldig hin. Zum wirklichen Leiden, zur Hölle wird das menschliche Leben nur da, wo zwei Zeiten, zwei Kulturen und Religionen einander überschneiden. Ein Mensch der Antike, der im Mittelalter hätte leben müssen, wäre daran jämmerlich erstickt, ebenso wie ein Wilder inmitten unserer Zivilisation ersticken müßte. Es gibt nun Zeiten, wo eine ganze Generation so zwischen zwei Zeiten, zwischen zwei Lebensstile hineingerät, daß ihr jede Selbstverständlichkeit, jede Sitte, jede Geborgenheit und Unschuld verloren geht.‘ Was ist die Folge aus dem Gesagten? Soll sich Nepal wieder einschließen? Sollen wir nicht mehr hinreisen. Soll Nepal eine autonome Wirtschaftsentwicklung versuchen? Eine solche wäre sicher das Beste für das Land und seine Bewohner, nur, sie ist nicht durchführbar... Die nepalesische Regierung hat sich 1951 für die Öffnung des Landes und ab 1956 für die Förderung des Tourismus entschlossen. Das ist ein Faktum, und diese Entscheidung ist hinzunehmen als diejenige der Regierung eines souveränen Landes, ob sie vom außenstehenden Beobachter nun für richtig oder aus oben dargelegten Gründen für falsch gehalten wird. Bei näherer Beschäftigung mit Nepal, seiner Geschichte und Wirtschaft, wird man feststellen, daß die Regierung für ihre Entscheidung Gründe hatte.“

d. Red.

Gut gemeint sind die Mehrzahl der Tourismuskritiken zweifellos, und Ansatzpunkte für massive Vorwürfe, die fragilen Schönheiten unserer Welt zu einem niveaulosen touristischen Einheitsbrei zu verkochen, bieten Veranstalter, Planer, Politiker allerorts. Sicher, vieles könnte auf dieser Welt besser gemacht, sorgfältiger geplant und rücksichtsvoller vermarktet werden, doch wer kann für andere Länder Maßstäbe setzen – ohne ihnen sein eigenes, subjektives Weltbild aufzuzwingen, wer kann politische Maßnahmen durchsetzen – ohne die Freiheit der anderen einzuschränken?

Die Tourismuskritiker, die sich mit viel Engagement auf das Häuflein der Trekkertouristen stürzen, müssen sich schon entgegenhalten lassen, daß sie zwar tief nachgedacht haben, aber den richtigen Einblick in die Entwicklungsdynamik dieses speziellen Tourismusmarktes nicht vermitteln konnten. Sie wollen es auch nicht – ihr glaubwürdiges Anliegen ist es, Mißstände aufzuzeigen, vor

Gefahren zu warnen, Verbesserungsvorschläge zu machen, und zu diesem Zweck ist die Überspitzung, die Verallgemeinerung von Einzelfällen, das Zitieren gerader passender Zeugen ein durchaus brauchbares Mittel.

Ferntourismus – Kein Wachstum mehr?

Wohin entwickelt sich das Trekking? fragt Walter Welsch¹. Diese Frage muß man 1981 schon in ganz anderem Rahmen sehen als erst drei Jahre früher. Der Einbruch der Trekkingtouristen in die schlafenden Kulturen der Bergvölker beschwor ja tatsächlich bedrohliche Zukunftsbilder herauf, wenn man die steigenden Touristenzahlen der 70er Jahre einfach in die Zukunft der 80er und 90er Jahre extrapolierte. Es sprach auch wenig gegen die hoffnungsvollen Prognosen der Marktforscher, Tourismusplaner und Veranstalter. Im Gegenteil: Zunehmende Freizeit, wachsender Wohl-

stand, versaute Mittelmeerküsten und drohende Freizeitlängeweile sprachen für ungehemmtes Wachstum der Fernreisen mit gefahrlosem Abenteuerprogramm. Trekkingtourismus als Alternativurlaub stand im Aufwind. Da mochten sich dem sensiblen Beobachter der Szene schon die Haare sträuben bei dem Gedanken, wie die gerade aus dem kontemplativen Schlaf erwachenden Regionen und Völker diesen massiven, erlebnisgierigen Überfall zehntausender kamerabewaffneter Souvenirjäger überstehen sollten.

Nun, heute stehen wir den Bildern, die da für unsere Zukunft gemalt wurden, wesentlich kritischer gegenüber. Angesichts schmerzlicher Erfahrungen und wissenschaftlicher Erkenntnisse sind wir viel weniger von Wachstum ohne Ende, von Wachstum als Weltfriedensformel überzeugt. Die Grenzen des Wachstums sind allen ins Bewußtsein getreten. Der Ölschock hat deutlich gemacht, daß egoistisches, wirtschaftliches Wachstum an Barrieren stoßen kann. Er hat allerdings auch die Probleme der Entwicklungsländer ungeheuer verschärft, die die Industrieländer so nebenbei aus ihren Wachstumsüberschüssen lösen zu können glaubten.

Das gesamte Zukunftsbild der weltwirtschaftlichen Entwicklung ist heute verschwommen und muß erst neue Konturen bilden. Auch der internationale Tourismus in seinen quantitativen und qualitativen Strukturen wird sich anders gestalten, als man noch vor kurzem glaubte.

So ist auch der Optimismus der Reiseveranstalter, das Fernweh würde immer mehr Touristen zu immer mehr Urlaubsorten reisen lassen, seit etwa einem Jahr spürbar gedämpft. Der Urlaub 1981 und der folgenden Jahre wird nämlich erheblich teurer werden müssen. Jüngste Preiserhöhungen für wichtige Reisezielgebiete sind deutliche Signale. Zwar zeigen Befragungen von Touristen, daß deren Preiselastizität relativ gering ist, d. h., trotz steigender Kosten will man weiterhin auf die Urlaubsreise an sich nicht verzichten. Man reduziert eher Nebenausgaben oder die Dauer und Häufigkeit der Reisen. An dieser Reaktion wird sich auch bei weiter absehbaren Kostenerhöhungen grundsätzlich nicht viel ändern. Auch eine veränderte Zahlungsbilanzsituation der Bundesrepublik Deutschland wird diesen Trend wahrscheinlich nicht unterbrechen, auch wenn dadurch das bisher günstige Währungsgefälle umkippen sollte.

Überhaupt – und entgegen der Darstellung in Medien und Katalogen – hat der Ferntourismus nur einen kleinen Anteil am gesamten Urlaubsverkehr. Die nur scheinbar große Zahl von 800 000 Fernreisen der Deutschen im Jahre 1978 relativiert sich, wenn man sie zu der Zahl aller Auslandsreisen in Beziehung setzt: Nur 4% aller Urlaubsreisen führen zu außereuropäischen Zielen. Die meisten Urlauber bleiben also im eigenen Land oder in Europa. So betrug z. B. 1978 die durchschnittliche Reisezielentfernung knapp 750 km (ohne Flugtouristen). Der Ferntourismus hat jedoch unverändert seine magische Ausstrahlung, weil er jedem verspricht, die Grenzen seines Alltags- und Normalurlaubslebens überwinden zu können. Allein das Wissen, daß die Welt offen steht, tröstet. Aber jede Einschränkung des weltweiten Tourismus macht diese Grenzen wieder spürbar, selbst wenn man nicht zum Kreis der Welttouristen gehört.

Der internationale Ferntourismus wird sich in einer Welt zurechtfinden müssen, in der sich neue Machtstrukturen bilden. Regionen, die aus religiösen oder politischen Gründen heute schon eine erkennbare Eigenständigkeit errungen haben, werden in Zukunft die Rücksicht auf westliche Errungenschaften, wie den Tourismus, fallen lassen. Der Iran ist nur ein Beispiel, andere Entwicklungsländer werden folgen können. Viele Staaten werden zum Schutz ihrer eigenen Kultur den Tourismus einschränken. Andere Länder wiederum, die ihre Rohstoffvorkommen oder andere Naturschätze entdeckt haben und selbst verwerten, sind auf Deviseneinnahmen aus dem Fremdenverkehr nicht mehr unbedingt angewiesen und riegeln sich gegenüber dem Tourismus ab. Eine insgesamt günstige Prognose für einen ungehemmten Ferntourismus läßt sich jedenfalls nicht stellen. Zwar ist jeder Rückschritt der Liberalisierung auch im Reiseverkehr zu bedauern, doch wäre der weltpolitische Verlust nicht allzu groß.

Seine angeblich völkerverbindende Funktion war in Wirklichkeit schon immer eine Überfrachtung des Ferntourismus. Ein kommerziell betriebener Tourismus wäre damit auch überfordert. Die Reisenden selbst bereiten sich nicht ehrlich und ernsthaft genug auf das vor, was sie am Zielort erwartet. Die Sprachbarrieren, die auch hier ungenügenden Informationssysteme und die nur oberflächliche Betreuung sind ausschlaggebende Gründe dafür, daß fast die Hälfte der Ferntouristen ihren Urlaub an Stränden verbummelt.

Eine weitere Einschränkung wird über die Flugpreise in die Fernreiseländer erfolgen. Selbst im mittleren und im näheren Bereich steigen die Transportkosten erheblich an. Ein weiteres Faktum kommt hinzu: Im Flugtourismus werden die Liniengesellschaften den heute preisgünstigen Charterverkehr immer mehr verdrängen. Die Chance, billig in der Welt herumkommen zu können, wird geringer. Es wird freilich trotzdem auch künftig für elitäre Minderheiten Ferntourismus geben. Aber der Einsatz energiesparender Großflugzeuge hat zur Folge, daß künftig aus Europa nur solche Fernreiseziele angefliegen werden können, die über entsprechende technische und organisatorische Flughafeneinrichtungen verfügen.

Aus dieser Entwicklung kann sich eine gewisse Klassenhierarchie unter den Fernreiseländern ergeben: Hier gut ausgestattete, meist größere und bereits etablierte Ziele, dort kleinere „touristische Habenichtse“. Eine neue Klassenbildung kann es auch bei den Touristen selbst geben. Eine Minderheit wird sich auch in den nächsten Jahrzehnten ihre Reisewünsche voll und teuer erfüllen können. Bei der großen Mehrheit schlägt sich vermutlich die Unausgefülltheit ihrer Berufstätigkeit in wachsender Ratlosigkeit bei der Nutzung der Urlaubszeit nieder. Die Tourismusindustrie von heute allein wird dann nicht mehr genügen, solche gesellschaftlichen Probleme zu lösen. Es geht insgesamt gesehen in Zukunft nicht mehr nur um die technische Zusammenstellung einer Reise, sondern vielmehr um die Lösung von Problemen, die – hier „Macher“, dort „Mitmacher“ – an sich in den Bereich der Sozialpsychologie, auf alle Fälle in den Bereich „soziales Gleichgewicht“ fallen.²

Die Gesamttendenz im Ferntourismus wird also automatisch dafür sorgen, daß die Überforderung der Zielgebiete sich in engeren Grenzen halten wird, als es den Ländern selbst recht sein wird. Am



Eine Gruppe von Sherpa-Kindern in Beding (3693 m). Ihre Zukunft ist – so oder so – in besonderem Maße von der Entwicklung des Tourismus abhängig.

Foto: E. Mahner



wenigsten werden wahrscheinlich die Zielgebiete betroffen, die aktiven Erlebnisurlaub anbieten können; sie können zwar nicht mehr mit nennenswerten Zuwächsen, aber doch mit einer ziemlich konstanten Nachfrage rechnen. Bergwandern und Bergsteigen haben einen festen Stammkundenkreis gefunden, der vielleicht jetzt mit größeren Intervallen die Berge der Welt besucht, aber nicht so empfindlich auf wirtschaftliche Stagnation reagiert, wie der Bade- und Sightseeing-Tourist.

Im Trekkingtourismus hat Nepal die besten Chancen

Angesichts dieser Rahmenbedingungen ist die Frage, welchem Trekkingland die Zukunft gehört, wirklich nicht leicht zu beantworten. Beste Chancen hat zweifellos Nepal, das nicht nur Berge, Menschen und Kultur, sondern auch optimalen Träger- und Sherpa-Service anbieten kann.

Doch auch hier werden Pläne revidiert und Hoffnungen auf Arbeitsplätze, besseres Einkommen und steigende Deviseneinnahmen begraben werden müssen. Schneller und brutaler wird die Forderung von Hermann Warth³, „die Touristenzahlen dürfen nur sehr langsam steigen“, Wirklichkeit werden, nicht als Mittel bewußter Tourismusplanung, sondern als Realität sinkender Chancen der Entwicklungsländer aus dem Teufelskreis von Armut und Bevölkerungswachstum auszubrechen.

Die heute in den Auslastungszahlen der Hotels bereits spürbare Stagnation im Nepaltourismus mag den Tourismuskritikern willkommen sein. Wer nur unsystematische Momentaufnahmen aus einem langfristigen, dynamischen Entwicklungsprozeß betrachtet, dem müssen die Ziele der Tourismusentwicklung und die Wege dazu höchst suspekt erscheinen. Widersprüchlichkeiten, partielle Störungen und Fehlentwicklungen, Teilverluste zugunsten größerer Gewinne in anderen Bereichen werden überinterpretiert und somit nicht richtig bewertet.

Für die Entwicklung Nepals wäre jetzt ein ungestörtes weiteres Wachstum des Tourismussektors äußerst wichtig. Wie sonst könnte die nahezu vollständige Abhängigkeit von der Landwirtschaft mit ihren sehr begrenzten Exportmöglichkeiten verringert werden? Womit soll die rapid steigende Ölrechnung bezahlt werden? Nepal ist heute bereits abhängig von den Deviseneinnahmen aus dem Tourismus, und es hat keine Chance, Einnahmerückgänge aus eigener Kraft auszugleichen.

Devisen, regionale Entwicklung und Arbeitsplätze sind die Ziele der Tourismusplanung

Als Anfang der 70er Jahre die Tourismusentwicklung einer bewußten Planung und Politik unterworfen wurde, waren die langfristigen Ziele zu einem Bündel zusammengeschnürt, das in sich nicht konfliktfrei gestaltet werden konnte. Zu schlecht war die finanzielle Ausgangsposition, zu massiv die wirtschaftliche und politische Bevormundung durch Indien, zu unvorbereitet Menschen und Kultur, zu wenig ausgebildet die Instrumentarien der Politik und Verwaltung.

Doch die Zeit drängte: Wollte man aus dem schnell expandierenden Ferntourismusmarkt die für die allgemeine Entwicklung dringend notwendigen Devisen gewinnen, dann konnte man nicht behutsam anbieten, sondern mußte die negativen Auswirkungen einer schnellen Öffnung für fremde Einflüsse in Kauf nehmen. Unter heutigen Gesichtspunkten muß man dieses Rezept wieder als richtig bezeichnen, auch wenn es zwischenzeitlich zu Recht in Frage gestellt wurde. Die Deviseneinnahmen haben höchste Priorität in der gesamten wirtschaftspolitischen Diskussion.

Alle anderen Ziele mußten demgegenüber zwar auch verfolgt werden, jedoch war zwangsläufig auf mittelfristige Sicht nicht mit spektakulären Erfolgen zu rechnen. Die Belebung der regionalen Entwicklung, um den Migrationsdruck auf die Kathmandu-Region

zu mildern, konnte so schnell nicht einsetzen. Dazu muß sich erst der Trekkingtourismus etablieren, als stabile Erwerbsbasis erweisen.

Arbeitsplätze im Tourismus gibt es zwar ohne großen Investitionsaufwand, jedoch stehen qualifizierte Berufe den Einheimischen erst nach Schulung und Training offen. Deshalb wird in den Anfangszeiten oft das Management von Ausländern gestellt, den Einheimischen bleiben die schlechteren, dienenden Jobs. Eine Momentaufnahme kann hier empörende Strukturen zeigen, doch ist das Bild erst vollständig, wenn die tatsächlichen Entwicklungen sichtbar werden. So bietet der Tourismus in Nepal heute gute und begehrte qualifizierte Arbeitsplätze. Er ist gerade durch die anfänglich relativ hohe Fremdbestimmtheit ein leistungsfähiger und effizienter Wirtschaftsbereich, der gute Gehälter bezahlt: Für den gut geschulten Nepali eine attraktive Alternative zum Staatsbeamtentum.

Wie kaum ein anderer devisenträchtiger Wirtschaftszweig bietet der Tourismus Chancen für das private Unternehmertum – sei es mit Kapital ausgestattet oder nur vom Willen zur Selbständigkeit getragen. War der Nepal-tourismus der Anfangsjahre noch stark von Indien und von Indien aus beherrscht, so konnte sich Nepal durch seine eigenen aktiven Unternehmer in allen Sparten des Tourismusgeschäfts und die ständig wichtiger werdenden Zulieferbetriebe weitgehend selbständig machen.

Die nepalesischen Trekkingagenturen und Reisebüros machen sich gegenseitig schon heftige Konkurrenz, die Produktion und Lieferung von Eiern, Frischfleisch und Gemüse vermindern zunehmend die devisenschluckende Importabhängigkeit in der Versorgung der Touristen, der Trekkingbedarf an Trockenlebensmitteln hat eine eigene Produktion ins Leben gerufen. An vielen Stellen setzen jetzt die in der Tourismusplanung erhofften positiven Effekte ein, die in der weiteren Entwicklung die negativen Begleiterscheinungen aufwiegen und überspielen können. Es dürfte jedoch kaum möglich sein, diese positiven Entwicklungen, die aus einem fremdbestimmten Tourismus zunehmend einen eigenbestimmten gestalten, auf gezielte und bewußte tourismuspolitische Maßnahmen zurückzuführen: Entscheidend war die Einsicht der Bevölkerung in die Chancen, die der Tourismus birgt und die aktive, solide Geschäftstüchtigkeit des nepalesischen Volkes, das solche Chancen bitter nötig hat, um sich aus eigener Kraft vor der drohenden Verelendung zu retten.

Ein akademischer Streit um Chancen und Gefahren?

Geht es also bei der Beurteilung des Tourismus in Entwicklungsländern wie Nepal, des Trekkingtourismus in abgelegene, geschützte Bergregionen um den Streit zwischen ausbeuterischen und oberflächlichen Tourismusstrategien einerseits und den tieferdenkenden, verantwortungsvollen Völkerkonservatoren andererseits? Wobei der eine die positiven, der andere die negativen Effekte hochspielt? Das wäre wohl ein unnützer akademischer Streit, der in vielen Punkten eher aufgrund unterschiedlichen Informationsstandes oder subjektiver Maßstäbe geführt als daß er tatsäch-

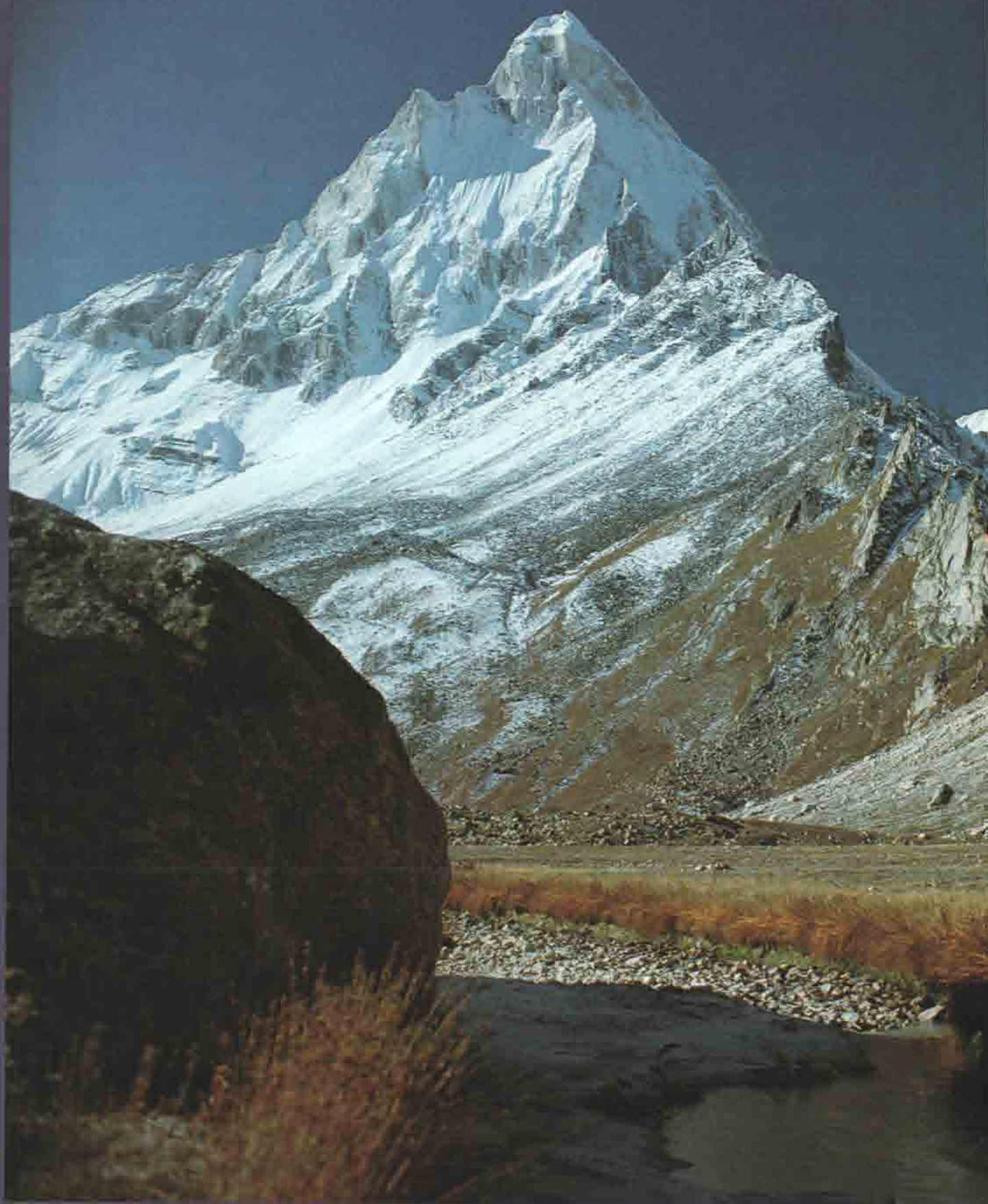
lich um die Frage angemessener Methoden und Mittel zur praktischen Entwicklungshilfe ringen würde.

Unangemessen ist es auf jeden Fall, aufgrund von Momentaufnahmen isolierter Situationen sich zur pauschalen Ablehnung von Entwicklungsprozessen verleiten zu lassen. Sicher bekommt der sensible Tourist und Beobachter schnell das berühmte schlechte touristische Gewissen, das alle Veränderungen (die per se als negativ zu sehen sind) auf den Tourismus als einzige oder auslösende Ursache zurückführt und dabei schlicht übersieht, welchen anderen, massiven Fremdeinflüssen heute die Entwicklungsländer, ihre soziokulturellen Strukturen und ihre Menschen ausgesetzt sind. Da wird mit dem Mehlsieb der Tourismus nach schwarzen Körnern und bösen Einflüssen durchforscht und gleichzeitig übersehen, daß ein florierender Tourismus einen erheblichen Beitrag zum politischen und wirtschaftlichen Überleben leisten kann. Die zunehmende Unabhängigkeit von Indien verdankt Nepal nicht zuletzt seiner Tourismuswirtschaft und die Ausweitungspläne der direkten Flugverbindungen Kathmandu – Japan und China zeigen das wachsende nationale Selbstbewußtsein. Das dürfte wohl mehr Bedeutung haben, als die Verunsicherung durch den westlichen Tourismus, die Hermann Warth⁴ zu der Forderung nach einer „Nepalisierung des Tourismus“ gelangen läßt: Womit er freilich nur eine der wichtigsten qualitativen Zielsetzungen des Entwicklungsplanes wiederholt. Allerdings ist das ein langfristiger Prozeß, der zuerst die kritische Phase der Fremdeinflüsse durchlaufen muß.

Wichtiger als zorniges Mehlsieben und die konservierende Argumentation gegen Entwicklungen, die von den Betroffenen ja durchwegs gut geheißen werden, wenn man auch in der Ablehnung extremer Negativerscheinungen und der Notwendigkeit, denen gegenzusteuern einig ist, wäre doch eine Situationsanalyse, die Erfahrungen mit den bisherigen Entwicklungen auf langfristige Trendercheinungen abklopft, gegebenenfalls Gegenmaßnahmen empfiehlt oder auf einen wahrscheinlichen Selbstregulierungsprozeß der Gesellschaft verweist. Schwach, anfällig sind die Wirtschaftsstrukturen der Entwicklungsländer fast ohne Ausnahme, doch ihre kulturelle Lebenskraft wird nicht so schnell durch einige Monate Touristenboom im Jahr zerstört; der wird leichter verdaut als eine Ölpreissteigerung, gegen die es keine Ausweich- und Abwehrmöglichkeit gibt.

Kritik am Tourismus ohne alternatives Angebot für Entwicklungshilfe schadet nur

Solange keine echte Alternative zum Tourismus als Devisenquelle, Arbeitsplatzerezeuger, Regionalentwicklungsinstrument und Nutzungsmöglichkeit natürlicher Ressourcen ge- oder erfunden wird, muß sich angesichts der lebensbedrohenden Probleme der Entwicklungsländer die Tourismuskritik den Vorwurf der idealistischen Weltverbesserei gefallen lassen, wenn sie nicht sieht, daß Hunger und Hoffnungslosigkeit, Slums und Terror die wahren Kulturzerstörer unserer Zeit sind. Es gibt heute größere Probleme als die vorübergehenden negativen Erscheinungen im touristischen Entwicklungsprozeß. Die Tourismuskritiker sollten nicht allzu zufrieden auf ihre Erfolge zurückblicken:

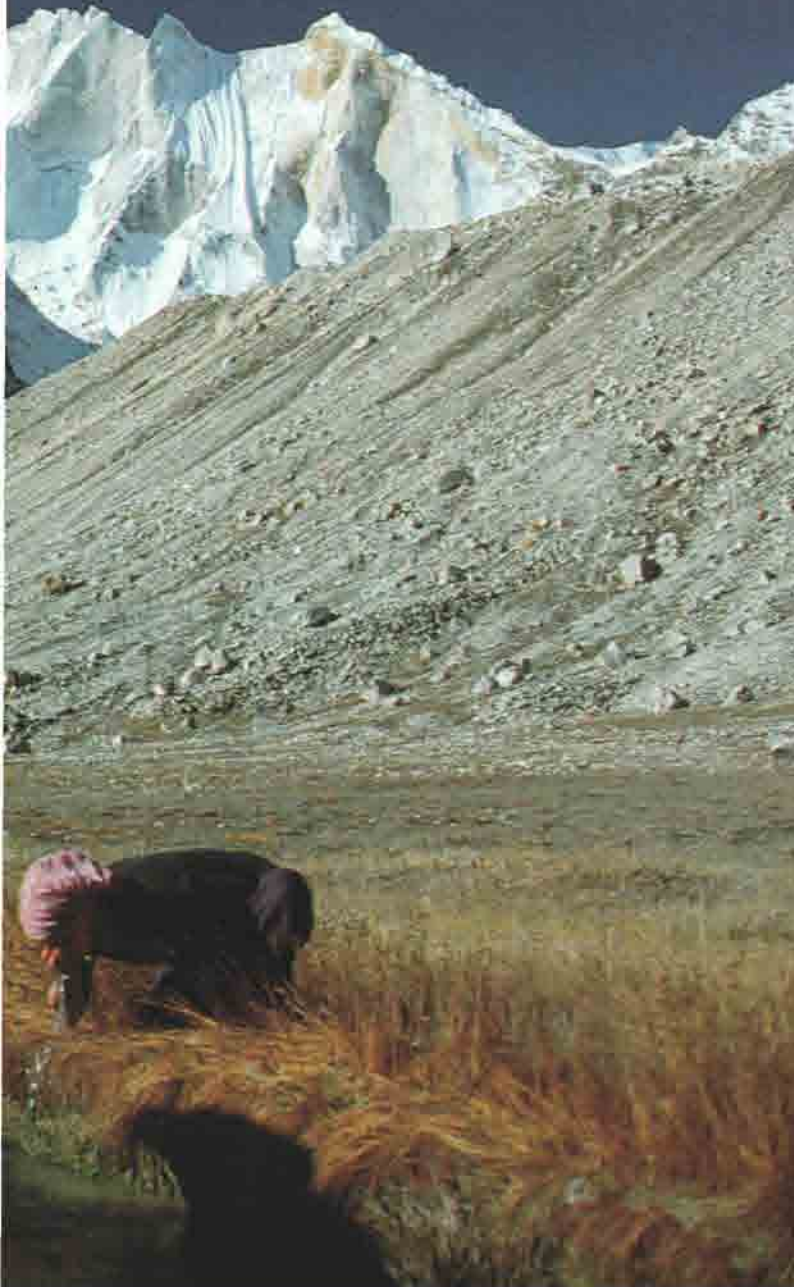


Berge und Kultur

*für die Besucher des Himalaya Faszination
– für seine Bewohner religiöse Wirklichkeit.*

*Links: Zu den Quellen des Ganges zieht es nicht nur viele gläubige Pilger, sondern auch Trekkingtouristen. In der Gangotrigruppe des Garhwal-Himalaya liegen die „heiligsten Bezirke der Götter“. Über dem „Garten der Meditation“ (Tabo van) erhebt sich einer der schönsten Berge der Welt, der 6542 m hohe Shivling.
Unten: Stupa und Gebetsfahnen in Nepal.*

*„Sind die soziokulturellen Störungen wirklich ernsthaft oder sind Tradition, Lebensweise, Familienbindung, Religiosität, Dorfgemeinschaft noch so stark, daß der saisonale Touristenstrom daran vorbeigleitet...?“
Fotos: R. Lindner, J. Winkler (2)*



*Rechts:
Eine Fülle solcher
kunstvoll geschnitzter
Darstellungen bietet das
Kathmandutal dem
Besucher.
Foto:
I. Heiler*

Zweifellos haben sie dazu beigetragen, daß u. a. auch die deutsche Entwicklungshilfe das Thema Tourismus praktisch gestrichen hat – und damit der Einfachheit halber auch jede weitere Unterstützung der mit ihrer Hilfe angekurbelten Tourismusedwicklung. Man überließ es einfach den Ländern, durch die kritische Phase zu steuern, in der kurzfristige negative Einflüsse die langfristigen positiven Möglichkeiten zu blockieren drohen, ohne ihnen Know-how, finanzielle und technische Hilfe und Informationsaustausch anzubieten. Von Verantwortungsbewußtsein kann man hier nicht mehr reden, weder bei den oft inkompetenten Kritikern noch bei den Politikern und Beamten, die auf diese reinfallen und selbst prompt ein schlechtes ferntouristisches Gewissen entwickeln.

Es ist recht schwer, Gegenargumente zu Gehör zu bringen, zu unsicher ist ja noch der Stellenwert von Freizeit und Tourismus in unserem gesellschaftlichen Wertesystem, zu wenig Erfahrung hat man mit dem Wirtschafts-Sektor Tourismus und seinen mittelbaren Auswirkungen, die über die Momentaufnahmen hinausgehen. Die Frage nach den Belastungsgrenzen für Natur, Mensch und Kultur, wieviel Touristeneinheiten pro Kultureinheit pro Saison verkraftet werden können – die Forscher streiten sich noch über die Forschungsmethoden und überlassen einstweilen das Feld den Predigern und Spekulanten.

Wenig zweckmäßig ist es in dieser Debatte mit Statistiken und Daten zu arbeiten – es gibt immer berechtigte Zweifel an ihrer Aussagekraft und auf ein Beispiel gibt es natürlich schnell ein Gegenbeispiel: kennzeichnend für die kritische Phase eines längerfristigen Entwicklungsprozesses. Doch mag eine Zeugenaussage beitragen, diese Momentaufnahmen der Kritiker in neutralem Licht zu sehen: Dr. Shashi Malla⁴ berichtet über den Tourismus in seinem Heimatland Nepal, den er selbst als Reiseleiter und Veranstalter kennengelernt hat. Er glaubt an die langfristige Chance Nepals durch Tourismus, sieht aber auch die Probleme und Fehler – allerdings in dem Bewußtsein, daß es heute keine Alternative zum Tourismus gibt.

Strukturen des heutigen Nepaltourismus

Die wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit von Indien bewegt das Denken der Nepalesen wohl am meisten – dazu bringt der Tourismus, den Nepal selbst kontrolliert, nicht nur die nötigen Devisen, sondern auch die faktische Anerkennung als selbständiges Land, das man von weither besuchen kommt. Tourismus bringt nicht nur Verunsicherung, sondern Selbstbewußtsein! Allerdings ist das dominante Ziel der Deviseneinnahmen nahezu zur fixen Alleinidee für die offizielle Tourismuspolitik geworden – die Wichtigkeit der aktuellen Tagesbilanz verdrängt und verhindert langfristige Strategien der Tourismusverwaltung, sehr zum Ärger anderer Ministerien, die eine Integration der Tourismusedwicklung in die volkswirtschaftlichen Entwicklungspläne fordern. In einem derartigen politischen Spannungsfeld bleibt zwar eine zielgerichtete Politik meist auf der Strecke, aber es zeigt sich doch, daß es genügend Gegner einer ungezügelter Tourismusedwicklung gibt. So wird der nach den Vorstellungen der Nepalesen richtige Pfad schon eingeschlagen werden. Die Anfangsjahre, die einen Großteil der eingenommenen Devisen gleich wieder für touristische Importgüter abfließen ließen, sind vorbei: Über die Hälfte der

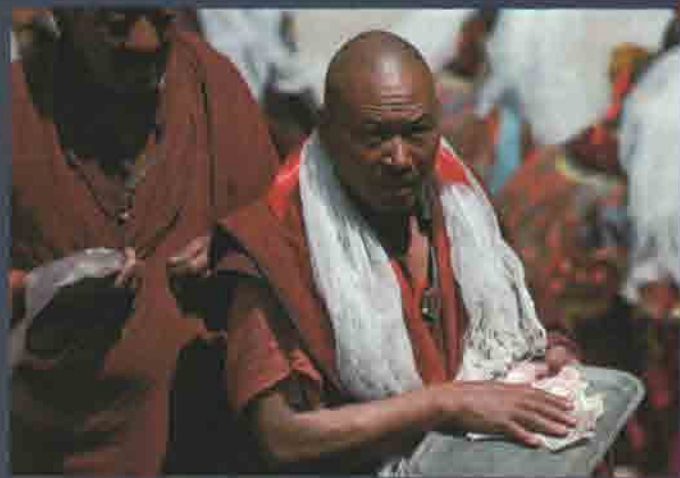
Dollars und D-Marks bleiben effektiv im Land und bilden zusammen mit den Geldern der Entwicklungshilfe ein hübsches Devisenpolster.

Das Zentrum Nepals, der Verwaltung, Wirtschaft und Kultur ist das Tal von Kathmandu, ein Magnet für die abwanderungsbereite Bevölkerung aus ärmeren und abgelegenen Regionen. Einer der wesentlichen Gründe für die Billigung von Trekkingtourismus war die Hoffnung, damit die Erwerbsgrundlagen in den benachteiligten Regionen zu verbessern, um die Abwanderung zu stoppen. Die ersten Erfolge sind spürbar: die regelmäßigen Touristenbesuche im Kali-Gandaki-Tal und in Khumbu brachten für Lodges und Lebensmittelverkäufer recht sichere Zuverdienstmöglichkeiten. Lebensmittel, die sonst den Transport bis nach Kathmandu nicht überstanden hätten, können jetzt produziert und an Ort und Stelle verkauft werden. Das Geschäft ist natürlich auf die Touristensaison Oktober bis Mai begrenzt – ebenso wie die Arbeit fast in der gesamten Tourismuswirtschaft. Doch mußten z. B. die Bauern früher als Träger sich nach Indien verdingen, um außerhalb der Feldarbeitszeit ein Zubrot verdienen zu können.

Für die Förderung der Regionalentwicklung bietet der Trekkingtourismus noch manche Chancen; attraktive Gebiete, wie Mustang, Dolpo, Jumla, sind noch nicht erschlossen, benötigen jedoch dringend Entwicklungsimpulse. Der Tourismus soll dabei in die allgemeinen Entwicklungsmaßnahmen integriert werden, um für die Investitionen in Infrastruktur und Wirtschaftsverbesserungen einen zusätzlichen Nutzen zu bringen. Die Öffnung neuer Regionen hätte auch den Effekt, die heute überstrapazierten Gebiete etwas zu entlasten. Da mag man sich nun streiten, ob damit der touristische Zerstörungsbazillus sich lediglich ungehemmter ausbreiten kann oder ob die Belastung wieder in für alle erträgliche Grenzen zurückgenommen wird. Angesichts der wahrscheinlich stagnierenden Touristenzahlen ist nicht damit zu rechnen, daß zusätzliche Angebote den Touristenstrom nach Nepal erheblich vergrößern, sondern eher zu einer gleichmäßigeren Verteilung im Land führen. Damit könnte sich zwar der Tourismus im Toleranzbereich für Soziokultur und Umwelt bewegen, läge jedoch auch unter der Schwelle, die ihn wirtschaftlich interessant erscheinen läßt: der Regionalentwicklungseffekt würde verpuffen, die Bilanz aus positiven und negativen Einflüssen wäre gerade unter langfristigen Aspekten negativ. Das soll nicht heißen, daß geballter Tourismus immer die beste Lösung ist, wie der kurzfristige Sightseingtourismus im Kathmandu-Tal zeigt. In der langfristigen Planung war ihm die Rolle zugewiesen, für schnelle Deviseneinnahmen zu sorgen und die Propaganda für Nepal weltweit zu steuern, bis sich der Trekkingtourismus als nepalesischer Wirtschaftszweig etabliert hat. Heute zeigt es sich, daß es Zeit für eine Reduzierung der kurzfristigen Besuchermengen wäre, die die Infrastruktur und das tägliche Leben stark belasten. Der Trekkingtourismus ist rentabler.

Welche Touristen in ihrem Gepäck das Kulturerbe Nepals, die Thankas, Bronzarbeiten und Schnitzkunstwerke in alle Welt verschleppen, ist recht ungewiß. Ein erheblicher Teil dieses illegalen Exports geht über die Freunde Nepals, die länger im Land sind als die Touristen, und Zeit und Gelegenheit finden, an die hübschen





Hemisfest in Ladakh

1974 hat die indische Regierung beschlossen, die Provinz Ladakh für den Fremdenverkehr zu öffnen. Das strategisch wichtige Gebiet an der Grenze nach China und Pakistan war 25 Jahre für Reisende und Besucher völlig gesperrt gewesen. Seither erlebt es einen Boom von Touristen, besonders wenn im Juni im Kloster Hemis eines der bekanntesten Feste Ladakhs mit Kostümen, Masken und Tänzen stattfindet. Wie die einheimische Bevölkerung, für die das Fest ja religiösen Charakter hat, die Überzahl der fotografierenden und filmenden Fremden verkraftet, das ist die Frage.

Fotos:
J. Winkler





Ganz oben und links: Die Oase Leh mit der Hauptstadt des wüstenartigen Berglandes Ladakh zählt etwa 9000 Einwohner und liegt auf 3500 m Höhe. Ladakh stand in seiner Geschichte zweimal unter tibetischer Herrschaft, zwischendurch war es ein Königreich, seit 1834 gehört es zu Indien. Buddhistischer Glaube und tibetisches Brauchtum sind jedoch weitgehend bewahrt worden. Der alte Königspalast (links) hat eine Ähnlichkeit mit dem Potala von Lhasa.

Oben rechts: Lamayuru, das älteste Kloster Ladakhs in einer unwirklich anmutenden Umgebung.

Fotos: J. Winkler

Erinnerungsstücke 'ranzukommen. Sind es nicht die gleichen Personen, die über den Ausverkauf Nepals jammern?

Diese Verluste sind weniger sichtbar, aber langfristig doch ein schwerwiegender Punkt in der Störung durch Fremdeinflüsse. Deutlich sichtbar sind die Zerstörungen der gewachsenen Städtebilder durch häßliche, westlerische Neubauten. Das ist allerdings eine weltweite Erscheinung, die man dem Tourismus allein kaum in die Schuhe schieben kann. Vielmehr böte er ja Argumente für die Erhaltung und Restaurierung historischer Bausubstanz als Fotomotiv im Besichtigungsprogramm. Aber da muß wohl leider erst die Zerstörung noch weiter fortgeschritten sein, bevor dieses Argument greift. Wir können gegen diese Modernisierungswelle auch schwer argumentieren, machen wir mit unseren Städten doch die gleichen Fehler. Aber da gab es – finanziert durch die deutsche Entwicklungshilfe – ja das lobenswerte Modellprojekt in Bhaktapur, in der mit alter wiederbelebter Handwerkskunst ein großes Gebäude vor dem totalen Verfall gerettet wurde. Leider blieb es bei diesem Projekt, die erhofften Impulse blieben aus; es wurde auch herzlich wenig dafür getan, durch ein entsprechendes Begleit- und Folgeprogramm den Erhaltungsgedanken zum Leben zu erwecken. Wie so oft erschöpfte sich auch hier die Entwicklungshilfe in Einzelprojekten, die kaum Angelegenheiten des damit beglückten Volkes werden.

Die Tourismuspolitik ist zu wenig effizient

Wirkliche Hilfe leisten kann man nicht mit isolierten Einzelmaßnahmen; das Instrumentarium für Politik und Verwaltung muß mitentwickelt werden durch längerfristige intensive Beratung und Kooperation. Die nepalesische Tourismuspolitik ließ man da leider zu sehr auf sich gestellt, als daß sie heute in der Lage wäre, die Tourismusentwicklung aus der kritischen Phase mit klaren Zielsetzungen und abgestimmten Maßnahmen herauszuführen. Dazu fehlt auch völlig das Instrumentarium zur systematischen Forschung, zur Beobachtung der Auswirkungen des Tourismus, zur Beantwortung folgender Fragen:

- Sind die soziokulturellen Störungen wirklich ernsthaft, oder sind Tradition, Lebensweise, Familienbindung, Religiosität, Dorfgemeinschaft noch so stark, daß der saisonale Touristenstrom daran vorbeigeleitet, ja miteinbezogen wird, ohne daß irgendwelche Kompromisse ihm zuliebe gemacht werden? Sicher gibt es touristische Volkstanzshows in Kathmandu – aber das kulturelle Leben wird dadurch ja nicht berührt.
- Wer gewinnt aus der Tourismusindustrie? Werden nur die Reichen reicher oder entsteht eine neue Unternehmerschicht? Sicher sind die touristischen Großanlagen fest in der Hand der führenden Gesellschaftsschichten, aber im Mittelmanagement und im Kleinunternehmertum erscheinen neue Gesichter.
- Wie groß ist tatsächlich die Umweltzerstörung durch den Trekking- und Expeditionstourismus? Die Müllberge der Großexpeditionen sind ja nicht mehr zu übersehen, aber was stellen die Wandertouristen an? Vernichten die Koch- und Lagerfeuer wertvolle Waldsubstanz oder wird diese Abfallholzverbrennung von Kritikern hochgespielt, die die echten Dimensionen und Ursachen der Umweltgefährdung Nepals nicht sehen?

- Wie entwickelt sich die Einstellung der Nepalesen zu den Touristen? Werden sie als Bedrohung für die Lebensqualität empfunden oder als mittelbare Chance für die jetzige und nächste Generation, ein besseres Leben führen zu können? Besser, nach dem Maßstab der Betroffenen und nicht nach dem der Betrachter?
- Mit welchen Vorstellungen und Erwartungen kommt der Tourist nach Nepal? Sind negative Effekte nur auf seine Gedankenlosigkeit und Uninformiertheit zurückzuführen? Wie könnte also dieses Defizit abgebaut werden?
- Welche Art von Tourismus bringt die meisten Vorteile, welche die meisten Nachteile? Sind es nicht die organisierten Gruppen, die pauschal unter dem Vorwurf des Massentourismus stehen, die gelenkt und geleitet werden können, die sich sensibel – da informiert – zeigen und beitragen, daß sich der Tourismus in Nepal zu einem Wirtschaftszweig ohne schädliche Nebenwirkungen entwickeln wird? Sind es nicht die individuellen Touristen, die, auf Billigtour reisend, die Gastfreundschaft überstrapazieren und im maßlosen Anspruch die geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze des Landes verletzen – gleichzeitig jedoch über die schrecklichen Folgen des Tourismus lamentieren?

Der Fragenkatalog könnte beliebig verlängert werden; jedoch sollten die Antworten nicht nur von außen gegeben werden, da sie zwangsläufig ideologisch gefärbte Momentaufnahmen sein müssen und zu leicht zu völlig verfehlten Rückschlüssen führen.

Tourismus ist Chance für Entwicklungsländer, aber auch für uns

Sicherlich ist die ständige Diskussion über den richtigen Weg einer Tourismusentwicklung notwendig; das einzig gültige und richtige Konzept werden wir vielleicht erst am Ende des touristischen Zeitalters gefunden haben. Doch wenn wir Tourismus als Chance für uns verstehen, die Schönheiten der Welt zu sehen, aus der Vielfalt der Welt zu lernen, und als Chance für viele Entwicklungsländer, sich mit eigenen Mitteln aus dem Teufelskreis der Armut herauszuarbeiten, dann ist es wohl eher angebracht, Kritik in einen größeren Zusammenhang zu stellen, als es heute geschieht. Kritik wäre angebracht an der oft kurzsichtigen Politik unserer Entwicklungshilfe, die Hilfe dort unterläßt, wo sie wirklich notwendig wäre. Sich aus der Tourismusförderung zurückziehen, weil Momentaufnahmen auch wirklich bedenkliche Erscheinungen zeigen, ist recht einfach. Aber der Tourismus existiert dennoch weiter, mit seinen positiven und negativen Seiten. Um seine Chancen zu nutzen, für uns und für die besuchten Länder, und seine Gefahren zu vermeiden, wäre gerade jetzt, in Zeiten stagnierender Nachfrage, konstruktive Hilfe nötiger als destruktive Kritik.

- 1) Walter Welsch, „Die vielen Gesichter des Trekking“ in *Alpinismus*, Nr. 3, 1978
- 2) ADAC, „Freizeit 2000“, Mai 1980 (Seite 19–21)
- 3) Hermann Warth, „Macht dieses Land nicht kaputt!“ in *Alpenvereinsjahrbuch 1980* (Seite 191 ff)
- 4) *Ibid.* (Seite 202–203)
- 5) Dr. Shashi Malla, München; *Alpenvereinsjahrbuch 1975* (Seite 65 ff).

Der lange Grat zum Fang

Osttiroler Himalaya-Expedition 1979/80

Sepp Mayerl



Oben: Sepp Mayerl, der Leiter der beiden Osttiroler Himalaya-Expeditionen 1979 und 1980 zum Fang. Dabei glückte 1980 nicht nur die erste Besteigung dieses sehr schwierigen Berges, sondern in zwei Etappen auch die Begehung seines gesamten Westgrates: Ein höchst außergewöhnliches Unternehmen also, das einmal mehr beweist, daß die herausragenden Ereignisse im Himalaya nicht unbedingt immer die 8000er zum Schauplatz haben.

Für die Vormonsunzeit 1979 erhielt unsere Bergsteigergilde „Alpine Gesellschaft Alpenraute Lienz“ zu ihrem 75jährigen Bestandsjubiläum von der nepalesischen Regierung die Genehmigung zur Erstersteigung des 7647 m hohen Fang.

Der Fang, ein von Fels und Eis strotzender Zahn, bildet die Krone von drei markanten Eisgraten und serakbeladenen Fels-Eiswänden. Er ist der südwestliche Nachbargipfel des Annapurna I, 8095 m, im Nepal-Himalaya.

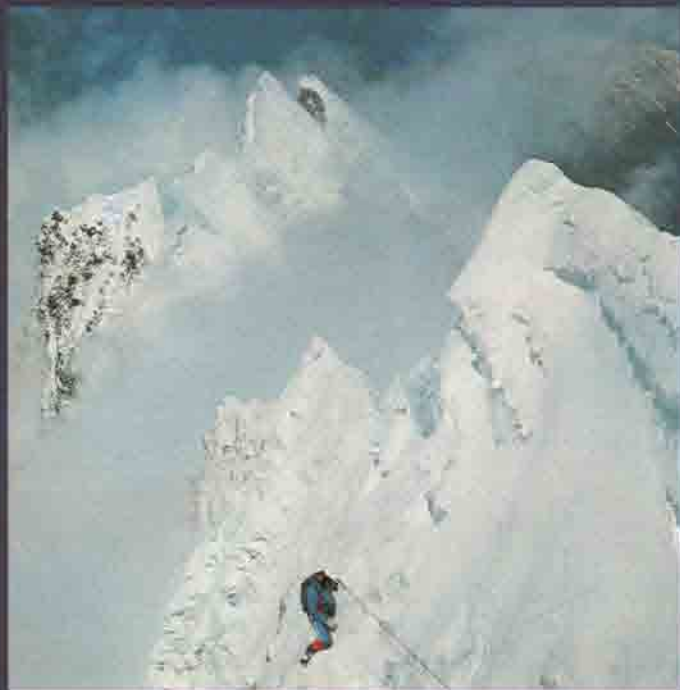
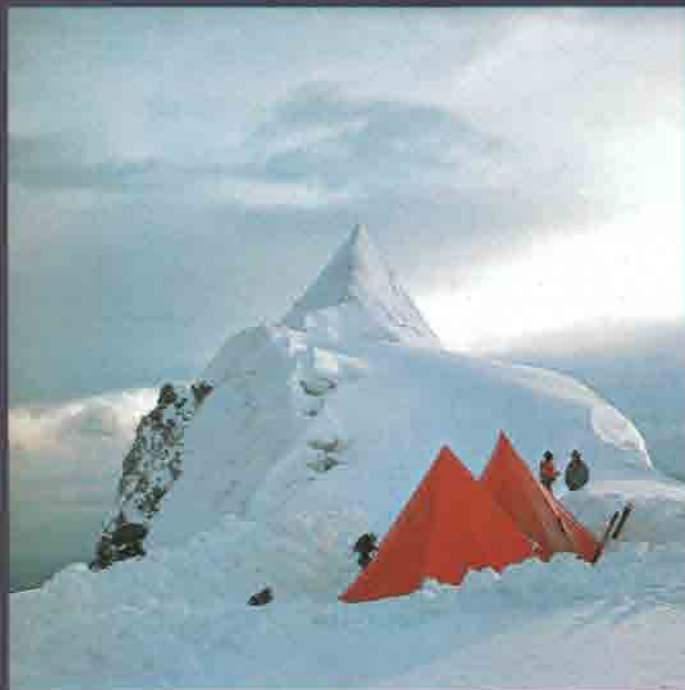
Vom Einstiegskar in 2800 m Meereshöhe stellt sich die direkte Fang-Südwand 4800 m völlig senkrecht auf und ist somit eine der höchsten Wände der Erde.

Der Fang (Giftzahn) wurde zum heißumkämpften Bergsteigerziel und entpuppte sich als harter Brocken. Er widerstand drei Expeditionsunternehmen, die 1975 und 1979 zwei Osttirolern das Leben kosteten. 1975 war es Franz Tegischer als Teilnehmer der Tiroler Akademischen Alpenvereins-Expedition, der durch eine Lawine am Fang-Ostgrat getroffen wurde. In der Vormonsunzeit 1979 setzten wir dann am Westgrat an. Es war ein 3 km langer, spitzer und äußerst exponierter Eisturmgrat von schwindelerregender Ausgesetztheit, eine Route, die in der Himalayachronik ohne Beispiel ist.

Nach vierwöchiger Kletterei stürzte am 2. Mai der 26jährige Bergführer Herbert Obernosterer über die 2000 m hohe Nordwand des Westgrates zu Tode. Unter großem Einsatz bei drohender Gefahr durch abbrechende Eisbarrieren haben wir den Kameraden geborgen und bei Lager I in einem Steingrab beigesetzt. Aus Pietät zum Toten entschlossen wir uns zum Abbruch der Expedition. Trotz allem ließ uns die Faszination dieses Berges nicht los. Wir suchten wieder bei der nepalesischen Regierung um eine Besteigungsgenehmigung an. Im Oktober 1979 kommen dann gleich zwei Botschaften aus dem Königreich Nepal: Die 21köpfige italienische Expedition aus Bologna ist am Fang-Ostgrat gescheitert und für den Klub „Alpenraute Lienz“ wurde für 1980 wieder eine Genehmigung erteilt.

Diesmal startet eine 6-Mann-Gruppe wiederum unter meiner Leitung. Zur Mannschaft gehören: Albert Fellingner, 45, Dr. Bernd Bahner, 38, Oswald Gassler, 33, Hermann Neumair, 29, Sepp Sint, 31, Dr. Jochem Hoyer, 38, (betreute die Mannschaft in der zweiten Hälfte der Expeditionszeit).

Wir verzichten auf die langen Gratquerungen und versuchen über die 2500 m hohe Südwand den Westgrat zu erreichen. Leider muß



Abenteuer am Fang

*Oben links:
Lager II (1980) am
Westgrat auf 5700 m;
im Hintergrund
der Eisturm, der von
der Expedition 1979 über-
schritten wurde.*

*Oben rechts:
Eiskletterei auf
6000 m Höhe.
Rechts: erstes
Gratlager 1979
auf 5600 m.*



*Fotos:
S. Mayerl*



*Oben: Eisquergang in der Nordwand
des großen Westgratturmes (während der Expedition 1979); im Hintergrund,
ca. 5 km entfernt, der Gipfel des Fang.
Derartiges Gelände ist nach Ansicht einiger
Himalaya-Chronisten bis heute wenn je, dann höchst selten im Himalaya
bewältigt worden.*

*Fotos:
S. Mayerl*

Foto: S. Mayerl

dazu das Basislager auf der geringen Höhe von 3500 m am Fuße der Westgrat-Südwand errichtet werden. Um überhaupt zur Wand zu gelangen, ist außerdem ein 300 m hoher Steilabstieg in eine Schlucht zum direkten Einstieg nötig. Die Südwand weist im oberen Teil kombiniertes Eis-Felsgelände und die Schwierigkeiten einer Matterhorn-Nordwand auf. Nach 10 Tagen ist dieses Hindernis genommen und Lager II (erstes Gratlager) auf 5700 m errichtet. 3000 m Seilversicherungen müssen – um eine Begehbarkeit für Sherpas zu erreichen – angebracht werden (wobei im Abstieg die Hälfte der Seile zum freien Abseilen notwendig ist). Mit Steigklemmen hanteln sich fortan die Sherpas zu den Lagern I und II durch die Südwand auf.

Wir ersparen uns trotz dieser nicht erwarteten Schwierigkeiten zwei Wochen Zeit. Im Vorjahr waren 14 Tage Gratquerungen zum sogenannten Toni-Egger-Gedächtnislager an derselben Stelle mit nur 100 m Höhengewinn notwendig gewesen. Von hier setzt sich der Grat noch einmal 2 km mit einer Höhendifferenz von 1950 m zum Gipfel fort.

Die Kletterei zu Lager III über scharfe Eisgratschneiden und steilste Flanken verlangt höchsten Einsatz und Konzentration. Wochenlange Schlechtwetterperioden setzen uns mit täglichen Gewittern und Neuschnee zu. Besonders gefährdet sind wir am exponierten

Grat. Wer sich nicht rechtzeitig vor Beginn eines Gewitters in die schützenden faraday'schen Zeltkäfige retten kann, wird von den Blitzladungen geschockt. Dauergewitter von fünf Stunden mit böenartigen Stürmen strapazieren und behindern uns. Drei Zelte mit extra verstärkten Masten können den Sturmangriffen nicht standhalten.

Am 6. Mai erst können wir auf 6450 m Lager III errichten. Die schwierigsten Teile des Anstieges sind damit geschafft und 4000 m Seilversicherungen angebracht.

Die letzten 1200 Höhenmeter zum Gipfel wollen wir in alpinem Stil wagen. Bevor es dazu kommt, erzwingt freilich das Wetter mit Neuschnee bis zu einem Meter den Rückzug aller Sahibs und Sherpas ins Basislager. Oswald Gassler verletzt sich bei diesem Abstieg. Die Mannschaft wird noch kleiner.

Dienstag, 13. Mai: Nach 4 Tagen erholsamen Basislagerlebens starten wir trotz miesesten Wetters nach Lager I.

Hermann, ich und Sherpaführer Ang Chhoppal, der als Gipfelmann geplant ist, sowie die Spitzensherpa Ang Passang und Nantemba. Auch die Sherpas sind nach den tagelangen Regensitzungen im Basislager stoff und freuen sich, wieder arbeiten zu können. Damit wir beim Aufstieg zu Lager I sicher nicht naß werden, starten wir schon um 7 Uhr früh.

*Rechts die
Route von 1980
mit dem Zugang über
die 2500 m hohe
Westgrat-Südwand.
Der Zugang
vom Basislager zu die-
ser Wand ist ein
Unternehmen für sich –
äußerst exponiertes
und brüchiges
Gelände im Schwierig-
keitsgrad III/IV.*

*Foto:
S. Mayerl*





Auf halber Pfeilerhöhe beginnt auf glitschigem Grund der erste Schnee, der zusehends an Tiefe zunimmt. Wenig ermunternd auch der Anblick bei Lager I. Das Sahibzelt ist verschwunden und das Sherpazelt steht mit geknicktem Mittelmast da. Der feuchte Neuschnee der letzten Tage hat wieder seine Wirkung gezeigt. Im Zeltboden ist 5 cm Wasser unter dem Schnee. Säcke mit angesoffener Daunenkleidung schwimmen im Wasser. Wir flicken mit Skistöcken und Schnüren den Zeltmast.

Bereits zu Mittag bricht schon wieder ein Gewitter los. Gewissermaßen als Entschädigung dafür erleben wir abends den ersten Sonnenuntergang seit zwei Wochen. Ein kleiner Hoffnungsschimmer auf Wetterbesserung kommt in uns auf.

Mittwoch, 14. Mai: Der zu erwartende schwere und tiefverschneite Anstieg über die 1200 m Westgrat-Südwand läßt uns schon um 1/2 6 Uhr starten. Wieder ist es Hermann, der die Schwerarbeit des Spurens übernimmt. In 8 Stunden sind wir im Lager II und auch dort ist das Sahibzelt unter den großen Schneemassen zusammengebrochen. Das Sherpazelt ragt gerade noch mit der Spitze heraus. Fünf Tage war dieses Lager verlassen am Grat. Mit dem mitgebrachten Reservemasten wird das Lager wieder aufgerichtet. Die Sachen am Boden sind hier in der Höhe von 5700 m trocken geblieben, da hier die Schneeschmelze nicht zur Wirkung kommt.

Die Sherpas haben wieder voll zu tun und wir genießen ihre kameradschaftliche Dienstleistung.

Wir hoffen, für den Weiteranstieg zu Lager III über den Grat bessere Verhältnisse anzutreffen. Der viele Neuschnee als Folge von Südströmungen während der letzten Wochen hat am Grat

Schneeverwehungen ansetzen lassen. Die Vormonsun-Niederschläge sind in diesem Jahr weitaus ergiebiger als sonst.

Donnerstag, 15. Mai: Wir starten wiederum zeitig für die dritte Etappe nach Lager III. Heute machen die Sherpas die Vorarbeit, dafür geht es entsprechend langsamer. Eine ganze Stunde suchen wir nach dem Zelt, das von Ossi und mir hinterlegt wurde. Dem Verzagen nahe, finden wir es dann doch unter einer 1 m hohen Neuschneesicht und schaufeln es mit Unterstützung der Sherpas frei. Zu allem Pech bricht uns bei dieser Arbeit auch noch die Schneeschaufel. Um 3 Uhr können wir aber dennoch einziehen. Die armen Sherpas Passang und Natemba steigen noch in der gewittergeladenen Umgebung nach Lager II ab.

Unser Tagesvorhaben, noch zu den letzten Seilverankerungen ca. 150 m oberhalb des Lagers aufzusteigen, lassen wir aus Gründen der Kraftersparnis fallen.

Freitag, 16. Mai: Aufbau von Lager IV.

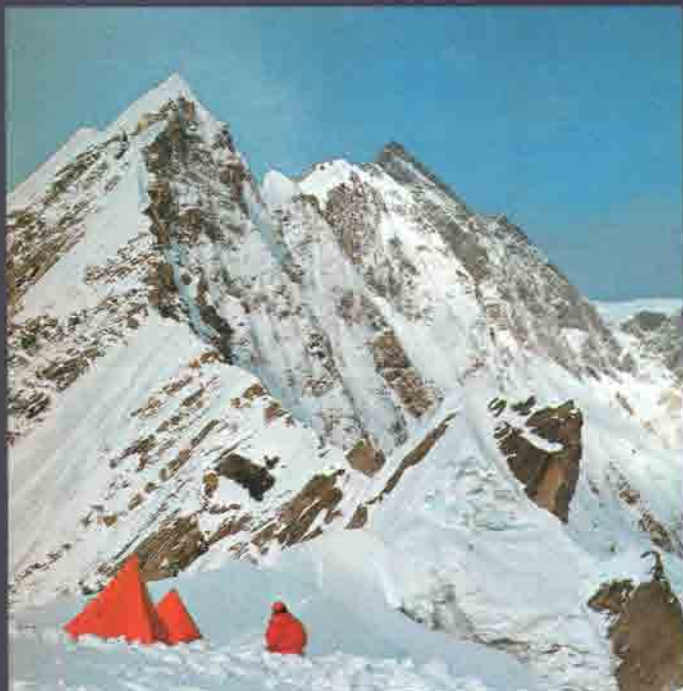
Schon um 1 Uhr nachts läßt Ang Chhoppal den Kocher brennen. 1/2 3 Uhr ist es, als wir im Schein der Stirnlampen aufbrechen. Die Lasten sind wieder schwer mit Lager- und Alpinausrüstung sowie Proviant.

In der Finsternis und durch den Neuschnee suchen wir eine Stunde auf- und abklettern die Versicherungsseile. Wir steigen wie auf Eiern im Lichtkreis der Stirnlampe in den steilen Neuschneeflanken mit dem unheimlichen Gefühl, daß die ganze Leite als Lawine abfährt. Wie Hermann als erster die oberseitige Seilverankerung findet, atmen wir auf.

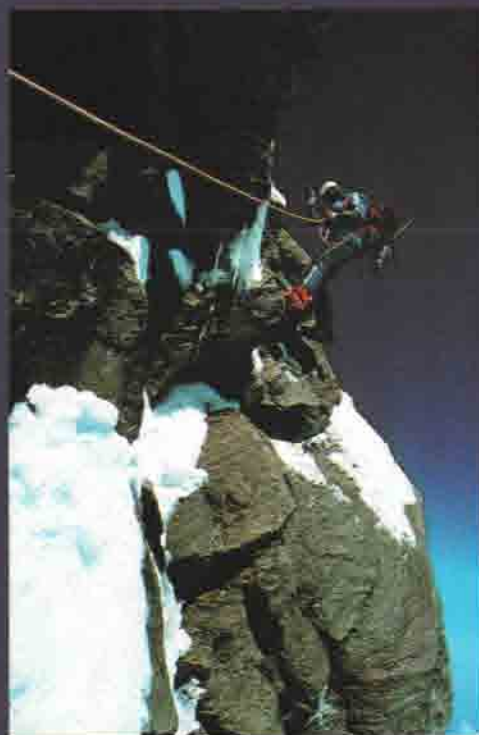
Als wir das letzte Seilende auf ca. 6550 m verlassen, ist es heller Tag.

Zum Gipfel

Rechts: Sherpa
Ang Chhoppal und Sepp
Mayerl auf dem Gipfel
des Fang.
Foto:
Archiv Mayerl



Oben:
Lager II (1980)
am Westgrat;
Blick zum Fang.
Restliche
Gratlänge zum
Gipfel ca. 3 km,
Höhenunterschied
1950 m.
Rechts:
In der West-
grat-Südwand.
Ganz rechts:
Rückblick auf
den ca. 2 km langen
unteren Teil
des Fang-Westgrates,
der 1979
erklettert wurde.



Fotos:
S. Mayerl

1.100 Höhenmeter Neuland vor uns

Nun stehen 1100 Höhenmeter totales Neuland vor uns, dessen Besteigung wir nur im sogenannten Ostalpenstil machen können. Ausrüstung: 60 m Seil, 5 Eishaken, 10 Felshaken, 4 Holzpflocke, je Mann 1 Pickel und 1 Eisbeil.

Geplant ist, den Westgrat, nicht wie zwischen Lager II und III direkt, sondern über die Nordflanken zu umgehen und erst vor dem Gipfelaufbau wieder zu erreichen. Das zu erwartende Gelände muß lt. Foto gehmöglich sein, das große Rätsel ist, wie sich wohl die vielen Neuschneemengen daran ansetzen.

Zuerst leichte, ansteigende Querungen, die in tiefer Spuararbeit gemacht werden müssen. Als Einlage dazwischen kommt eine plattige, felsdurchsetzte Traverse, die mit Seil- und Hakensicherung begangen wird. Anschließend wieder eine Flanke, die unter einem breiten Fels-Eiswall endet. Hier wird die Sicherung mit Doppelseil und 2 Zwischenhaken gemacht.

Hoffentlich werden die Schwierigkeiten nicht größer! Zunehmend steiler werden die anschließenden Flanken. Abwechselnd spuren wir schräg aufwärts im feingriffigen Neuschnee, immer bis über die Knie im Schnee. Die Steilheit nimmt noch zu, besonders bei der letzten Flanke zum Grat mit 55 Grad, und das Spurentreten ist überaus ermüdend.

Beruhigend hingegen der griffige verklettete Schnee der letzten Tage, weil dieser die Lawinengefahr erheblich herabsetzt.

Bittere Nacht und Platzangst im eingeschnittenen Zelt

Um 14 Uhr sind wir ca. 40 m unter dem Grat in der Flanke. Ein kleiner Felsriegel bietet soweit Schutz, daß wir unter den Biwaksäcken das Gewitter mit Schneesturm abwarten. An ein Aussteigen auf den Grat ist nicht zu denken. Das Unwetter steigert sich noch. Nach 1½ Stunden bleibt uns keine andere Wahl, als hier an der Stelle das Lager IV zu errichten. Wir sind auf 7050 m. Mit den Pickeln arbeiten wir ein kleines Plateau aus der Steilfläche und stellen unser Zelt darauf. Mit dem Kletterseil fixieren wir es zum Fels. Beim Beziehen empfinden wir diese Behausung als herrlich. Als wir mit Rucksäcken zu dritt drinnen nur recht und schlecht sitzend Platz haben, vergeht uns die Behaglichkeit. Diese wird im Laufe des Abends bis Mitternacht noch mehr gedrückt, weil es ständig schneit und zwischendurch auch noch blitzt. Die Seitenteile und die Rückwand des Zeltes drückt der Schnee noch stärker ein und die Platzangst nimmt größere Formen an. Die Füße können wir nicht durchstrecken. 30 cm des unteren Zeltrandes hängen über die Bodenkante hinaus. Für den Halt haben wir unten die Eispickel eingerammt. Der Zeltausstieg ist 1,5 m senkrecht tiefer, so daß man in das Zelt klettern muß.

Nach dem Aufhören des Schneefalls um Mitternacht mache ich das Zelt an der Hinterseite von Schnee frei und verankere es neu mit Felshaken. Chhoppal hat so auch wieder etwas mehr Platz zum Kochen. Vom Schlafen konnten wir alle drei nur träumen. Im niederen Zelt, die Kuppel direkt auf unseren Köpfen, ist dicker Rauhreif und ganze Eisschichten lösen sich allseits.

Unter solchen Bedingungen sollen wir uns Kräfte erhalten zum Gipfelgang? Es ist zum Verzweifeln!

Samstag, 17. Mai: Gipfelgang zum Fang

In den letzten Morgenstunden hatten wir mehr aus Erschöpfung im beengten Biwakzelt geschlafen und so den Start erst um ½6 Uhr gemacht. Das Wetter scheint überaus gut geworden zu sein. Unser kurzer Weiterweg zum Grat und darauf folgend ist vom Neuschnee der letzten Tage wenig beeinflusst. Hingegen wären die Flanken heute unmöglich zu begehen. Eine große Neuschneelawine hat über Nacht unseren Aufstiegsweg an den Flanken verwischt.

Hermann, ich und unser vielfach erprobter Sherpaführer Ang Chhoppal, der schon den 8480 m hohen Makalu ohne Sauerstoffhilfe erstieg, sind nun auf dem Weg zum höchsten noch unerstiegenen, selbständigen Gipfel der Erde.

Wir sind für tiefste Temperaturen – es hat minus 30 – und Stürme ausgerüstet. Am Grat angekommen, halten wir uns direkt darauf und gehen immer sichernd. Er ist zum Glück nicht mehr zu exponiert und spitz. Der Sturm heult noch sehr stark von Norden, wobei wir wissen, daß er bei stärkerer Sonneneinstrahlung und bei zunehmender Tagesstunde nachläßt. Um 11 Uhr haben wir den ca. 500 m langen Zick-Zack-Grat hinter uns und sind am Fuße des von allem Anfang problematischen, 300 m hohen, felsigen Gipfelaufbaues.

In der völlig senkrechten Westwand, die von einer steilen Eisrinne aufzieht, finden sich Gott sei Dank schmale Eisrampen, welche ein freies Klettern darin erlauben. Nach 2 Seillängen kombinierter Kletterei löst mich Hermann ab und er kommt mit der nächsten Seillänge schon hinaus auf die markante Süddach-Schneerampe. Unsere Hoffnung wird erst jetzt groß. Bisher war sie es nicht. Wir sind aus den Hauptschwierigkeiten und das Wetter ist uns heute ausnahmsweise gnädig. Es zieht wohl von Norden und Süden Kumuluswolken auf und bildet ein teilweises Wolkenmeer bis auf 7000 m. Die Gipfel der Annapurna Süd, des Nilgiri und Big Wall sind auch niedriger geworden und liegen schon unter uns. Ständig von Nebelschwaden umzogen ist der Zwischengipfel zur Annapurna. Die Annapurna I ist dagegen immer hinter Wolken. Der Aufstieg über das Schneedach zeigt sich als äußerst beschwerlich, Neuschneespararbeit bis zum Bauch. Hermann hält sich dagegen linker Hand an steilen Felsenplatten, so daß es mich wundert, daß es ihn nicht einmal in den 3 Seillängen daneben hinauf in den Tiefschnee wirft. Den Aufstieg hinten nach machen wir immer im Stil „mit Jümar nachsteigen“.

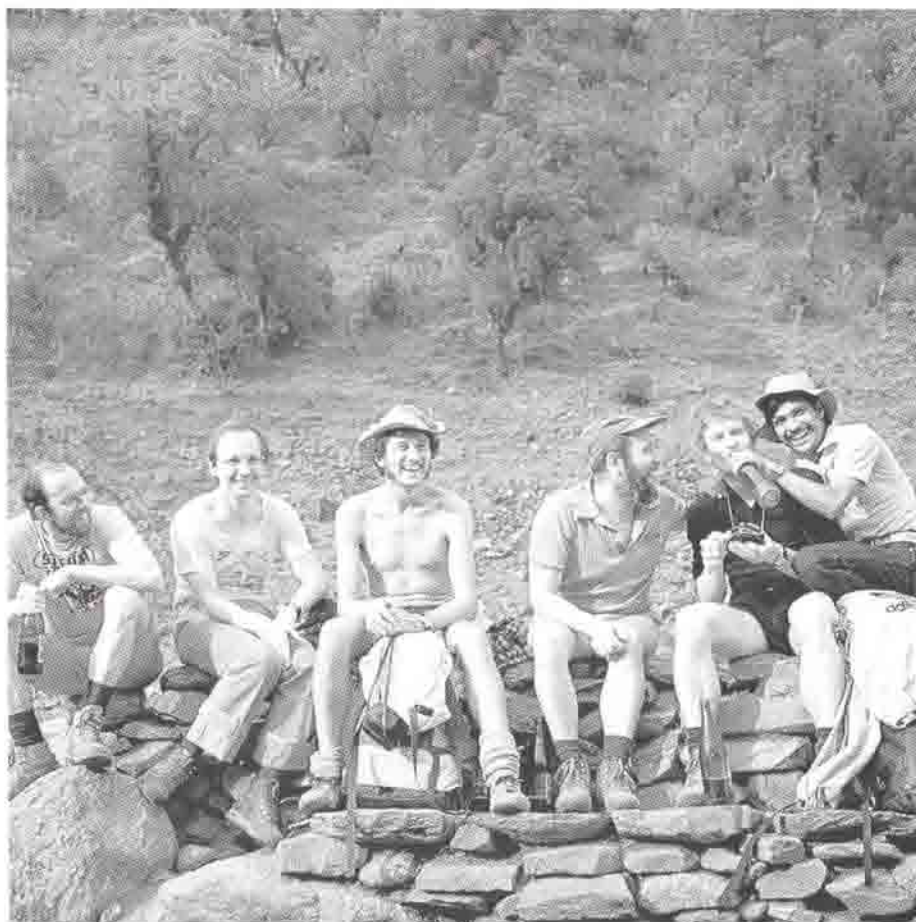
Die Mühen des Fortkommens sind einfach immens. Man möchte sich bei jeder Gelegenheit niedersetzen und rasten. Schon das Aufstehen kostet eine große Überwindung, nicht erst das Gehen. Wir wissen über all die Gefahren einer Übermüdung Bescheid. Vom oberen Dachrand verbindet eine schmale Rampe den Durchstieg zum nördlichen Gipfeldach, das ein kombiniertes Fels-Eisgelände ist. Nach 2 Felsstufen ist es soweit und wir können uns der höchsten Eiskamm-Gipfelerhebung des Fang nähern.

Die Wimpel wehen auf dem Fang

Der Gipfel besteht aus einem ca. 50 m langen ebenmäßigen Eisgrat, wovon wir das Westende betreten. Unsere erwartete Gipfelbegeisterung ist, durch die großen Strapazen und Müdigkeit beeinflusst, bei einem ganz einfachen Händedruck geblieben. Es ist

Rechts: Die Expeditionsmannschaft von 1980; von l.n.r.: Oswald Gassler, Dr. Bernd Bahner, Hermann Neumair, Albert Fellingner, Sepp Sint und Begleitoffizier F. P. Tappa.

Foto:
S. Mayerl



4 Uhr nachmittags. Sitzend binden wir unsere Wimpel an die Pickelschäfte und hissen unsere Fahnen: des Landes Tirol, der „Alpenraute“ Lienz, und die nepalesische Staatsflagge, die Ang Chhoppal aufsetzt. Zum Glück reißt der Nebel kurzzeitig auf, so daß der Blick zum Ostgrat frei wird. Wir sind nicht fähig, zu erleben was man sollte. So viel Entbehrung und Opfer haben uns zum Ziel geführt, aber ganz erreicht muß es erst noch durch den Abstieg werden.

Abstieg in der Dunkelheit: Sepp hatte starken Schutzengel

In 2½ Stunden, um 7 Uhr wird es Nacht und in dieser Höhe bei den Schwierigkeiten kann man nicht weit kommen.

Wir beginnen mit dem Abseilen und man merkt gar nicht, wie schnell die Zeit beim Bau von Abseilvorrichtungen vergeht. Den Abstieg über das Schneedach machen wir direkt und graben uns durch den Schnee. Dann gehts in die Westwand hinab. Ca. 45 m oberhalb der Rinne ist ein Sanduhrstand und ich lasse Hermann und Chhoppal mittels Seilbremse in die Rinne hinunter. Hermann klettert über die Rinne ab und quert zum Aufstiegsgrat hinaus. Ich denke noch, warum ihm Chhoppal nicht folgt. Es dämmt bereits und ich wechsele noch an meiner Stirnlampe die Batterie, dann beginne ich mit Selbstseilrolle meinen Abstieg. Nach 15 m ist das Seil blockiert, während ich direkt an einer überhängenden Felswand pendle. In der verklemmten Lage ziehe ich mit aller Kraft, bis sich Chhoppal meldet. Er hat sich vom Seilende nicht losgemacht und klettert das untere Felsstück wieder zurück herauf. Sein Instinkt läßt ihn nicht loshängen. Auf einer schmalen Leiste treffen wir uns. Ich mache einen neuen Stand mittels Holzpflock und Plathaken, die ich mit einer Reepschnur ausgleichend zusammenhänge und einen Karabiner einhänge. Wieder lasse ich Chhoppal in die Rinne hinunter und ich seile mich an der Karabinersitzbremse nach.

Noch ca. 6 m senkrecht über der Rinne hängend, macht es einen Ruck, ich fliege samt der Abseilverankerung in die harte Rinne und noch einige Meter weiter, bis mich das Seil, dessen Ende Ang Chhoppal mittels langem Pickel tief im harten Firneis verankerte, hält.

Wie ich sehe, daß Kopf und Hände ganz sind, rufe ich Chhoppal zu „all okay, no problem!“ Die Stirnlampe ist auch noch am Kopf, aber der Rucksack ist weg und ich habe nicht die geringste Verletzung oder Schock, wohl aber ist mir sofort bewußt, den besten Schutzengel gehabt zu haben.

Ich schlage eine Stufe und fange an, den Seilsalat zu ordnen und das Seil zusammenzulegen.

Um 22 Uhr erreichen wir das Lager, Hermann erwartet uns schon hart. Erleichtert steigen wir in unser Horstzelt ab, aber das Einschlafen ist unmöglich, wir sind zu müde.

Hermann hat über Funk die erste Mitteilung ins Basislager gemacht. Ang Chhoppal macht wieder Tee und wir verrenken unsere Glieder im kleinen Nest.

Wir sind glücklich, besonders auch darüber, daß es nicht schneit, damit wir morgen den lawinengefährdeten Abstieg zum Lager III sicher machen können.

Sonntag, 18. Mai: Beim Aufbruch am Morgen wie immer blauer Himmel. An der letzten Sicherungsstelle bleibt unser Seil zurück. Ein paar Meter schneide ich noch ab als Souvenir, dann kommen wir wieder zu unserem 4000 m langen Seilfaden, der uns zurückführt ins Basislager.

Wir haben nun den Weg auf den Fang zu Ende geführt. Dieser Gipfel wurde doch schließlich uns Osttirolern durch diese schwierigen, opfervollen Einsätze das größte Geschenk.

Kangchenjunga-Nordwand

Expedition des Sangakudoshikai-Clubs im Vormonsun 1980

Haruichi Kawamura

Mit dem folgenden Beitrag des Japaners Haruichi Kawamura über einen Neuanstieg durch die Nordwand des Kangchenjunga (8598 m) wollen wir fortsetzen, was wir im Jahrbuch '80 begonnen haben. Damals sollte die Schilderung des Ablaufes der erfolgreichen amerikanischen Expedition zum Uli-Biaho-Tower von John Roskelley einen „Blick über den Zaun“ auf das internationale Expeditionsgeschehen vermitteln. Eine führende Rolle in diesem Geschehen spielen neben den Amerikanern, Briten, Polen und Jugoslawen seit Jahren eben die Japaner; die besonders im Himalaya! Eine Erklärung dafür klingt in dem Beitrag Haruichi Kawamuras

mehr aus den Zwischenräumen der Zeilen an: Den ohnehin so reise- und unternehmungslustigen Japanern liegt der Himalaya viel näher vor der eigenen Haustüre als den Europäern. Das erlaubt es eher, zur Vorbereitung von Expeditionen oder wegen notwendiger Verhandlungen mit Behörden „auf einen Sprung“ gewissermaßen mal nach Nepal zu reisen. Dieser Umstand ändert freilich nichts daran, daß die Himalayariesen genauso hoch und schwierig wie für alle anderen Bergsteiger auch für die Japaner bleiben. Ihre Leistungen verdienen deshalb uneingeschränkten Respekt.

d. Red.

Vorspiel

Herbst 1977. Ein Jahr war seit unserer erfolgreichen Durchsteigung der Jannu(7710 m)-Nordwand vergangen. Wir hatten nun Appetit auf einen noch höheren Gipfel bekommen. Jedesmal, wenn ich Nobuyuki Ogawa begegnete, hatten wir uns darüber unterhalten, daß wir als nächstes gern einen Achttausender besteigen würden, auf einer neuen Route, ohne künstlichen Sauerstoff und nur mit kleiner Mannschaft. Aber welcher Achttausender es sein sollte, darüber konnten wir uns lange nicht einigen. Ogawa war fasziniert von der Möglichkeit einer neuen Route im alpinen Stil durch die Annapurna-Südwand, ich wollte zu viert oder fünft die Kangchenjunga-Nordwand durchsteigen. Zur Bekräftigung zeigte ich ihm die Fotos von F. S. Smythe, die ich in seinem Artikel „Kangchenjunga Adventure“ in der Nummer 241 des Alpine Journal entdeckt hatte.

„Die Eiswand bis zum Ausstieg auf den Nordgrat wird sicher sehr schwierig, mit unserer Technik aber sehr wohl möglich sein, und da die Inder auf ihrer Route über den Nordostgrat oberhalb von 7700 Meter schon ihre Spuren gelegt haben, brauchen wir uns keine Sorgen zu machen, und nach unserer Erfahrung werden wir lediglich ein paar Sauerstoffflaschen für den Notfall mitnehmen müssen.“ So versuchte ich ihn zu überzeugen. Aber er meinte: „Dafür genügend Kapital aufzutreiben, wird sehr schwierig sein. Für eine private Gruppe dürfte es leichter sein, eine Annapurna-Expedition zu organisieren.“ Wir kamen zu keinem Ergebnis. Kurze Zeit später jedoch brachte mir Ogawa eine überraschende Nachricht: er hatte mit Konishi gesprochen. Dieser hatte für den Kangchenjunga nicht nur bereits feste Pläne, er hatte auch schon die nötigen Geldgeber so gut wie sicher. Damit war für uns die

Entscheidung gefällt. Sofort setzten wir uns mit Herrn Takahisa, der in Kathmandu lebt, in Verbindung, damit er uns die Genehmigung für den Vormonsun 1979 beschaffen konnte. Aber Doug Scott war uns mit dem Antrag auf Durchsteigung der Nordwand durch eine englische Gruppe zuvorgekommen. Uns blieb nichts übrig, als unser Unternehmen um ein Jahr zu verschieben. Im April 1978 erhielten wir jedoch vom Nepalesischen Ministerium für Tourismus die Antwort, daß für 1980 bereits die Genehmigung zur Besteigung des Kantsch an eine westdeutsche Expedition unter Leitung von Herrligkoffer vergeben worden war. Damit war unser Plan fast schon zum Scheitern verurteilt worden. Konishi, Ogawa und ich überlegten hin und her, was wir machen sollten: um eine Genehmigung für 1981 angehen, oder uns um einen anderen Berg bemühen? Wir sahen, daß wir in Japan zu keiner klaren Entscheidung kommen konnten, deshalb fuhr ich im Juli 1978 nach Kathmandu, um die Lage an Ort und Stelle zu erkunden. Ich sprach also beim Leiter der Bergsteigerabteilung im Ministerium vor und fragte ihn nach den Bedingungen: 1. Ein Berg, eine Expedition ist die Hauptbedingung. 2. In der Umgebung des Kangchenjunga gibt es wenig Träger. Gerade im vergangenen Frühjahr hatten sie große Probleme, weil eine polnische und spanische Expedition gleichzeitig zum Kantsch anmarschiert waren. Die Trägerkosten waren aufgrund der Knappheit um das drei- bis vierfache gestiegen, es war zu Streiks gekommen, die Lebensmittel waren knapp geworden. Daraus hatten sie von der Bergsteigerabteilung die Lehre gezogen, in Zukunft nicht mehr zwei Expeditionen gleichzeitig an den Berg zu lassen. Er schlug uns vor, doch einen anderen Gipfel auszuwählen. Ich ging zurück ins Hotel, um

die Sache in Ruhe zu überlegen. Am nächsten Tag ging ich erneut in die Bergsteigerabteilung und trug dem Leiter unsere Ansicht vor. Ich wies darauf hin, daß schon 1970 am Everest und Annapurna I, 1972 am Manaslu und 1976 am Makalu, insgesamt also viermal, je zwei Expeditionen gleichzeitig die Besteigungsgenehmigung erhalten hatten. Da der Kantsch erst im Vorjahr freigegeben worden war, hatten wir uns nicht vorher um eine Genehmigung dafür bemühen können. Dies bat ich ihn zu berücksichtigen. Ich vergaß nicht zu erwähnen, daß ich bereits zweimal am Janu war und von daher die Gegend schon kenne, Erfahrung mit den dortigen Trägern habe und durch die Dörfer durchgezogen bin. Außerdem würden wir nur acht Tage gemeinsam mit den Deutschen auf dem Anmarsch sein. Es gäbe dort zahlreiche Dörfer, es dürfte also mit der Verpflegung keine Probleme geben, und nach den acht Tagen würden sich unsere Wege sowieso trennen. Ich sagte ihm, daß wir sogar bereit sein würden, zwanzig Tage früher oder später als Herrligkoffers Gruppe loszumarschieren, damit es beim Anmarsch keine Probleme geben würde. Dies erklärte ich ihm mit Hilfe der Karte. Wenn wir unser Versprechen halten und Herrligkoffer einverstanden ist, würden wir unsere Genehmigung bekommen, versprach er uns. Zum Glück sollte Herrligkoffer sowieso in Kürze in Kathmandu zur Vorbereitung seiner Everest-Expedition eintreffen. Dann würde ich das gleich regeln können. Sehr zufrieden kehrte ich in mein Hotel zurück. Aber da es möglich war, daß Herrligkoffer nicht hier eintreffen würde, solange ich noch in Kathmandu war, schrieb ich ihm einen Brief nach Deutschland und hinterließ beim Leiter der Bergsteigerabteilung eine Kopie mit der Bitte um Weitergabe, falls er schon unterwegs sein sollte. Als nächstes sicherte ich uns die Genehmigung für Thamserku und Kantega 1979 und buchte den Everest für 1986. Zurück im Hotel erhielt ich aus Tokyo einen Telefonanruf, daß am Vortag Ogawa gestorben war. Die Todesursache war unklar. Hier im Ausland konnte ich diese Nachricht einfach nicht glauben. So nah waren wir schon der Genehmigung für unsere gemeinsame Unternehmung am Kantsch, er hätte sich sicher sehr darüber gefreut. Und nun dieser große Schock für uns. Ohne die Ankunft Herrligkoffers in Kathmandu abzuwarten, flog ich drei Tage später nach Japan zurück. Von Tokyo aus schrieb ich an den Leiter der Bergsteigerabteilung und an Herrligkoffer und erhielt im Oktober die mündliche Nachricht, daß Herrligkoffer seine Zustimmung gegeben hatte, und zwar durch einen Brief an den Leiter der Bergsteigerabteilung. Und endlich, am 16. Dezember, erhielten wir von Takahisa aus Kathmandu das Telegramm, daß mittlerweile auch die schriftliche Genehmigung vorlag. Das war an dem Tag, als im Ichinokurosawa-Tal am Tanigawa-dake unser Club-Vorsitzender Imano Kazuoshi abstürzte.

Vorbereitung

Von Neujahr ab nahm der Plan immer festere Umrisse an. Im Februar wurde die Mannschaft zusammengestellt. Konishi als Leiter stand fest. Außer ihm sollten noch acht Mann hinzukommen. Aus Kobe war ich dabei, der noch sehr junge Suzuki ebenfalls und Yuta, der Expeditionsteiler von Thamserku und Kantega im Frühjahr. Aber der plötzliche Tod von Ogawa war für uns alle ein großer

Schlag. Es bedurfte großer Bemühungen von Konishi, um die dadurch entstandene Lücke zu schließen.

Konishi legte seinen Plan vor: Durchsteigung der Nordwand ohne Sauerstoffbenützung durch irgendwelche Teilnehmer. (Zu diesem Zeitpunkt hatten zwar Messner, Habeler, Engel und zwei Sherpa den Everest und drei Mann aus Roskelley's Gruppe den K2 ohne Sauerstoff bestiegen, aber dabei waren sie von Expeditionsmitgliedern unterstützt worden, die selbst Sauerstoff benützt hatten. Angesichts dieser Erfahrungen war der Entschluß, daß keiner Sauerstoff – außer im Notfall natürlich – benutzen dürfe, für uns ziemlich radikal.) Die schwierigsten Fragen waren, wie wir uns für eine Höhe von 8600 Meter akklimatisieren und die Eisschlaggefahr in der Serakzone vermeiden können. Dazu kam die für uns schwierige Abmachung mit Herrligkoffer, den Anmarsch nicht gleichzeitig vorzunehmen. Dadurch würden wir am 10. Februar in Dharan Bazar losmarschieren und automatisch Ende Februar im Basislager sein, zu einem Zeitpunkt, wo es für die Besteigung des Berges noch viel zu früh sein würde. Wir würden also einen guten Monat Zeit haben, die wir mit Akklimatisationstouren nutzen wollten. Wir planten, bis in die Gegend von Gunsu zu gehen und dort einige der Vier- und Fünftausender in der Umgebung zu besteigen und anschließend zum Basislager weiterzugehen, um von dort noch weitere Akklimatisationstouren zu einigen Sechstausendern zu unternehmen. Am 1. April wollten wir dann mit der eigentlichen Besteigung beginnen. Es ging darum, gute Kondition aufzubauen, um ohne Verzögerung dann an die Durchsteigung heranzugehen und eine gute Chance für die Besteigung des Achtausenders zu haben.

Noch in Japan erfuhren wir dann von der Besteigung des Nordgrates ohne Sauerstoff durch Doug Scott, Joe Tasker und Peter Boardman. Für uns war das natürlich ein großer Schock, aber zugleich mußten wir anerkennen, daß sie mit dieser Besteigung eine ganz außergewöhnliche Leistung vollbracht hatten. Im Juli kam Tasker zu einer Vortragstournee nach Japan und konnte mit uns am Mitsutoge (150 m hohe Felswand 100 km südwestlich von Tokyo, Anm. d. Übers.) klettern. Dadurch bekamen wir einen guten Kontakt mit ihm. Er zeigte uns Fotos vom Kantsch und gab uns eine Menge nützlicher Informationen, aber das wichtigste war, daß wir sahen, daß seine körperliche Leistungsfähigkeit offenbar nicht größer als die unsere war. Das machte uns zusätzlich Mut. Im Herbst liefen die Vorbereitungen auf Hochtouren. Fast täglich sprachen wir bei verschiedenen Zeitungs- und Rundfunkgesellschaften vor. Eine Stiftung zur Veranstaltung von Autorennen und die Firma ... sagten finanzielle Unterstützung zu.

Die Gesamtkosten würden schätzungsweise 200 000 DM betragen, jeder Teilnehmer müßte selbst 10 000 DM aufbringen. Einer von uns acht, Yuta, war von seinen am Kantega erlittenen Verletzungen noch nicht ganz wiederhergestellt, auch bei Ishibashi war aufgrund von Verletzungen die Teilnahme fraglich, es sah jedenfalls so aus, daß wir am Ende nur zu siebt sein würden.

Im November bin ich dann noch einmal nach Nepal gefahren, um verschiedene Dinge zu organisieren: die Genehmigungen für die Besteigungen der Akklimatisationsgipfel mußten eingeholt werden, ich wollte die Anmarschrouten erkunden, die Sherpa kennenlernen, mit dem Agenten Kontakt aufnehmen, für die Presse Sau-

erstoff beschaffen und Hotelbetten reservieren. In der Bergsteigerabteilung traf ich zufällig Reinhold Messner, der mir auch noch nützliche Ratschläge und Informationen geben konnte. Dem Leiter der Abteilung gegenüber betonten wir gemeinsam, daß die Serakzone in etwa 6000 Meter Höhe sehr gefährlich sei und daß wir wirklich nur völlig unbekannte Gipfel zur Vorbereitung besteigen wollten. Daraufhin haben wir die Genehmigung zur Besteigung von einigen Sechstausendern als Konditionstour erhalten. Als Sirdar konnten wir Ang Purba gewinnen, der auch bei den Engländern diese Funktion ausgeübt hatte, dazu elf weitere Sherpas. Als Agent verpflichteten wir die von dem Engländer Mike Cheney geleitete Sherpa-Cooperative, mit der wir ein sehr gutes Verhältnis hatten. Ich kehrte nach Japan zurück und half beim Zusammenstellen der Kleidung, Ausrüstung und Verpflegung mit. Mit dem Sammeln und Verpacken verging schnell ein weiterer Monat. Am Ende waren es 1,5 Tonnen Material, das wir per Luftfracht von Japan aus nach Nepal schickten. Als Vorhut sollten Sakashita und Suzuki bereits am 5. Januar nach Kathmandu vorausfliegen, und am 2. Februar Konishi, Fukada, Omiya, Sakano (Arzt) und ich mit 3 Presseleuten folgen. Damit würde die Expedition beginnen.

Der Weg zur Nordwand

Am Morgen des 11. Februar brachen wir mit zwei gecharterten Bussen und Lastwagen nach Dharan Bazar auf. Am 14. Februar begannen wir mit 190 Trägern den zweiwöchigen Anmarsch. Es war noch ziemlich winterlich. Auf den Graten in 3000 Meter Höhe war es kalt, morgens und abends konnten wir nicht ohne Daunenjacke auskommen. Im Lichte der Morgensonne leuchteten Makalu und Chamlang zu uns herüber, in der Ferne sahen wir Kangchenjunga und Jannu. Auf diese marschierten wir nun zu. Ohne Zwischenfälle erreichten wir am 27. Februar Gunsä, das letzte Dorf auf dem Weg zum Berg. Zum Ausrasten und für Trainingstouren blieben wir zwei Tage dort. Es schneite täglich, und überhaupt war die ganze Umgebung noch sehr winterlich.

Am 1. März zogen wir zur Akklimatisation für drei Tage zum 4800 m hohen Nango La, am 5. März brachen wir zur nächsten, zehntägigen Trainingstour in Richtung Kangbachen und Jannu-Basislager zusammen mit den Trägern aus Gunsä auf. Dann kehrten wir nach Lhonak zurück und errichteten dort für mehrere Tage unser Lager. Zur Verbesserung unserer Kondition und Akklimatisation unternahmen wir von dort aus weitere Touren auf unbekannte Gipfel. Nach der Besteigung eines Sechstausenders machten wir am 13. März einen Tagesausflug nach Pangpema, wo wir das Basislager errichten wollten.

Als wir die Nordwand des Kangchenjunga zum ersten Mal mit eigenen Augen sahen, wirkte sie, weil sie weit hinten am Ende des Tales stand, bei weitem nicht so beeindruckend wie die des Jannu, als wir vor vier Jahren zum ersten Mal in seine Nähe kamen. Aber dieser 8598 m hohe Berg machte dennoch einen großen Eindruck auf uns. Die zu erwartenden technischen Schwierigkeiten schienen nicht allzu groß zu werden; mit dem starken Gefühl, daß wir in der Lage sein würden, diese Wand ohne Sauerstoff zu durchsteigen, kehrten wir nach Gunsä zurück.

Am 18. März brachen wir in Gunsä auf, übernachteten einmal in

Kangbachen und errichteten am 19. März in 5100 m Höhe in Pangpema das Basislager. Zum Training wollten wir von dort aus zum 6500 m hohen Nepal Gap aufsteigen, aber unsere Besteigungsambitionen wurden von heftigen Stürmen erstickt. Am 27. März zogen wir uns aus 5450 Meter Höhe aufgrund großer Kälte wieder ins Basislager zurück und besprachen dort das weitere Vorgehen. Das war jedenfalls für uns nicht das richtige Training. Daher beschlossen wir, am 29. März die Durchsteigung der Nordwand zu beginnen. Wir sechs Teilnehmer (ohne den Leiter Konishi) wurden in drei Paare aufgeteilt. Unser Programm war: je drei Tage arbeiten und drei Tage ausruhen. Konishi würde je nach Bedarf hin- und herpendeln. Die Schlüsselstellen des Anstieges schienen das ab 6000 Meter beginnende „Eisgebäude“ und das darüber befindliche „Felsband“ zu sein. Diese Wandstufen würden wir mit Fixseilen versehen müssen. Die Lager 1 bis 4 wollten wir über die gesamte 3000 Meter hohe Flanke verteilen, und zwar so, daß sie jeweils auf flacheren Schneefeldern errichtet werden sollten. Oberhalb von Lager 4 wollten wir auf der Route der Engländer den Gipfel über West-Sattel und Südwestgrat (Yalung-Gletscher-Seite) erreichen.

Das „Eisgebäude“

Konishi und einige Sherpas erkundeten den Wegverlauf zum Lager 1 und fanden eine günstige Route, auf der Fukada und Sakano gleich nach deren Rückkehr zur weiteren Akklimatisation zum Lager 1 aufstiegen. Ihnen folgten die beiden Paare Kawamura – Omiya und Sakashita – Suzuki, um die weitere Route vorzubereiten. Ohne Schwierigkeiten querten wir die Moräne und erreichten nach eineinhalbstündigem Marsch über den Gletscher einen Eisfall. Im Zickzack durchstiegen wir ihn Stufe für Stufe. Wie offene Münder sahen die Gletscherspalten aus, an denen wir auf dem Schneefeld oberhalb des Eisbruches vorbeigingen und wir gelangten zum Eisbruch unterhalb Lager 1. Über unseren Köpfen hingen absturzbereite Seraks. Schließlich erreichen wir ein großes Schneefeld, auf dem wir das Lager 1 errichten wollten. Der Anstieg bis dort hinauf war wegen der noch mangelhaften Akklimatisation sehr anstrengend. Von dort aus war uns noch unklar, wie wir durch das über dem Lager ansetzende „Eisgebäude“ die beste Route durchlegen sollten.

Nach einem zwei Tage andauernden Schneesturm zogen Fukada, Sakano und drei Sherpas am 1. April los, um das Lager 1 auszubauen und die Route für den nächsten Tag vorzubereiten. Der Platz war relativ sicher vor Lawinen und Steinschlag. Am 2. April begannen sie mit der Arbeit in der eigentlichen Nordwand, mit der Route durch das „Eisgebäude“, einem etwa 300 Meter hohen Gletscherabbruch. Dieses steile „Eisgebäude“ baute sich gewaltig über uns auf. Der Anblick der weit entfernten großen Berge Makalu, Lhotse, Everest wirkte auf uns beruhigend. Große Eisblöcke lagen zu Füßen des Abbruchs herum, kein schönes Gefühl, daran zu denken, daß wir in deren Falllinie aufsteigen sollten. Aber wir konnten keine bessere Route ausmachen. Wir überwandten den Bergschrund und durchstiegen eine zehn Meter hohe Schneewand, an die sich eine gut 70° steile, fünf Meter hohe Eiswand anschloß. Darauf folgte ein etwa 150 Meter hohes schräg nach links geneig-

Foto:
Doug Scott

tes, bis zu 50° steiles Schneecouloir, das die erste Mannschaft zunächst bis zu einer großen Terrasse verfolgte. Von diesem ziemlich sicheren Platz aus gingen Fukada und Sakano die 70–80° steile Eiswand, die sich darüber erhob, schrägt rechts mit Doppelaxttechnik 50 Meter hinauf. An dem Tag kamen sie nicht mehr weiter.

Die nächsten drei Tage arbeitete Fukadas Gruppe weiter an der Route, hinzu kam meine Seilschaft, die mithelfen und sich akklimatisieren sollte. Auch die Gruppe von Sakashita sollte ins Lager 1 aufsteigen. Da Fukada jedoch schneeblind wurde, übernahm Sakano mit meiner Gruppe die weitere Routenvorbereitung. Wir stiegen mit Hilfe von Jümars bis zum höchsten am Vortag erreichten Punkt auf und querten von dort aus in der etwa 80° steilen Eiswand mit Eisbeil und Hammer in den Händen und festem Einsetzen der Steigeisen 40 Meter schräg nach links oben. Zwischen unseren Füßen hindurch sahen wir unten den Beginn des Abbruches und stellten mit gutem Gefühl fest, daß wir schon ein gutes Stück Höhe geschafft hatten. Wir querten dreißig Meter nach rechts zu einer Schneebrücke und erreichten nach fünfzig Metern Anstieg nach links das 1. Schneefeld, auf dem wir Lager 2 errichteten. Eine breite Spalte bereitete uns etwas Sorgen, aber ansonsten gab es keine Probleme. Am 4. April kam Fukada mit seiner Gruppe und dem Sirdar zum Lager 2 herauf. Sakashitas und meine Gruppe hackten entlang der durch Fixseile gesicherten Route durch das „Eisgebäude“ große Stufen ins Eis. Das war eine sehr anstrengende Arbeit, da es sehr schwierig war, in der fast senkrechten Eiswand mit dem Eisbeil überhaupt Stufen zu schlagen. Aber wir wurden damit in einem Tag fertig. Inzwischen baute Fukadas Gruppe Lager 2 aus; einen Tag später stiegen sie zum Basislager ab. Zur Akklimatisaton stiegen nun die beiden anderen Gruppen zum Lager 2 auf. Wir sahen die Eistrümmer am Fuß des „Eisgebäudes“ und bekamen es mit der Angst zu tun. Die Route war so nicht sicher genug. Wir mußten nach einer Alternative suchen. Auf Dauer war die Route zu gefährlich. Wir seilten uns an und stiegen hinauf. Schließlich erreichten wir das ruhige 1. Schneefeld, das wir in einer halben Stunde durchstiegen, überquerten eine Schneebrücke und gelangten nach einer etwa fünfzehn Meter hohen Wandstufe zu dem Platz des Lager 2, das durch eine Eiswand geschützt war. Das Lager stand auf 6500 Meter Höhe. Beim Abstieg verlegten Sakashita und Suzuki aus Sicherheitsgründen den unteren Teil der Route nach links. Im Verlauf von fünf Tagen war also die Route zum Lager 2 und das Lager selbst eingerichtet.

Das Felsband

Zu Beginn unseres Nordwanddurchstieges hatten wir stürmisches, aber klares Wetter. Unser Rotationsprinzip funktionierte problemlos. Alle waren ihrer Aufgabe gewachsen. Ab dem 8. April begannen wir die Route zum geplanten Lager 3 vorzubereiten. Fünf Tage benötigten wir für die Durchsteigung und Versicherung des etwa 200 Meter hohen Felsbandes, des schwierigsten Abschnittes der gesamten Nordwandroute. Von unten sah es so einfach aus, aber die Route im kombinierten Gelände wurde sehr verwickelt durch zahlreiche Querungen. Konishi stieg mit Sherpas zum Beginn des Felsbandes und legte dort ein Ausrüstungsdepot an. Als nächste kam meine Gruppe, wir arbeiteten am 9. und 10.

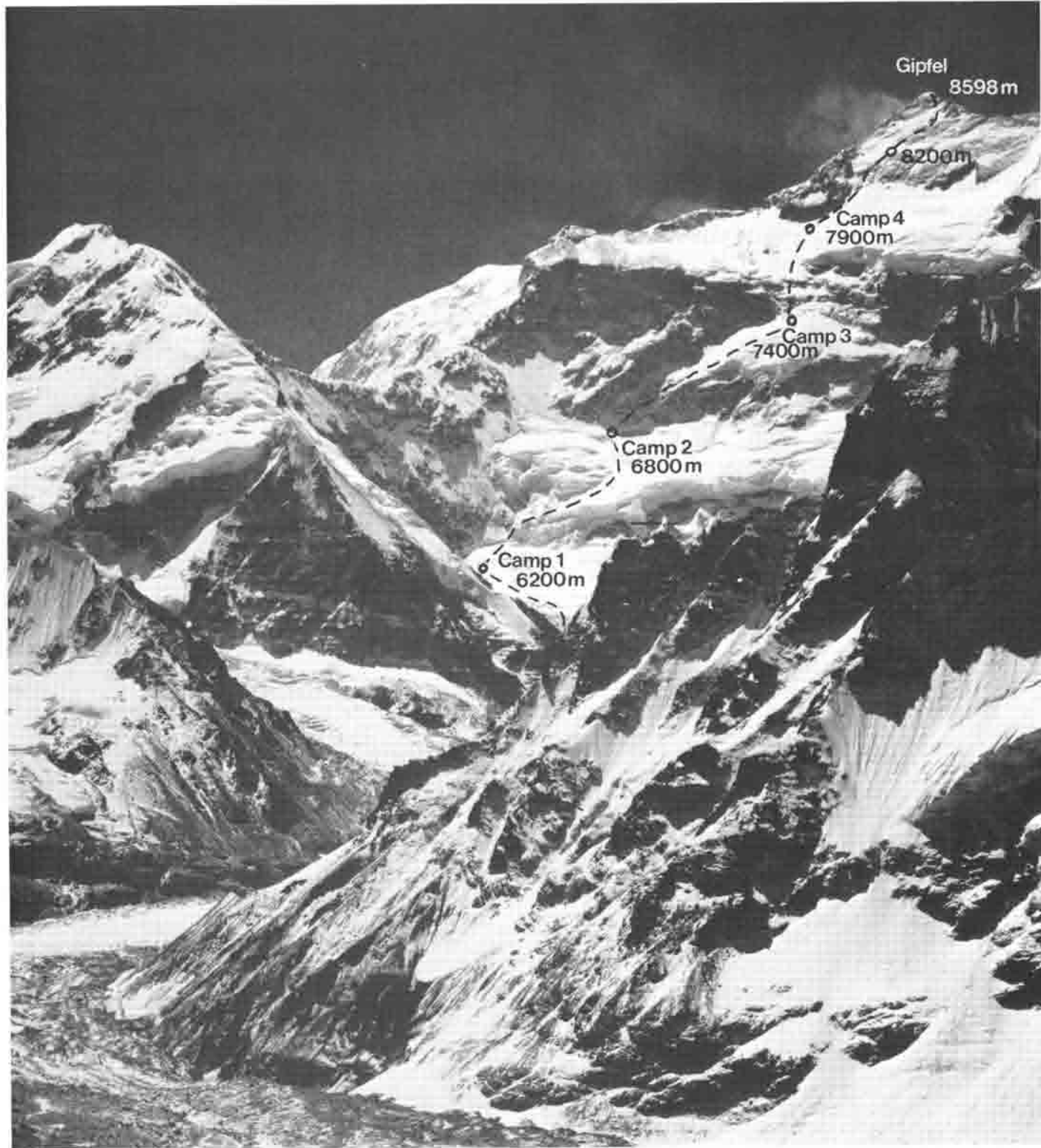
April am Felsband, kamen aber nur langsam voran. An einem Tag schafften wir nicht mehr, als zwei, drei Seillängen zu versichern. Über eine kleine Eiswand führte der Weg zunächst 70 Meter nach links, dann in kombiniertem 80° steilem Gelände zwei Seillängen schräg nach rechts, meist in Doppelaxttechnik, bis zu einer Eisterasse. In den nächsten beiden Tagen durchstiegen die Seilschaften von Fukada und Sakashita den oberen Teil des plattigen Geländes sowie eine Eiswand und erreichten das 2. Schneefeld. Anschließend hackten sie auch hier wieder Stufen ins Eis, um den Sherpas einen möglichst sicheren Auf- und Abstiegsweg zu schaffen. Diese Arbeit und die vollständige Seilversicherung beanspruchte drei weitere Tage. Am 16. April versicherten Konishi und Fukadas Seilschaft den Rest bis zum geplanten Platz für das Lager 3 in 7300 Meter Höhe. Einen Tag später wurde Lager 3 errichtet. Alle Mitglieder bewiesen gute Kondition, keiner hatte Anzeichen von Höhenkrankheit. In einer so kleinen Gruppe wie der unseren hätte sich der Ausfall nur eines Mitgliedes schon sehr nachteilig auswirken können, weil dadurch unser gesamter Rhythmus durcheinandergekommen wäre. Daher hat sich jeder um den andern gekümmert.

Das letzte Lager

Am 21. April befanden sich alle zum Ausruhen im Basislager, wo wir das weitere Vorgehen diskutierten. Da in jedem Lager nur eine begrenzte Anzahl von Personen Platz hatte, mußten wir den Plan sorgfältig durchdenken. Die Seilschaft Sakashita brach am 26. April in Richtung auf das geplante Lager 4 auf und versicherte vier Seillängen bis zum Beginn der nächsten Felsstufe. War es unten fast windstill gewesen, wehte hier oben, in etwa 7600 Meter Höhe ein sehr kalter Wind, der das Gefühl aus den Gliedern trieb. Wir fühlten uns sehr unwohl, mußten aber die Route weiter vorantreiben. Wegen mangelnder Akklimatisierung fiel uns das Steigen in der Höhe sehr schwer. Mühsam stiegen wir Schritt für Schritt weiter.

Am 26. April wollte meine Seilschaft den Ort des Lager 4 in 7900 Meter Höhe erreichen, kam aber wegen des starken Sturmes von 30 Meter Windgeschwindigkeit nur fünf Seillängen höher und kehrte nach Erreichen von 7700 Meter Höhe ganz schnell wieder um. Einen Tag später erkämpften sich Konishi und die Seilschaft Sakashita durch den Sturm den Weg zum geplanten Lager 4. Eigentlich hatten wir geplant, an dieser Stelle wie die Engländer im Vorjahr eine Schneehöhle zu graben. Aber es gab keinen geeigneten Platz dafür. So blieb uns nichts anderes übrig als stattdessen ein Zelt aufzustellen, nachdem eine darüber befindliche kurze Eiswand vom Schnee befreit wurde.

Da sich das Wetter zusehends verschlechterte, stiegen alle Teilnehmer wieder bis ins Basislager hinunter. Einen Tag später wurde jedoch das Wetter wieder sehr gut, darum stieg Ang Purba mit drei Sherpas von Lager 3 ins Lager 4, um dort zwei weitere Zelte aufzustellen und Ausrüstung zu deponieren. Im Basislager besprachen wir derweil wieder das weitere Vorgehen. Wir lösten die bisherigen Seilschaften auf und stellten neue zusammen. Die erste Gruppe bildeten Fukada und ich, Sakashita und Suzuki, sowie der Sirdar Ang Purba, die zweite Gruppe Konishi, Omiya, Sa-



kano und Pemba Tsering. Zur Akklimatisation stieg die erste Gruppe am 5./6. Mai zum Lager 4 auf und dann wieder ins Basislager hinab. Ebenso verfuhr die zweite Gruppe am 7./8. Mai. Im Basislager versammelten wir uns dann wieder für drei Tage und ruhten uns aus. Langsam ging die Durchsteigung ihrem Ende zu. Am 10. Mai arbeiteten wir den Plan für die Gipfelbesteigung aus. Danach sollte die erste Gruppe am nächsten Tag vom Basislager aus in Richtung Gipfel aufbrechen und diesen drei Tage später, also

am 14. Mai erreichen. Die zweite Gruppe sollte am 13. Mai folgen und den Gipfel am 17. zu erreichen versuchen. Ideal wäre natürlich, wenn wir die Gipfelangriffe ohne zeitliche Verzögerung an zwei aufeinanderfolgenden Tagen vornehmen könnten, aber die Zahl der Zelte in Lager 4 zwang uns zu diesem Vorgehen. Es war uns klar, daß es zu hart sein würde, vom Lager 4 aus zum Gipfel auf- und zum Lager 3 wieder abzustei-gen, auch zeitlich würde es zu knapp werden.

Der Gipfel

Am 13. Mai stieg die erste Gruppe zum Lager 4 auf. Das Wetter war sehr gut, ein herrliches Abendrot, das die Berge rosa verfärbte, verhiess für den kommenden Tag gutes Wetter. Erstmals übernachteten wir in 7900 Meter Höhe, hatten aber guten Appetit und keine Kopfschmerzen. So sahen wir dem nächsten Tag eigentlich ohne Angst und voller Zutrauen entgegen, aber dennoch konnten wir vor Aufregung kaum schlafen. Schon um ein Uhr standen wir auf und begannen mit den Vorbereitungen. Der Himmel über den Zelten war sternenübersät. Um 4 Uhr 30, als die Berge des Himalaya das erste Licht empfingen, brachen Sakashita, Suzuki und Ang Purba als erste auf. Eine halbe Stunde später folgten Fukada und ich. Jeder hatte im Rucksack etwa zehn Kilo Ausrüstung eingepackt. Weil wir bis zur Dunkelheit das Lager 4 wieder erreichen wollten, nahmen wir keine Zelte mit. Von Lager 4 stiegen wir schräg rechts über eine Eisflanke in Richtung auf die Gipfelfelsen. Unterhalb dieser gelangten wir über ein Schneefeld zu einem Schneecouloir. Dort, wohin die Morgensonne nicht gelangen konnte, war es furchtbar kalt. Trotz Doppel- und Überschuh schmerzten unsere Zehen vor Kälte. Nach vierzig Metern im Couloir kamen wir zu einem Felsabsatz. Von dort versicherten wir für den Rückweg das restliche Couloir auf einer Länge von 270 Metern mit einem 6 mm-Seil.

Was wir an Ausrüstung nicht benötigten, deponierten wir und machten uns an den Aufstieg durch die große Schneeflanke. Wir nahmen nun das gegenüber dem Seil leichtere 1-inch-Nylonband für den restlichen Anstieg im Rucksack mit. Das Spuren im knietiefen Schnee bis zum Westsattel war sehr lang und anstrengend. Vom Couloir bis zur Hälfte des Schneefeldes war unsere Kondition noch recht gut, aber unsere Schritte wurden nun deutlich langsamer, wir mußten längere Pausen einlegen. Beim Spuren wechselten wir uns alle 40 bis 80 Meter ab, zielten stets in Richtung auf den Westsattel. Der Atem ging schwer, unsere Füße wurden so müde, daß wir immer wieder stehenbleiben mußten, um genügend Luft zu holen. Anfangs gingen wir immer zwanzig Schritte auf einmal und blieben dann stehen, doch kurz vor dem Westsattel (8450 m) schafften wir nicht mehr als fünf Schritte auf einmal.

An der steilen Schneewand unter dem Sattel übernahm Fukada die Führung und wir erreichten um 14 Uhr den Schnee Grat des Sattels. Eine Anzahl von Gratzacken auf dem Grat zum Gipfel erschienen uns nicht besteigbar. Wir stiegen unterhalb des Grates auf der Yalung-Seite über kombiniertes Gelände auf und gelangten zu kleinen Felszacken unter einem großen Felsturm. Wieviel Seillängen wir bis dahin gegangen waren, weiß ich nicht, aber wir brauchten etwa eineinhalb Stunden dafür. Wir sammelten uns alle an dieser Stelle und beratschlagten, was wir tun sollten: das Wetter hatte sich sehr verschlechtert, wir waren inmitten eines Schneesturmes. Wir nahmen Funkverbindung zum Basislager auf und teilten mit, daß wir weiter zum Gipfel gehen wollten. Beim Rasten ging der Atem leicht, aber sowie wir anfangen uns weiterzubewegen, wurde er schwer, wir mußten mit den Schultern nachhelfen. Einmal mußten wir von einem kleinen Gratzacken durch einen Kamin ab- und über eine Schneewand wieder ansteigen. Ich stieg voraus, überwand einige Felsstufen im III. bis IV. Schwie-

rigkeitsgrad und stieg schließlich nach einem kurzen Kamin auf ein breites Schneefeld aus. Darüber gab es nichts mehr. Die Uhr zeigte 16 Uhr 15. Nun brauchten wir nicht mehr höherzusteigen, wir hatten es geschafft. Wir waren sehr, sehr froh, rammten die Pickel tief in den Schnee, befestigten das Nylonband daran und warteten auf die andern. Suzuki, Sakashita und Fukada tauchten kurz nacheinander auf. Wir schüttelten einander die Hände und dachten an Ogawa. Wäre er jetzt bei uns, alles wäre noch schöner, unsere Freude wäre noch tiefer gewesen. Auf dem Gipfel schneite es, so konnten wir nur Yalung Kang, Mittel- und Südgipfel zwischen den Wolken erkennen. Eine halbe Stunde später kam auch Ang Purba mit der fünf Kilo schweren 16mm-Kamera. Wir meldeten uns mit freudigen Stimmen über Funk im Basislager und machten Aufnahmen mit der Filmkamera. Um 17 Uhr verließen wir den Gipfel. Beim Abstieg wurde es dunkel und wir mußten im Licht der Stirnlampen weitergehen, das war anstrengender als beim Aufstieg. Als wir die beiden Zelte des Lager 4 um 19 Uhr 50 betraten, legten wir uns sofort zum Schlafen nieder.

Entsprechend unserem Plan erfolgte die zweite Besteigung am 17. Mai. Um 3 Uhr 30 brachen Konishi, Omiya, Sakano und Pemba Tsering von Lager 4 auf, zum Spuren ging noch Dawa Norbu mit. Die fünf Männer mußten sich durch den am Vortag gefallenen Neuschnee wühlen, sie konnten ja nicht von den Spuren der ersten Gruppe profitieren. In dem knietiefen Schnee war das eine sehr anstrengende Arbeit. Aber dank der unheimlichen Kondition und Kraft von Dawa Norbu wurde sie viel erträglicher, denn er spürte bis 8400 Meter Höhe. Aber Konishi mußte umkehren: er hatte ein Schmerzmittel nicht vertragen und mußte sich mehrfach übergeben. Allein stieg er zum Lager 4 zurück (was ihm in seiner außergewöhnlich erfolgreichen Laufbahn vorher nie passiert war, Anm. d. Übers.). Die vier andern stiegen weiter und erreichten den Gipfel um 17 Uhr 30, hoch über einem weiten Wolkenmeer. Unterwegs, am Westsattel, hatten sie eine Sauerstoffflasche gefunden, die sicher von der Herrligkoffer-Expedition stammte. Von der Yalung-Seite waren ein Teilnehmer und zwei Sherpa am Vortag auf den Gipfel gestiegen. Außerdem förderten sie einen Schneehäring aus dem Schnee des Gipfels zu Tage, der von der indischen Expedition, die 1977 aus Sikkim über den Nordostgrat angestiegen war, stammen mußte.

Vom 18. Mai an räumten wir pausenlos das Material vom Berg, jedes Lager wurde abgebaut. Sakashita und ich mußten einige Male bis auf 7100 m aufsteigen und vom oberen Ende des Felsbandes Seile, Haken, usw. nach unten schaffen. Was wir nicht heruntertransportieren konnten, versenkten wir in Gletscherspalten. Es war Mitternacht des 20. Mai, als wir mit unserer Arbeit am Berg fertig waren.

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung aus IWA TO YUKI No 77; Oktober 1980. Aus dem Japanischen übersetzt von Sakae und Martin Lutterjohann

Anmerkung:

Japaner vermeiden gern das Wort „Ich“. So schrieb der Autor meist von sich in der dritten Person. In der Übersetzung verwendeten wir jedoch einheitlich die persönliche Aussage.

Alpinismus international

Bedeutende Unternehmungen 1980

Chronik von Toni Hiebeler

Im AV-Jahrbuch 1980 (97–108) hat sich Toni Hiebeler, Bearbeiter des INTERNATIONALEN BERGARCHIV (IBA), mit einer „Übersicht“ des bergsteigerischen Geschehens in aller Welt vorgestellt. Hier erscheint erstmals eine umfassende Chronik als erstes konkretes IBA-Produkt. Die Chronik soll in den nachfolgenden AV-Jahrbuch-Bänden fortgesetzt werden und nach bestimmten Zeitabschnitten als Sammelwerk erscheinen.

Ein Chronist und damit das IBA sind auf Mitarbeiter und möglichst viele Quellen angewiesen.

Der DAV bittet alle alpinistischen Verbände, Vereine und Clubs sowie alle Bergsteiger, auch wenn sie nicht organisiert sind, zum

weiteren Gelingen dieser Arbeit beizutragen: mit Informationsberichten über Expeditionen oder private Bergbesteigungen, über neue Bestimmungen, veränderte Verkehrsbedingungen – kurz über alles, was für Bergsteiger in den jeweiligen Gebieten als wissenschaftlich wertvoll erscheint. Adresse: INTERNATIONALES BERGARCHIV, Deutscher Alpenverein, Praterinsel 5, D-8000 München 22, Tel. 0 89/29 30 86, Telex: 5-22 282.

Prof. Dr. Walter Welsch

Beauftragter des DAV für Auslandsbergfahrten

Chronik

Die Reihenfolge der Berichterstattung entspricht dem Namen-Alphabet der Kontinente, deren Gebirge und Gruppen, sofern es über sie etwas zu berichten gibt, wiederum geografisch unterteilt sind. Der Berichtszeitraum erfaßt das Kalenderjahr 1980. Aus Platzgründen konnten nur erfolgreiche Unternehmungen berücksichtigt werden. Informationen über wichtige Besteigungsversuche befinden sich im IBA.

Dank:

Zum Entstehen der Chronik 1980 haben maßgeblich beigetragen H. Adams Carter, Chefredakteur des American Alpine Journal, Milton/USA; Mike J. Cheney, Direktor der Sherpa-Cooperative, Kathmandu; Miss Elisabeth Hawley, Kathmandu, und Jozéf Nyka, Chefredakteur von „Taternik“, Warschau.

Ihnen bin ich zu tiefem Dank verpflichtet. Freundschaftlicher Dank gilt nachstehenden Berichterstatteuren, die ebenfalls mit Informationen und Kurzberichten in selbstloser Weise wertvoll mitgearbeitet haben (alphabetisch): José Manuel Becena, Mexiko; Tony Bernos, Frankreich; Ilio De Biasi, Cencenighe/Belluno; Conrad Bianchi, Barcelona; Peter Boardman, Leysin; Ramon Bramona i Rams, Barcelona; Ostilio Campese, Caltrano/Vicenza; Ricard Cots, Manresa; Major Patrick A. Cullinan, Australien; Kurt Diemberger, Salzburg; Max Eiselin, Luzern; Ralph Esser, Herzogenrath; Wolfgang Faschinger, Neukirchen; Richard Feichtner, Kaprun; Luis Fraga,

Barcelona; Ludwig Greißl, München; Kamal K. Guha, Indien; Günther Haltermann, Madrid; Gustav Harder, München; Karl-Heinz Hauer, München; Tomaz Jamnik, Ljubljana; Udo Knittel, Garmisch-Partenkirchen; Masatsugu Konishi, Japan; Ferdinand A. Kropf, Moskau; Sepp Mayerl, Lienz; Ruedi Meier, Cormondrèche/Schweiz; Georg Mezger, München; Paul A. Moores, Canada; Fritz Moravec, Wien; Ronald Naar, Utrecht; Bernd Neubauer, Aalen; Jiří Novak, Kladno/ČSSR; Galen Rowell, USA; Walter Sachatonscek, Linz; Franci Savenc, Ljubljana; Matthias Schube, Gmund; Doug Scott, Großbritannien; Michael Searle, Großbritannien; Heinz Steinkötter, Trient; Günter Sturm, München; Guido Tonella, Genf; Albert Vinzens, Chur; Jürgen Winkler, Penzberg; Günter Wörner, Singen.

Toni Hiebeler

Abkürzungen:

AAJ	American Alpine Journal
AS	Alpinismus
BdW	Berge der Welt
Bgst	Der Bergsteiger
DA	Die Alpen
DAV	Deutscher Alpenverein
HH	Himalayan Handbook
IBA	Internationales Bergarchiv
ÖAZ	Österreichische Alpenzeitung
SAC	Schweizer Alpen-Club

AFRIKA

Hoher Atlas

Afella-Ostwand

Das „Polnische Couloir“ (500 m, V-) erhielt im April 1980 seine dritte Begehung und zugleich erste Alleinbegehung durch den Spanier Luis Fraga in knapp einer Stunde.

Tiskin-Nordostcouloir

Erste Alleinbegehung des 800 m hohen Nordostcouloirs (V+) im März 1980 durch den Spanier Luis Fraga in nur 2 1/2 Stunden Kletterzeit.

Djebel Bou Lghlal, 2744 m

Erste Begehung des 600 m hohen NW-Pfeilers im Frühjahr 1980 durch die Franzosen R. Bar, P. und B. Ciron, B. Foucher, J.-P. Lesert und S. Pedel; guter Fels, V, V+, A2.

Sahara-Atlas

Dyurdura

Ungewöhnliche Unternehmungen im Februar 1980 durch den italienischen Alleingänger Ilio De Biasio aus Cencenighe (Belluno) am Dyurdura-Massiv, das sich ca. 200 km südlich von Algier befindet, unweit des Ortes Bouyrâ. De Biasio eröffnete elf Anstiege im Schwierigkeitsgrad IV bis V+ mit Felshöhen von 200 bis 800 m.

Kenya

Mount Kenya, Batian, 5199 m

Eine neue Direktroute in der Diamantwand eröffneten Anfang 1980 eine französische Seilschaft unter M. A. Gallego in drei Tagen; Einzelheiten unbekannt. Einige der schwierigsten (von mehr als 60) Anstiege wurden ohne Fortbewegungshilfen („Rotpunkt“, bzw. „af“) begangen.

AMERIKA (Nord)

Alaska

Mount McKinley, 6193 m

Nordamerikas höchster Berg, oft auch als „kältester Berg der Erde“ bezeichnet, soll wieder seinen alten indianischen Namen **Denali** (= Der Große, der Hohe) zugesprochen bekommen. Denali wurde bekanntlich 1896 während des Wahlkampfes in den USA zu Ehren von William McKinley, der 1897 Präsident geworden war, umbenannt. Der frühere „Mount McKinley Nationalpark“ (gegründet 1917) heißt heute bereits Denali Nationalpark.

Alpinistisch herausragend ist die im Juni 1980 von den Tschechen Michal Orolin, Vladimir Petrick, Daniel Bakoš und dem Engländer Philip Jounson eröffnete neue Direktroute durch die 2500 m hohe Südwand vom östlichen Kahiltna-Gletscher aus. Der Anstieg verläuft zwischen der Amerikanischen Direkten und dem Südpfeiler.

Zwei Besteigungen des Berges glückten Anfang Juni 1980 der vom DAV unterstützten „Werdenfeller-McKinley-Expedition“ unter Udo Knittel auf der Normalroute West Buttress. Künftige Mount-McKinley-Bergsteiger sollten sich mit der ungewöhnlichen Sturmgefahr des Berges auseinandersetzen.

Zur Vorsorge empfiehlt es sich, über Funk mit den rund um die Uhr besetzten Wetterstationen Anchorage, Fairbanks und McGrath Verbindung aufzunehmen. Ferner sollte genügend Ausrüstung (Nahrungsmittel,

Brennmaterial, Kocher, Schlafsäcke, Schneeschaukel) mitgeführt werden, um ca. eine Woche lang einen Sturm in einer Schneehöhle abwarten zu können (Zelte halten diesem höllischen Wetter nicht stand!).

Mount Hunter, 4443 m

Am rund 14 km südwestlich des Mount McKinley aufragenden Berg glückte Anfang Juli 1980 endlich die Erstbegehung des fast 2500 m hohen, oft versuchten Nordpfeilers vom südöstlichen Kahiltna-Gletscher aus. Die erfolgreiche Seilschaft bestand aus Billy Ireland (Nordirland) und Ulf Björnberg (Schweden). Erste Winterbegehung der Nordwand (G. Lowe, M. Kennedy 19.–24.6.1977) im Januar 1980 durch Gary Bocard, Verr Tejas und Paul Denkewalter; zweifellos eines der härtesten Unternehmungen des letzten Alaska-Jahres.

Kahiltna Peak West, 3912 m

Die beiden Kahiltna Peaks (Ostgipfel 4097 m) befinden sich nur 7 km südwestlich des Mount McKinley und werden im Norden, Süden und Westen von drei verschiedenen Kahiltna-Gletschern flankiert. Erste Begehung der 1200 m hohen Nordwand, die vorwiegend aus Eis besteht und im nordöstlichen Kahiltna-Gletscher fußt, am 12. Juni 1980 durch die Deutschen Udo Knittel und Engelbert Breyer. Anschließend wurde der fast 2 km lange Verbindungsgrat zum Ostgipfel und sein anschließender, 2,5 km langer Nordostgrat erstmals überschritten, um über dessen Nordflanke wieder zum Skidepot am eigentlichen Wandfuß zu gelangen. Die Nordwand hat eine Steilheit von durchschnittlich 55° (viele Seracs); der überschrittene Grat bot Schwierigkeiten III–IV (kombiniert). Es herrschten schlechte Verhältnisse, das Unternehmen dauerte 17 Stunden. Udo Knittel und Engelbert Breyer waren Teilnehmer der vierköpfigen, vom DAV unterstützten „Werdenfeller-McKinley-Expedition“.

Rooster Comb, 3102 m

Der „Hahnenkamm“ ist ein sechsgipfelter, von Süd nach Nord ziehender Grat 5,5 km östlich des Mount Huntington; die Erstbesteigung des NO-Gipfels (2950 m) glückte am 2.–3.8.1971 einer französischen Expedition unter Bernard Amy nach härtester Eisarbeit über die 1200 m hohe Nordostwand (AAJ 1972, 51–55). Erste Begehung der Nordwestwand im Juni 1980 durch eine Expedition unter Leigh Andersen.

Mount Huntington, 3730 m

Der Berg befindet sich etwa 24 km südöstlich des McKinley und hat vier ausgeprägte Grate und Flanken.

Erste Begehung einer neuen Route durch die etwa 1600 m hohe Südostwand im Mai 1980 durch die Briten Roger Mear und Stephen Bell. Die sehr steile und vorwiegend felsige Wand fußt im schwierig zugänglichen Gletscherkessel zwischen Huntington und Rooster Comb. Zweite Begehung des 1600 m hohen Südostpfeilers (1. Beg. 9.7.1978 J. Kaelin, K. Meneghin, G. Randall und A. Thuermer) im Juni 1980 durch Jay Kerr und Scott Woolums; die Pfeilerföhre weist bedeutende Eisschwierigkeiten auf und endet etwa 300 m unterhalb des Gipfels am Südgrat, der von Kerr-Woolums 1979 erstbegangen wurde. Die Erstbesteigung des Berges glückte 1964 einer französischen Expedition unter Lionel Terray.

Mount Logan, 6050 m

Nachtrag 1979: Im Juli bestieg eine vierköpfige österreichische Gruppe den Mount-Logan-Ostgipfel (ca. 5950 m), Wrangel-Kette, über den sehr schwierigen, 4000 m hohen und 12 km langen Ostgrat. Es war die neunte Begehung insgesamt, außerdem die erste im alpinen Stil ohne feste Hochlager und die erste europäische. Die Teilnehmer waren die Brüder Herbert, Richard, Wolfgang und Bernhard Feichtner.

Am 15.7.1979 um 21.00 Uhr wurde der Gipfel von allen vieren erreicht.

Anschließend besuchten sie noch die kanadischen Rocky Mountains, wobei sie den 3954 m hohen Mount Robson über den „Emperor Ridge“ bestiegen. Auch dieser schwierige und gefährliche Grat wird nur ein oder zweimal im Jahr begangen.

AMERIKA (Süd)

Anden

Die 7500 km lange Andenkette von Venezuela bis Feuerland erfreut sich von Saison zu Saison größerer Beliebtheit, denn Bergreisen in Südamerika sind durchschnittlich unvergleichlich problemloser als zum Beispiel in Indien oder Pakistan.

Die Reihenfolge der behandelnden Gebiete entspricht der bisherigen Chronik-Tradition von Nord nach Süd.

Kolumbien

Sierra Nevada del Cocuy

Im Februar-März 1980 war eine achtköpfige Gruppe des Polski Klub Górski unter Zdzisław Kozłowski in der Sierra Nevada del Cocuy tätig. Der Mannschaft glückten sieben neue Fels- und Eisanstiege, u.a.: **Pan de Azúcar** (5085 m) – Nordostpfeiler (500 m, IV–V); D. Naszyński, P. Nowacki und der Kolumbianer J. P. Ruiz, 12.2.1980.

Concavo (5174 m) über die westliche Nordwand (800 m, III–IV); D. Naszyński und P. Nowacki, 16.2.1980.

Pico Blanco (5000 m) Westpfeiler (800 m, III–IV); M. Malatyński, A. Pietraszek und A. Sobolewski, 5.3.1980.

Ritacuba Negro (5226 m) Ostpfeiler (500 m, V+); D. Naszyński und J. Olszewski, 5.–6.3.1980.

Castillo (5120 m) Nordwestpfeiler (800 m, IV–V); M. Malatyński, A. Pietraszek und A. Sobolewski, 7.3.1980.

Größtes bergsteigerisches Problem in dieser Gruppe dürfte die 1000 m hohe Ritacuba-Negro-Nordwand sein.

Sierra Nevada de Santa Marta

Drei Teilnehmer der polnischen Teilnehmergruppe (siehe oben) besuchten im Anschluß an die Sierra Nevada del Cocuy auch noch die Santa Marta. Es wurden vier Gipfel auf unschwierigen Routen bestiegen. P. Nowacki und J. Olszewski machten einen Abstecher zum Nordgipfel (Pico Norte, 5240 m) des **Nevalo del Huila**, der am 24. März 1980 auf einer neuen Route durch die 1000 Meter hohe Westflanke (III) erstiegen wurde.

Ecuador

Obispo, 5319 (5404?) m

Der Obispo (Bischof), ein Felsberg, Hauptgipfel der Altar-Gruppe in der Cordillera Oriental östlich von Riobamba; 1. Best. 7.7.1963 durch die Italiener F. Gaspard, M. Tremonti und C. Zardini. Bisher wurden etwa zehn Besteigungen bekannt. Die letzte erfolgte am 19.9.1980 durch den Peruaner Americo Tordoya mit Bergsteigern des ecuadoranischen „Club Pablo Leiva“ auf der Italiener-Route.

Cerro Altar, 5319 m

Ende Februar 1980 wurde die von Walter Bonatti versuchte und als „unmöglich“ bezeichnete Südwand von dem Chilenen Gino Casassa und dem Vorarlberger Walter Bertsch (†) erstmals durchstiegen; es sollen nur Schwierigkeiten des V. Grades aufgetreten sein (Einzelheiten unbekannt).

Peru

Cordillera Blanca

Die Reihenfolge der Gruppen und Berge ist nicht alphabetisch, sondern entspricht dem Nord-Süd-Verlauf der Anden.

Alpamayo, 6120 m

Eine Begehung der etwa 500 m hohen Südwestwand erfolgte Mitte Juli 1980 durch die Niederländer Ronald Naar und Bas Gresnigt. Es soll sich um einen sehr schönen, jedoch schwierigen und nicht ungefährlichen Anstieg handeln; „eine Woche später kamen auf der gleichen Route vier Amerikaner durch Eisschlag ums Leben“ (Naar).

Drei Österreicher aus Hall i. T. berichteten am 2.7.1980 in Huaraz, daß sie Tage zuvor die Südwestwand durchstiegen hätten; ihnen folgten am 6.7.1980 die Bayern Matthias Schube, Willi Clemens und Martin Aust, die von ihren Vorgängern auch Spuren gesehen haben. Sie erfuhren am 31.7.1980 von Franzosen, daß bei dem Unglück zwei Franzosen ums Leben gekommen und zwei Amerikaner unverletzt geblieben seien.

Quitaraaju, ca. 6040 m

Der Berg befindet sich 1,5 km südwestlich des Alpamayo (1. Best. E. Schneider und A. Awerzger, Nordflanke-Westgrat). Eine Begehung der Nordwand wurde Ende Juli 1980 durch die Niederländer Ronald Naar und Bas Gresnigt unternommen (Einzelheiten unbekannt).

Nevalo Pisco Oeste, 5752 m

Besteigungen erfolgten am 15.7.80 und 20.7.80 durch spanische Bergsteiger; die Gruppe war von zwei Deutschen begleitet (Route unbekannt).

Santa Cruz, 6259 m

Der dreigipfelige Nevado Santa Cruz befindet sich 7 km südwestlich des Alpamayo (1. Best. 1948 F. Marmillod, A. Szepessi). Erste Begehung des sehr schwierigen Westgrates 16.–18.6.1980 durch die Amerikaner Keith Hadley, Ron Matous und Matthew Wells; der 1000 m hohen Südwestwand am 4.8.1980 durch die Franzosen B. Douillet, J.-M. Lang und P. Sombardier; der Abstieg erfolgte auf der gleichen Route durch Abseilen.

Pucaranra, 6147 m

Er befindet sich in der zentralen Cord. Blanca, etwa 22 km nördlich von Huaráz (1. Best. 5.7.1948 B. Lauterburg, F. Marmillod, R. Schmid und F. Sigrist, Südgrat).

Die Österreicher Günther Faschinger, Jörg Weber und Wolfgang Faschinger eröffneten am 16.–17.7.1980 eine neue Route durch die Südwestwand (Eis max. 60°); die Routenfindung wird vor allem durch das komplizierte Spaltengewirr erschwert. Das Hochlager befand sich auf 5000 m; der Abstieg erfolgte auf der gleichen Route. Die Wand wurde bereits am 17.8.1965 von K. Baker und G. Holdsworth durchstiegen (genauer Verlauf unbekannt). Ein Neuanstieg durch die Westwand ist einer spanischen Gruppe aus Maliciosa geglückt (Details unbekannt).

Muascarán Sur, 6768 m

Höchster Berg der Cord. Blanca und von ganz Peru (1. Best. 20.7.1932 F. Bernard, P. Borchers, E. Hein, H. Hoerlin und E. Schneider, heutige „Garganta Route“).

Skibesteigung 26.–27.7.1980 durch die Niederländer Ronald Naar und Bas Gresnigt (Einzelheiten unbekannt).

Der Südostgrat (1. Beg. 21.6.1972 B. Jenkinson, M. Jones und J. Strang) erhielt seine vermutlich 4. Begehung am 25.–30.7.1980 durch die Österreicher Günter und Wolfgang Faschinger mit Hochlagern auf 5100, 5800, 6100 und 6500 m; der Abstieg erfolgte über die Garganta Route; die 3. Beg. soll vierzehn Tage zuvor zwei Berchtesgadenern geglückt sein. Der

Südostgrat bildet die südliche Begrenzung der 5 km breiten Huascaran-Ostwand. Die Schwierigkeiten liegen im wesentlichen im felsigen Teil des Grates zwischen ca. 5500 und 6080 m. Felsschwierigkeit etwa III-IV, was in dieser Höhe durch den vielen Schnee viel Zeit kostet. Auf 6080 m erreicht man einen Gratgipfel, an dem der Südgrat mündet. Der weitere Grat ist, abgesehen von einer Stelle in etwa 6500 m, technisch nicht mehr schwierig, aber landschaftlich ungewöhnlich schön. Man überschreitet dabei einen weiteren Gratgipfel (6410 m), auf dem der Südwestsporn mündet.

Eine spanische Gruppe aus Barcelona unter Kim Prunes soll eine neue Route eröffnet haben (Einzelheiten unbekannt).

Chopicalqui, 6345 m

Korrektur 1979: Im AV-Jb 1980, 101, veröffentlichten wir das Bild von Kurt Lapuch und erwähnten irrtümlich, daß es sich bei der eingezeichneten Südwestgratrouten um einen „Neuanstieg“ handele; er wurde von den Salzburger Bergsteigern aber lediglich wiederholt, denn über ihn erfolgte bereits am 3.8.1932 die Erstbesteigung durch H. Hoerlin, E. Schneider, P. Borchers und E. Hein. Der Berg befindet sich ca. 5 km östlich des Huascarán.

Erste Begehung des Nordostgrates im August 1980 durch die Italiener Renato Casarotto und Albert Campanile in fünf Tagen (IV+, 70° Eis).

Yawaraju, 5675 m

Schön geformter Berg in der Huantsánggruppe, auch als Rurek Oeste bekannt (1. Best. 17.7.1965 E. Angeles, H. A. Carter und D. Giobbi, Nordwestflanke und -grat).

Erstbegehung der etwa 600 m hohen Westwand am 2.-3.7.1980 durch die Österreicher Karl Klínger und Walter Sachatoniscek. Ausgehend von der Laguna Rajuqolta (ca. 4300 m), galt es zunächst, den zerrissenen Gletscher bis zum eigentlichen Wandfuß zu überwinden. Es herrschten in der 55° steilen Wand schlechte Verhältnisse. In der oberen Hälfte verläuft die Route nahe des Südostgrates; Biwak kurz unterhalb des Gipfels. Abstieg über Nordwestgrat.

Huantsán, 6395 m

Der Nevado Huantsán, einer der schwierigsten Berge der Cordillera Blanca, wurde im August-September 1980 durch eine polnische Expedition besucht. Das Ziel war der mehrmals versuchte Südgrat mit seinem 150 m hohen Steilaufschwung. Es wurden die Gipfel Huantsán Sur (5815 m, 3. Besteigung) und Oeste (6270 m, 2. Besteigung) erreicht; Krankheiten und Schlechtwetter zwangen die Gipfelseilschaft von der Steilstufe zum Rückzug.

Huantsán Norte, 6113 m

Dritthöchster der vier Huantsángipfel (1. Best. 6.7.1952 L. Terray, T. de Booy und G. Egeler, Nordflanke und Nordwestgrat von der Laguna Tumarima). Erstbegehung der etwa 800 m hohen Westflanke vom 5.-9.6.1980 durch die Österreicher Karl Klínger und Walter Sachatoniscek (siehe auch oben, Yawaraju). Bis zum eigentlichen Wandfuß brauchten die beiden von der Laguna Rajuqolta (ca. 4300 m) wegen des zerrissenen Gletschers fast zwei Tage. Drittes Biwak in halber Höhe der 55-60° steilen Wand, viertes auf dem Gipfel. Schwieriger und komplizierter Abstieg über die Nordwestflanke, wo das fünfte Biwak bezogen wurde. Anschließend (11.6.1980) wurde der westlich aufragende Shallop (ca. 5700 m) überschritten und vermutlich erstmals bestiegen; Abstieg zur Laguna Rajuqolta.

Cordillera Huayhuash

Yerupaja Grande, 6632 m

Der kühn geformte und höchste Huayhuash-Berg wurde erst 1950 von den Amerikanern Dave Harrah und Jim Maxwell über den Südgrat erst-

bestiegen und gehört heute zu den beliebtesten Zielen.

Die „erste peruanische Besteigung“ glückte am 21.-22.7.1980 Americo Tordoya und R. Aramburú über die Westwand des Südpfeilers, begleitet von zwei amerikanischen Bergsteigern; der Abstieg erfolgte auf der gleichen Route durch Abseilen.

Ein Neuanstieg soll im Juni den Spaniern T. Bros, R. Biosca, J. Agulló und J. Angles geglückt sein (Details unbekannt).

Yerupaja Sur, 6515 m

Eine Begehung der etwa 600 m hohen Westwand am 3.7.1980 durch den niederländischen Bergsteiger Ronald Naar im Alleingang. Der Besteigung waren zwei Versuche am Südwestgrat vorausgegangen (zu starke Überwachtungen).

Jirishanca Norte, 6015 m

Die Erstbesteigung glückte am 27. - 30.7.1964 den Amerikanern Glen Denny und Gary Colliver über den 1000 m hohen Nordpfeiler; Leif-Norman Patterson und Leslie D. Wilson, Teilnehmer der gleichen Expedition, erreichten auf derselben Route am 31.7.64 den Gipfel. Die 3. Begehung glückte am 8.6.1980 den Österreichern Erich Gatt (Exp.-Leiter), Dietmar Küng, Bernhard Hangl und Arnold Larcher; Schwierigkeiten im Fels III-IV (eine Stelle V), im Eis 60°, einige Stellen 70-90°, beträchtliche Gefahren: Stein- und Eisschlag.

Rasac, 6040 m

Das breite Massiv mit seinem langen Gipfelgrat befindet sich westlich von Yerupaja; 1. Best. 1936 E. Schneider (allein) über den Ostgrat. Erste Begehung des ca. 500 m hohen Mittelpfeilers am 17. - 19.7.1980 durch die Franzosen Antoine Baroud, Hubert Odier und den Deutschen Ralph Esser. Der Zugang über den Gletscher bot keine Schwierigkeiten; die Überwindung des ersten Seracgürtels war durch brüchiges Eis teilweise schwierig; die Pfeilerkante selbst III-IV, teilweise brüchiger Fels. Das Ausgangslager befand sich bei der Laguna Jahuacochoa (4050 m), das Hochlager unterhalb des Coles zwischen Tsacra Chico und Rasac (5000 m; Biwaks am Bergschrund ca. 5500 m, und auf dem Gipfelgrat). Der Abstieg erfolgte direkt durch die sehr brüchige und steinschlaggefährdete Ostwand (nicht empfehlenswert!). Ostgrat 6. 7. 1980 Silvia und Gino Buscaini.

Sarapo, 6143 m

Erste Begehung des 600 m hohen zentralen Westwand-Couloirs am 25. - 26. Mai 1980 durch die Franzosen Y. Astier, J.-M. Boucansaud, N. Silvín und B. Ouchick; sehr große Eisschwierigkeiten.

Cordillera Vilcabamba

Pumasillo, 6070 m

Der Berg befindet sich ca. 30 km nordwestlich vom Salcantay; 1. Best. 23.7.1957 durch Teilnehmer der Cambridge-Expedition, Mike Gravina und Simon Clark über den Westgrat. Eine Besteigung - „erste deutsche“ - über den Westgrat glückte am 16.7.1980 den drei „Bayerländern“ Manfred Merklínger, Vitus Leneis und Heinz Hauer; der Gipfel wurde direkt über die steile Schlußwand (ca. 70°) erreicht.

Für den Aufstieg wurden ab Basislager (4350 m) drei Tage benötigt, der Abstieg erfolgte in nur einem Tag. Der Aufstieg vollzog sich im Westalpenstil; es wurde lediglich ein Hochlagerzelt in 5200 m errichtet, die weiteren Nächte auf 5470 und 6000 m wurden im Biwaksack verbracht. Anreise: Flug Lima - Cuzco, 6 Stunden Bahnfahrt entlang dem Rio Urubamba, vorbei an Machu Picchu, nach St. Theresa, 6 Tage Anmarsch (Multi-treiberproblem, normal 3 Tage).

Cordillera Vilcanota

Cayangate I, 6035 m

Dritte Besteigung, erstmals über den Südostgrat, 6.–13. 8. 1980 durch italienische Expedition unter N. Calegari.

Jatunhuma Sur, 6080 m

Jatunhuma ist ein dreigipfeliges Massiv ca. 12 km nordöstlich des Ausgangs: Norte 6141 m, Central 6110 m, Sur 6080 m; 1. Best. 1957 G. Hauser, B. Huhn, H. Wiedmann und Th. Achilles; 1. Überschreitung 28.6.1966 C. Engelmann, U. Kerner, H. Mayer und M. Schneider. Erste Durchsteigung der 700 m hohen Jatunhuma-Sur-Ostwand vom 31.5. – 2.6.1980 Igor Radović, Zdenko Žagar, Stanko Mihev und Rok Kolar (Schwierigkeit V/IV, Eis 65/50°). Der Zugang ist ziemlich kompliziert.

Pachanta, 5727 m

Schön geformter Berg 7 km nordöstlich des Ausgangs und südlicher Eckpfeiler der Cayangate-Kette; 1. Best. 19.7.1970 J. und Simone Badier, G. Cerrutti, J. Bertucca, M. Berquet, C. Choquet und B. Amy über den schwierigen Südostgrat (AAJ 1971, 412). Die Jugoslawen Rok Kolar und Stanko Mihev durchstiegen vom 7. – 9.6.1980 die 750 m hohe und sehr schwierige Südwestwand, die im obersten Jatunhumagletscher fußt. Die neue Route wurde mit VI bewertet, Eis 55–65°, stellenweise bis 80°; reine Kletterzeit 20 Stunden. Es soll sich um die schwierigste Route der ganzen Cordillera Vilcanota handeln. Sie wurde zu Ehren des verstorbenen Präsidenten und Marschalls „Titova smer“ getauft.

Cordillera Apolobamba

Chaupi Orco, 6044 m

Hauptgipfel der Cordillera Apolobamba (14°39'S/69°15'W), Grenzberg zwischen Peru und Bolivien; 1. Best. 1.8.1957 H. Wimmer und W. Karl über die Südflanke (AV-Jb 1958, 95–107, Bild, Kartenskizze). Erste Begehung des Südwestgrates Anfang Juni durch die Italiener Nico Bidesi und Giuseppe Pierantoni von Lager 5600 m in 5 Stunden.

Soral Oeste, 5630 m

Der Berg befindet sich ganz auf bolivianischem Gebiet, ca. 10 km südöstlich von Chaupi Orco; 1. Best. 1959 durch britische Expedition unter G. C. Bratt.

Erste Begehung der 600 m hohen, sehr schwierigen Nordwand (Eis) Anfang Juni 1980 durch Nico Bidesi, Giuseppe Pierantoni und Giancarlo Contalbrigo in 10 Stunden Kletterzeit.

Bolivien

Cordillera Real

Im Juni 1980 befand sich eine größere Gruppe des SAC unter Walter Belina, Bergführer aus Chur, im Gebiet. Es wurde eine Reihe von Besteigungen auf Normalrouten durchgeführt:

Cerro Condoriri, 5560 m; Alpamayo chico, 5430 m; Nevado Condoriri, 5320 m; Nevado Illusion, 5370 m; Nevado Illusion chico, 5320 m; Nevado Jawaka, 5420 m; Huayna Potosi, 6080 m; Illimani, 6447 m.

Argentinien

Aconcagua, 6959 m

Amerikas höchster Berg (32°S/70°W, 1. Best. 14.1.1897 Matthias Zurbriggen von Nordwesten auf der heutigen Normalroute) ist jährlich das Ziel mehrerer Trekkinggruppen aus aller Welt. Die elfköpfige, vom DAV unterstützte „Offenburger Anden-Expedition 1980“ unter Günter Wörner hatte sich die 3000 m hohe Südwestwand (Südtiroler Route) zum Ziel gesetzt, aber die Offenburger erfuhren erst in Mendoza, daß die Südwestwand von der

Regierung gesperrt war. Grund: Kurz zuvor war die Wand von drei Amerikanern ohne Genehmigung durchstiegen worden; zwei von ihnen sind unweit des Gipfels im Biwaksack erfroren, der dritte wurde auf 6900 m der Normalroute von anderen Bergsteigern mit schweren Erfrierungen an Händen und Füßen gefunden und ins Basislager Plaza de Mulas (4230 m) gebracht.

Die Offenburger bekamen schließlich die Polen-Route (1934) über die vergletscherte Ostflanke genehmigt. Die Begehung erfolgte vom 21.1. – 1.2.1980; es standen drei Hochlager zur Verfügung. Künftige Aconcagua-Besteiger sollten schon aus der Heimat die für alle Routen notwendigen Genehmigungen beantragen.

Patagonien

Fitz Roy, 3441 m

Höchster Berg der gleichnamigen Gruppe, 1. Best. 2.2.1952 durch die Franzosen L. Terray und G. Magnone über den Südpfeiler; heute gibt es sieben verschiedene Anstiege.

Vom 16. – 17.2.1980 war dem Chilenen Gino Casassa und dem Vorarberger Walter Bertsch (†) ein Erfolg auf der Amerikaroute (V, VI) beschieden. Auf der ganzen Route wurden nur drei Haken angetroffen. Am ersten Tag kamen sie bei günstigem Wetter bis kurz unter den Gipfel. Während der Nacht setzte erneut Weststurm ein, was ihnen die letzten 150 m bis zum Ziel am nächsten Morgen sehr erschwerte.

Torre Egger, ca. 2400 m

Der schlanke Granitturm erhebt sich unweit nördlich des bekannteren Cerro Torre. Erste Begehung der Ostwand am 15.3.1980 durch die Italiener Giuliano Giongo und Bruno De Dona.

ARKTIS

Grönland

Die zehnköpfige „Jugoslawische Grönland-Expedition 80“ unter Inko Bajda kam am 7.7.1980 in Angmagssalik, an der SO-Küste Grönlands, mit ca. 725 kg Ausrüstung und Nahrungsmitteln an. Nach drei Schlechtwettertagen brachte ein Helikopter die ganze Mannschaft in die Nähe des Zusammenflusses der drei Gletscher Glacier de France, Pourquoi-Pas und Midgard, wo sie das Basislager aufstellten. Sie hatten weder eine Funkausrüstung noch einen Arzt dabei. In der Zeit vom 11. – 29.7.1980 bezwang die Expedition 13 noch unbestiegene Gipfel innerhalb eines ca. 65 km² großen Gebietes. Der markanteste wurde Edvardbjerg getauft, die schönste und längste Route wurde nach Präsident Tito benannt. Das obere Plateau des Midgard-Gletschers, wo das Basislager stand, bezeichneten sie als „Plateau Jugoslavia“. Nach einer Woche extrem schlechten Wetters holte sie am 29.7.1980 ein Helikopter ab; am 4.8.1980 waren sie wieder in Jugoslawien.

Vom 2.–15.8.1980 war eine italienische Expedition unter Agostino Gentilini im Gebiet des Gobi-Gletschers tätig (66°10' N/36°25' W); es glückten drei Erstbesteigungen.

Spitzbergen

Eine spanische Expedition aus Madrid unter J. J. Tomé war im Gebiet des Krossfiords tätig. Es glückten Unternehmungen an Nora, Skrei, Kollerbreen und Kongen (Einzelheiten unbekannt).

AUSTRALIEN

Neuseeland

Eine sechsköpfige Gruppe aus Jugoslawien besuchte im Februar 1980 die Neuseeländischen Alpen: Tomaž Jamnik (Leiter), Janez Benkovič, Luka Karničar, Janesz Plevel, Lado Vidmar und Dušan Kukovec. Obwohl

Unten: Die Südwestflanke des Kangchenjunga-Massivs.
Von dieser Seite erreichten ein Teilnehmer und zwei Sherpas
der Herrligkoffer-Expedition den Gipfel (erster von links).
Foto: Deutsches Institut für Auslandsforschung

das Wetter bekanntlich in den Süd-Alpen sehr unbeständig ist, war es gut genug, um acht Touren auszuführen. Stützpunkt war vorwiegend die Plateau Hut (2200 m) am Grand Plateau.

Am 8.2.1980 begingen Benkovič, Plevel, Karničar und Vidmar die ca. 900 m hohe Ostwand des Mt. Cook (3764 m) in 11 Stunden.

Am gleichen Tag bestiegen Jamnik und Kukovec den schwierigen Mount Johnson (2682 m)

Am 13.2.1980 glückte Benkovič, Plevel und Vidmar der Syme-Grat am Mount Tasman (3498 m). Im Abstieg überschritten sie Silberhorn und Mt. Graham zum Linda-Gletscher.

Am 15.2.1980 wurde die Dixon-Westwand von Plevel und Vidmar begangen (2. Begehung); einige Stellen über 60° Eis. Am gleichen Tag gelang Benkovič eine Alleinbesteigung des Mount Cook über den Linda-Gletscher.

Am 19.2.1980 wurde der Mt. Cook noch einmal bestiegen: Jamnik, Kukovec und Plevel über den Ostgrat; 21 Stunden.

Am 20.2. bezwangen Benkovič und Vidmar die berühmte Caroline-Wand des Mt. Cook, eine der schwierigsten Eisrouten Neuseelands. Die Wand ist fast 2000 m hoch und von Eisstufen unterbrochen. Sie biwakierten auf dem Gletscher am Wandfuß und brauchten für die Durchsteigung 13 Stunden. Als sie den Hauptgrat erreichten, überschritten sie den Mittel- und High Peak und stiegen über den Linda-Gletscher wieder ab.

ASIEN

Himalaya

Die Reihenfolge der Berichterstattung hält sich an die alte Chronik-Tradition der Ost-West-Richtung. Aus den fünf Gruppen des Assam- und Bhutan-Himalaya, für westliche Bergsteiger immer noch unzugänglich, sind keine alpinistischen Nachrichten bekannt geworden. Das gleiche gilt auch für den indischen Teil des Sikkim-Himalaya, dessen Sperrung immer noch nicht aufgehoben ist; lediglich Trekkinggruppen ist der Besuch des indischen Kangchenjunga Himal gestattet, und das auch nur für den Südostteil.

Nepal-Himalaya

Kangchenjunga Himal

Kangchenjunga, 8598 m

Am dritthöchsten Berg der Erde und Grenzberg zwischen Nepal – Indien (Sikkim), 88°09'00" E/27° 42'09" E, waren zwei Expeditionen unterwegs:

1. Die japanische Sangakudoshikai Kangchenjunga Expedition unter Masatsugu Konishi, die sich mit 10 Teilnehmern und 11 Sherpa die ca. 3000 m hohe Nordwand zum Ziel gesetzt hatte. Bericht siehe Seite 147

2. Die vom DAV geförderte Herrligkoffer-Kangchenjunga-Expedition unter Karl M. Herrligkoffer, München, mit 20 Teilnehmern und 10 Sherpa als Hochträger. Ziel: Normalroute über die Südwestflanke. Der Gipfel wurde am 15. Mai von Georg Ritter und den beiden Sherpa Nima Dorjee und Lhakpa Gyalbu erreicht.

Beiden Expeditionen glückten die vierte, fünfte und sechste Besteigung des Berges.

Yalungkang, ca. 8450 m

Der als Yalungkang bekanntgewordene Kangchenjunga-Westgipfel – 1. Best. 1973 durch Japaner – wurde von der University of Mexico Expedition to Himalaya unter Jose Manuel Casanova Becena mit 9 Teilnehmern und 6 Sherpa angegangen, und zwar über die Südwestflanke (1. Beg. 1975 DAV-ÖAV-Expedition). Der Gipfel wurde am 4. Mai 1980 von Hugo Saldana, Alfonso Medina und Sherpa Chawang Rinze endgültig vom obersten Hochlager angegangen. Die drei Männer erreichten gemeinsam eine Höhe von etwa 8400 m. Sherpa Chawang Rinze kehrte von hier zu-

rück, da er an Erfrierungen an den Fingern litt; die beiden Mexikaner stiegen weiter in Richtung Gipfel. Wenig später habe der Sherpa Hugo Saldana rufen gehört, daß der Gipfel erreicht worden sei – seitdem sind die beiden Mexikaner verschollen, aber man kann annehmen, daß sie den Gipfel erreicht haben; es war die 5. Besteigung.

Barun Himal

Ama Dablam, 6856 m

Dritte Begehung des sehr schwierigen N-Grates (Franzosen-Route 1979) am 18. Oktober 1980 durch die Neuseeländer Paddy Freaney und Russel Brice; 21.10.1980 Graham Elder, Rob Hall und Billy King (4. Besteigung). Erste Begehung der 1800 m hohen N-Wand am 9. September 1980 durch eine japanische Expedition unter Kasuji Kato. Fünf Mann der sechsköpfigen Gruppe erreichten den Gipfel; es standen drei Hochlager zur Verfügung. Die Route ist sehr lawinengefährlich.

Kangchungtse, 7640 m

Nördlicher Vorgipfel des Makalu, durch den Makalu La (7410 m) von ihm getrennt, oft auch als „Makalu II“ bezeichnet. Eine Besteigung glückte am 5.10.1980 der britischen Makalu-Expedition unter Doug Scott als Akklimatisationstour.

Baruntse, 7220 m

Einer achtköpfigen spanischen Expedition unter Juan Jose Diaz, begleitet von zwei Sherpa, glückte die erste Begehung des Ostgrates, über den vier Spanier, ein Amerikaner und ein Sherpa den Gipfel erreichten: Javier Escartin, Lorenzo Ortas, Carlos Buhler (USA) und Jeronimo Lopez (27.4.1980); José Ramón Morandera, Juan Manuel Blanchard und Sherpa Pasang (28.4.1980). Es war die zweite Besteigung des Berges; Erstbesteigung 1954 durch die Neuseeländer Geoffrey Harrow und Colin Todd über den S-Grat.

Einer japanischen Expedition der Utsunomiya University unter Tetsuyo Saito glückte die dritte Besteigung und 2. Begehung des S-Grates: 26.9.1980 Noriaki Ujiiie, Motoi Nagashima und Sherpa Pemba Norbu; 27.9.1980 Taksahi Okumura und Isamu Nobuyasu; 28.9.1980 T. Saito mit einem Sherpa. Erste Winterbesteigung durch eine japanische Expedition aus Hokkaido unter Kazuo Hayashi über den Südgrat: 15.12.1980 Jun Hamana, Koichi Ikenaga, Osamu Hanai, Akiya Ishimura mit zwei Sherpa (4. Besteigung).

Makalu, 8481 m

Die American Makalu Expedition 80 (USA) unter John Roskelley hatte sich mit vier Teilnehmern (ohne Hochträger) die Franzosenroute (1971) am Westpfeiler vorgenommen. Der Gipfel wurde am 15. Mai 1980 allein von John Roskelley erreicht (ohne künstlichen Sauerstoff); es war die insgesamt neunte Gipfelbesteigung und zweite Begehung des schwierigen Westpfeilers.

Tamserku, 6608 m

Dritte Besteigung des sehr imposanten Sechstausenders bei Tengpoche durch eine japanische Vier-Mann-Expedition unter Koji Okamo (ohne Sherpa) erstmals über die Nordwand; am 27.4.1980 erreichten Koji Okano und Katsuyuki den Gipfel.

Khumbu Himal

Mount Everest/Chomolongma, 8848 m

Die jährlichen Unternehmungen können nur noch summarisch erfaßt werden; 1980 waren 7 Expeditionen am Berg, wobei 10 Teilnehmer von 5 Expeditionen den Gipfel auf vier verschiedenen Routen erreichten, darunter zwei Neuanstiege: Nordflanke und Südpfeiler.



Durch die steile Südwand und anschließend über den Südgrat wurde der Tseringma von einer australischen Expedition erstmals bestiegen. Foto: IBA
Unten: Großen Erfolg hatten auch die beiden Tibetexpeditionen des DAV und der „Naturfreunde Österreichs“ an der Shisha Pangma. Foto: G. Sturm

Die bedeutendsten Erfolge waren – chronologisch – die 1. Winterbesteigung über den SO-Grat durch Leslak Cichy und Krzysztof Wielicki (Polen), die 1. Alleinbegehung des NO-Grates durch Yasuo Kato (Japan), die 1. Begehung der N-Flanke durch Ozaki-Shigehiro (Japan), die 1. Begehung des S-Pfeilers durch Andrzej Czok und Jerzy Knuczka (Polen) und die Alleinbesteigung Reinhold Messners ohne Expedition.

Pumori, 7145 m

Grenzberg zwischen Nepal-Tibet, 10 km nordwestlich des Mount Everest, 1. Best. 1962 deutsch.-schweiz. Expedition über ONO-Grat. Eine Besteigung über den Südwestgrat (1978 jap. Exp.) glückte am 21.10.1980 den Japanern Ryoichi Hamada, Michio Sugawara und Hiroyuki Mizuguchi. Einem unbekannt gebliebenen Alleingehers soll im Oktober 1980 eine Besteigung über den Südwestgrat geglückt sein.

Rolwaling Himal

Gaurisankar, 7145 m

Zweithöchster Berg des Rolwaling Himal (27°57'52"N/86°20'16"E); 1. Best. nach zahlreichen Versuchen 8.5.1979 (AV-Jb 1980, 107) durch John Roskelley und Sherpa Dorje über die Südwand. Nachtrag 1979: 1. Besteigung des Südgipfels (7010 m) über den Südwestgrat am 8.11.1979 durch Peter Boardman, Tim Leach, Guy Neithardt und Sherpa-Sirdar Pemba Lama (ausführlicher Bericht im IBA).

Tseringma, 6333 m

Tseringma ist, von Südosten betrachtet, ein fantastisch wirkender Berg und ragt etwa 4 km südöstlich des Gaurisankar als schlanke Pyramide auf, mit dem Gaurisankar durch einen langen Grat verbunden; ihm entragt Gaurisankar-South (7010 m). Auf der Schneider-Karte 1:50 000 ist der Berg nur mit „6333“ bezeichnet. Eine siebenköpfige australische Ex-

pedition unter Patrick A. Cullinan hatte sich Tseringma zum Ziel gesetzt. Der Anmarsch erfolgte von Barabise (2.3.1980) mit 103 Trägern über Charikot nach Gyabrug (3291 m) bei Beding im oberen Rolwaling-Tal, um am 15.3.1980 das Basislager (ca. 4700 m) am Südfuß des Berges zu errichten. In der steilen Südostwand wurden drei Hochlager errichtet. Die Route führte auf den Südgrat, über den Paul Richards, Graham Brammer und der Tamang-Träger Shambu am 11. 4. 1980 den Gipfel erreichten (1. Besteigung); am 13.4.1980 folgten Mick Hardless, John Remyne, Wayne Carroll und Patrick Cullinan.

Langtang Himal

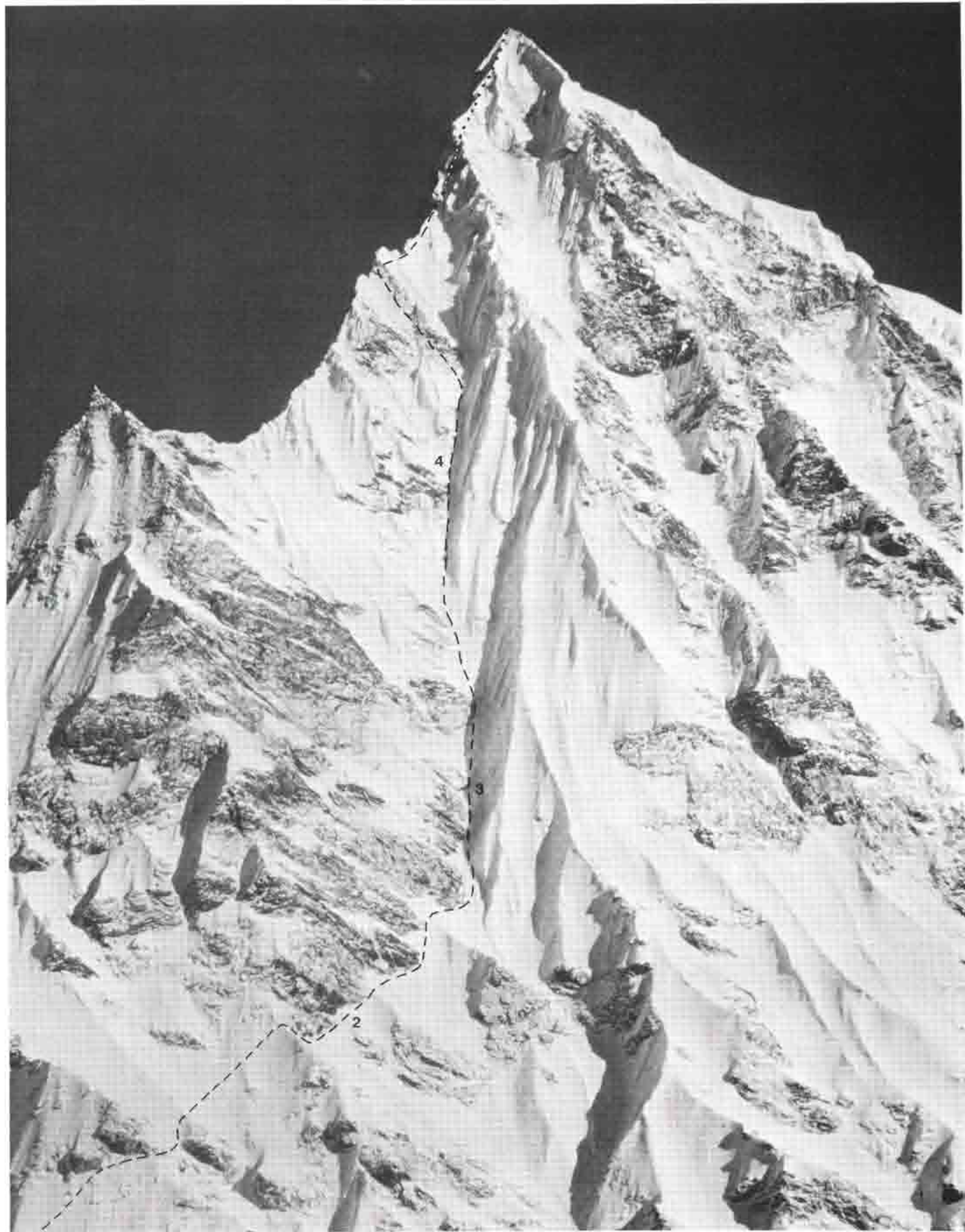
Langtang Lirung, 7245 m

Schwieriger Berg nördlich des Dorfes Langtang; 1. Best. nach vielen dramatischen Versuchen am 24.10.1978 durch den Japaner Seishi Wada und Sherpa Pemba Tsering über Südostflanke (Lirunggletscher) und Ostgrat (AS 6/1979, 50, Anstiegsbild). Die Südwand hat eine ausgeprägte Rippe, die eine relativ sichere, wenn auch schwierige Begehung erlaubt (Einzelheiten und Skizze im IBA). Auf ihr hatte auch am 28. Oktober 1980 eine japanische Expedition unter Iwao Otsuka Erfolg; alle sechs Teilnehmer erreichten den Gipfel (2. Besteigung).

Shisha Pangma, 8046 m

Der Berg – auch als Gosainthan bekannt – bildet mit Phola Gangchen (7661 m) den nordöstlichen Eckpfeiler des Langtang Himal (85°46'55"E/28°21'07"N) und wurde am 2. Mai 1964 von zehn Teilnehmern einer 195 Mann starken chinesischen Expedition unter Hsu Ching erstmals über den Nordostsporn bestiegen (AS 10/1964, 25–29, Fotos, Skizzen). Shisha Pangma (= „Dach über den Weiden“) war der zuletzt erstbestiegene der vierzehn Achttausender und ist in der 8000er-Liste an 13. Stelle.





Für Frühling 1980 erhielt der DAV die erste Genehmigung für eine Besteigung.

Die erste deutsche Tibet-Expedition unter Manfred Abelein und Günter Sturm war, gefördert vom DAV und von der Bundesregierung, von großem Erfolg gekrönt: Von der acht Mann starken Expedition kamen sechs auf den Gipfel; am 7. Mai Michl Dacher, Wolfgang Schaffert, Günter Sturm und Fritz Zintl auf der chinesischen Route; am 12. 5. 1980 folgten auf der gleichen Route Siegfried Hupfauer und Manfred Sturm, womit die zweite und dritte Besteigung ausgeführt wurde.

Monate später war die „Erste Österreichische Tibet-Expedition 80“ der Naturfreunde Österreich unter Hans Mautner mit insgesamt acht Teilnehmern am Berg. Am 13. Oktober 1980 (17 Uhr) erreichten Egon Obojes und Ewald Putz den Gipfel ebenfalls auf der Chinesen-Route.

Ganesh Himal

Ganesh V, 6950 m

Einer zwölfköpfigen japanisch-nepalischen Expedition unter Yoshio Nagao glückte die Erstbesteigung des Ganesh V. Am 21. April 1980 erreichten zwei Japaner und drei Sherpa den Gipfel: Tatsumi Sasaki und Akihiko Komori; Lhakpa Dorjee und zwei weitere Sherpa. Am 22. April 1980 folgten vier weitere Japaner und vier Sherpa. Der Aufstieg vollzog sich über den Nordostgrat, von dem die Nordwand gequert wurde, um über den Nordwestgrat den Gipfel zu erreichen; es waren vier Hochlager installiert.

Pabil, 7102 m

Der auch als „Ganesh IV“ bekannte Berg befindet sich ca. 6 km südwestlich von Ganesh I (7406 m) und wurde am 22.10.1978 von drei Teilnehmern einer japanischen Expedition unter Shigehiko Toyoda über Süd- und Südostgrat erstbestiegen (AAJ 1979, 270). Zweite Besteigung am 11.10.1980 durch die Franzosen Erik Decamp, Guy Dufour und Alain Richier auf der japanischen Route im Alpenstil.

Gurkha Himal

Dunapurna/Peak 29, 7835 m

Ein ausgeprägter Gipfel im Manaslu-Südostgrat, ca. 4 km vom Manaslu entfernt, früher namenlos, dann einfach nur mit „P. 29“ bezeichnet. Nun hat die polnische Manaslu-Expedition 1980 unter Janusz Ferenski bei Einheimischen den bei ihnen gebräuchlichen Namen „Dunapurna“ herausgefunden; wir werden ihn künftig benutzen. Die Ersteigungsgeschichte des Berges ist mysteriös: Allgemein gelten der Japaner Hiroshi Watanabe und Sherpa Lhakpa Tsering als Erstbesteiger: 19.10.1970 Ostgrat. Beide kamen beim Abstieg ums Leben.

Im April-Mai 1979 war eine sechsköpfige polnische Expedition unter Ryszard Szafirski am Berg. Józef Myka, Warschau, berichtete (AS 3/1980, 50): „Am 8.5.1979 verließen um 5.30 Uhr Ryszard Gajewski und Maciej Pawlikowski Lager III, bezwangen die Felswand und querten auf abschüssigen Schneefeldern unter den zwei niedrigeren Gipfeln zu dem höchsten Turm (7835 m), dessen Gipfel um 15.30 Uhr erreicht wurde (letzte Seillänge V). Seit Errichtung des Basislagers war ein Monat vergangen. Etwa 100 Kletterstunden, vor allem im Eis, waren nötig, um die 3,5 km und 3100 m Höhendifferenz des Anstieges zu bewältigen. Insgesamt wurden 1350 Meter Seile fixiert. Nun zur Frage: Zweit- oder Erstbesteigung? Der bisher unbekannte Aufbau des Gratgeländes schließt die Ersteigung des Hauptgipfels 1970 durch Japaner aus. Wie aus den japanischen Berichten hervorgeht, konnten Hiroshi Watanabe und Lhakpa Tsering vor ihrem Unglück nur die um etwa 100 m niedrigere Graterhebung vor dem ersten Turm erstiegen haben. Zu dem Hauptturm – mit Kletterschwierigkeiten auf den letzten Seillängen – würden sie von dort hin und zurück mindestens vier Stunden Zeit gebraucht haben. Auf dem felsigen Gipfel wurde keine Spur früherer Anwesenheit gefunden.“ Also muß man die Erstbesteigung den Polen zusprechen.

Manaslu, 8156 m

Siebente Besteigung durch eine siebenköpfige Südkorea-Expedition unter In Jung Lee mit sechs Sherpa-Hochträgern. Den Gipfel erreichten über die Nordostflanke (Normalroute) Seo Dong Hwan, die Sherpa Ang Pasang und Ang Zawa am 28. April 1980; fünf Hochlager. Es war das vierte Südkoreanische Unternehmen am Manaslu, das erste mit Erfolg. Damit hat die Route der japanischen Erstbesteigung über die Nordostflanke insgesamt vier Begehungen.

Lamjung Himal

Lamjung Kailas, 6985 m

Erste Begehung des Nordgrates durch eine zehnköpfige japanische Expedition mit drei Sherpa unter Hitoshi Hagiwara. Den Gipfel erreichten am 13. Mai 1980 Kikuo Kazusa, Satoshi Nishimura und Sherpa Zambu, nachdem vier Hochlager errichtet worden waren. Es war die insgesamt vierte Besteigung des Berges.

Annapurna Himal

Annapurna I, 8091 m

Die vom DAV geförderte „Deutsche Ski-Expedition zur Annapurna I“ unter Gustav Harder (acht Teilnehmer und fünf Sherpa-Hochträger) führte zwei Besteigungen über die Nordflanke auf der Holländer-Route (1977) aus: 1. Mai 1980 Gustav Harder, Konrad Staltmayr und Sherpa Ang Dorje; 3. Mai 1980 Wolfgang Brög, Karl Schrag, Sherpa Maila Pemba und Ang Sanghi. Es standen sechs Hochlager zur Verfügung. Es handelte sich um die zehnte Besteigung des Berges (4. Begehung der Holländer-Route).

Annapurna I Central, 8064 m

Der Mittelgipfel – eine ausgeprägte Erhebung – befindet sich ca. 600 m östlich vom Annapurna-I-Hauptgipfel und wird gelegentlich auch mit 8051 m angegeben. Erste Besteigung am 3. Oktober durch die Hauser-Expedition unter Ludwig Greissl über die Nordflanke ab Lager V (7100 m) durch Ludwig Greissl, Udo Böning und Heinz Oberrauch. Bis Lager II (5800 m) wurde auf der Franzosen-Route (1950) aufgestiegen, bis Lager IV (6650 m) auf dem Spanier-Sporn (Ostgipfel-Besteigung 1974), dann auf neuer Route zum Gipfel.

Annapurna III, 7555 m

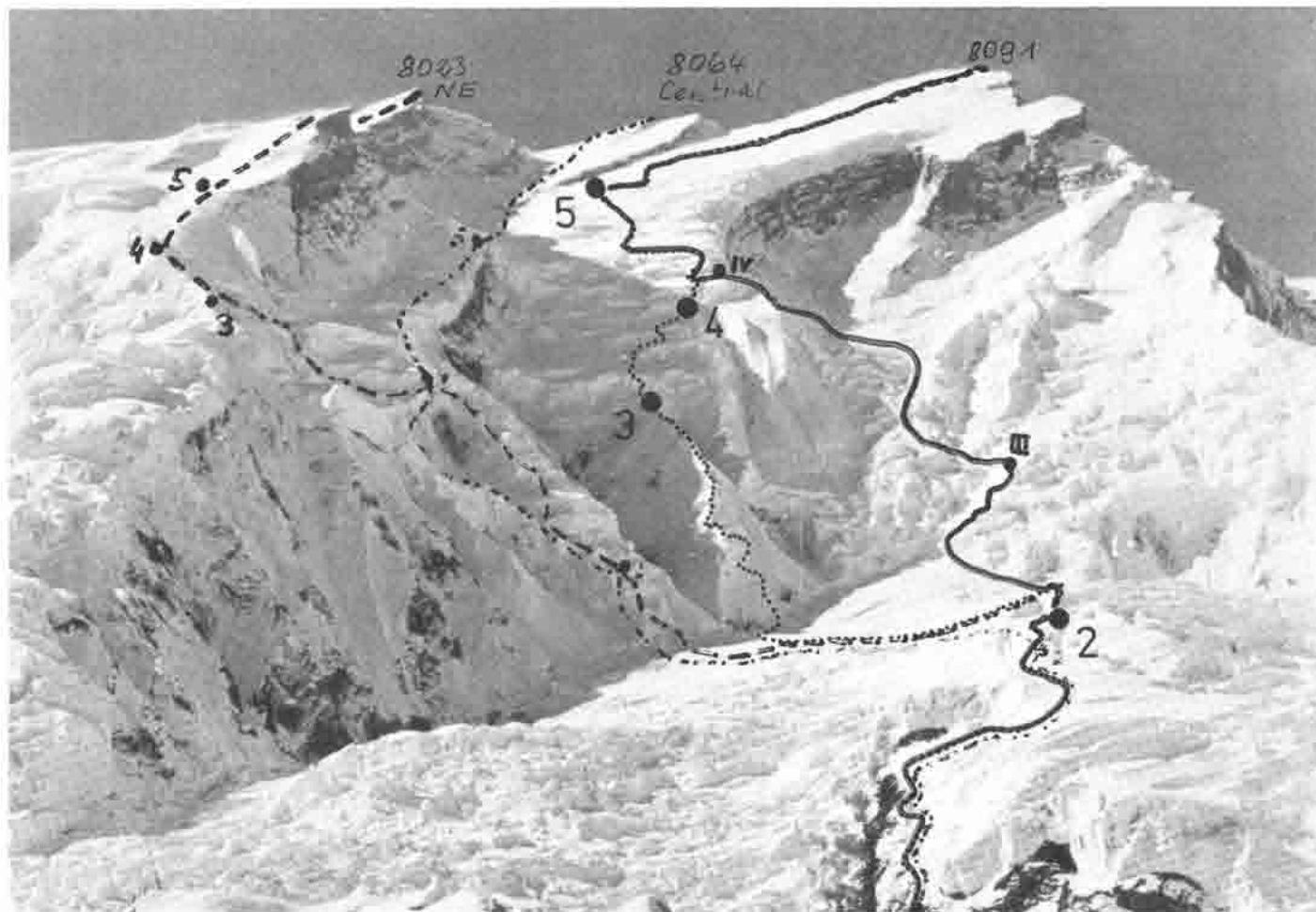
Der Berg (früher 7577 m) befindet sich ca. 16 km östlich von Annapurna I; 1. Best. 6.5.1961 durch Mohan S. Kholi, Sonam Gyatso und Sonam Girmi über Nordostflanke. Am 14. Oktober 1980 glückte der Schweizer Expedition unter Denis Bertholet eine Besteigung über die Nordostflanke ähnlich wie den indischen Erstbesteigern 1961. Den Gipfel erreichten Jean-Pierre Rieben und Sherpa Temba.

Annapurna IV, 7525 m

Der Berg befindet sich ca. 21 km von Annapurna I; 1. Best. 30.5.1955 Harald Biller, Heinz Steinmetz und Jürgen Wellenkamp über Nordflanke und Nordwestgrat. Eine Besteigung auf der klassischen Route glückte einer Gruppe der Berg- und Skischule des DAV. Den Gipfel erreichten am 23. Oktober 1980 Fritz Gentsch, Quirin Oellinger, Sherpa Ang Pasang und Nga Temba; am 26.10.1980 Franz Kroll, Josef Ressler und Adolf Welsch.

Fang, 7647 m

Endlich glückte die Besteigung des hart umrungenen Fang im langen Westgrat der Annapurna I, einer der bisher höchsten, noch unerstiegenen Gipfel überhaupt. Der Erfolg fiel der Osttiroler Fang-Expedition unter Sepp Mayerl zu. Bericht siehe Seite 139. Es war bestimmt eine der bisher schwierigsten Himalaya-Unternehmungen überhaupt.



- Franzosen-Route 1950
 Holländer-Route 1977
 - - - - - Spanische Route 1974
 - · - · - Deutsche Route 1980

Tilicho, 7134 m

Tilicho (auch Tiltso, in Thakali: tili = hinter, tso = See = Berg hinter dem See) befindet sich ca. 12 km nördlich von Annapurna I; 1. Best. 10. Oktober 1978 durch den Franzosen Emanuel Schmutz über den Nordwestgrat (AAJ 1979, 273); 2. Best. 26.4. 1979 durch den Japaner Takashi Araki, H. Yamamoto und Sherpa Mingma Tenzing über den Nordgrat (AAJ 1980, 628).

Dritte Besteigung auf der klassischen Route 30. Oktober 1980 durch die Schweizer Martin Braun und Walter Renner, 31.10.1980 Werner Hein, Hansruedi Zurluh, Giovanni Kappenberger und Sirdar Krishna Rai Tulu.

Dhaulagiri Himal

Dhaulagiri, 8167 m

Sechsthöchster Berg der Erde – 1. Best. 1960 Schweizer Expedition unter Max Eiselin, Nordostsporn. Der Pole Wojciech Kurtyra organisierte internationale Kleinexpedition im Mai 1980 zur schönen, aber gefährlichen Ostwand. Die dreieckige Wand ist etwa 2300 m hoch, dazu kommen noch 350 Höhenmeter am Gipfelgrat. Die Mannschaft: Wojciech Kurtyra, Krakau; Ludwik Wilczynski, Bydgoszcz; Alex MacIntyre, England, und René Ghilini, Chamonix. Den Erfolg gab es vom 10. bis 18. Mai 1980: Wojciech Kurtyka und Alex MacIntyre bezwangen die Wand im Alpenstil, also ohne Hochlager – bestimmt eine der bedeutendsten Erstbegehungen der Himalaya-Saison 1980. Bei der Ostwand-Erstbegehung handelte es sich um die insgesamt 12. Besteigung des Berges. Ein großer Erfolg war in der

Vormonsunzeit 1980 der Schweizer Eiselin-Expedition von Max Eiselin am Dhaulagiri beschieden, dessen Erstbesteigung am 13. Mai 1960 sechs Teilnehmern einer Eiselin-Expedition über den Nordostgrat geglückt war: auf den Tag genau zwanzig Jahre später, am 13. Mai 1980, erreichten die Schweizer Hans von Kaenel und Fritz Luchsinger mit Sherpa Ang Rita wieder über den Nordostgrat den Gipfel; es war die siebente Besteigung. Gleich anschließend wurden die Besteigungen 8 bis 11 unternommen: 14.5.1980 Josef Buchholzer, Raymond Monnerat, Hansjürg Müller und Hans Zimmermann (alle Schweiz); 17.5.1980 Hans Burgstaller (Österreich), 18.5.1980 Hans Eitel (Deutschland) und Fredi Graf (Schweiz); Mike Ballmann, Rolf Bleiker, Marcel Ruedi (alle Schweiz) sowie Sherpa Gyalzen und Sherpa Lakhpa Gyalzen; 19.5.1980 Simon Burkhardt, Jean Müller und Sherpa Ang Rita, der im Rahmen dieser Expedition zum zweiten Mal den Gipfel erreichte.

Tukucho, 6920 m

Doppelgipfeliger Berg 8 km nordöstlich von Dhaulagiri I (Westgipfel 6773 m); 1. Best. 10. Mai 1969 durch die Schweizer Georges Hartmann, Alois Strickler und Sherpa Sonam Girmi über Nordwestgrat; am gleichen Tag wurde der Westgipfel von Alfred Hitz und Ruedi Homberger erstbestiegen; am 13.5. wurde der Hauptgipfel auch von Homberger und Andreas Hirsbrunner erreicht (AS 9/1969, 57; BdW 1968/69, 99–116). Seither ist der Berg mindestens sechs Mal bestiegen worden, zuletzt am 28. September 1980 von sechs Japanern und zwei Sherpa unter Tatsuo Morimoto auf einer neuen Route über den Südwestgrat.

Jumla Himal

Sisne North, 6470 m

Der doppelgipfelige Sisne (South 6620 m) befindet sich ca. 8 km nordwestlich von Kanjiroba bei 82° 35'E/29°25'N und ist ein interessantes bergsteigerisches Ziel in einem bisher wenig bekannten Gebiet.

Eine siebenköpfige Schweizer Expedition aus Neuchâtel unter Ruedi Meier versuchte sich mit zwei Sherpa-Hochträgern am Nordwestgrat. Der noch unbetretene Hauptgipfel wurde nicht erreicht, dafür aber erstmals der Nordgipfel über den Nordwestgrat am 3.5.1980 durch Daniel Chevalier und Pierre Galland; es waren fünf Hochlager eingerichtet worden, das höchste auf 6110 m. Der ca. 500 m lange Verbindungsgrat zum Südgipfel erwies sich als zu schwierig und gefährlich.

Der Anmarsch ging von Surkhet (700 m) über den Mabu-Paß (3300 m) und über einen weiteren Paß in das Tilatal und nach Jumla. Durch das Chaudhabisetal wurde die Westseite des Sisne-Massivs und nach zwanzig Anmarschtagen das Basislager (4050 m) erreicht.

Die Schweizer hatten nicht nur einen schönen Gipfelerfolg, sondern leisteten auch wichtige Arbeit für späteren Unternehmungen; ausführliche Berichte, Kammverlaufskizze und gutes Bildmaterial im IBA. Im Gebiet ist noch viel Erschließungsarbeit zu leisten.

Garhwal-Himalaya

Nanda-Devi-Gruppe

Changabang, 6864 m

Der fantastische Granitmonolith erhebt sich 15 km nordwestlich über dem Ramanigletscher und gehört zu den imposantesten Bergen des Himalaya; 1. Best. 4.6.1974 Christian Bonington, B.S. Sandku, Doug Scott, Dougal Haston und Tashi über die Ostwand (AJ 1975, 155–159). Sechs Japaner bezwangen 1976 den Südwestgrat (AAJ 1977, 248); im gleichen Jahr die Briten Joe Tasker und Peter Boardman den Westfeiler (AAJ 1977, 249); 1978 glückten zwei Polen und zwei Briten erstmals die Direkte Südwand (AAJ 1979, 29–35).

Die vermutlich fünfte Besteigung, erstmals über den Nordostgrat, wurde vom 25.–28. September 1980 von den Australiern Paul Anderson, Michael Rheinberger und Andrew Rothfield ausgeführt. Die neunköpfige Expedition ging vom oberen Changabang-Gletscher aus, querte die Kalanka-Südflanke; die Gipfelseilschaft biwakierte 150 m unter dem Gipfel auf dem Grat. Der Abstieg dauerte zwei Tage.

Dunagiri, 7066 m

Der schön geformte Berg befindet sich 18 km nordwestlich der Nanda Devi; 1. Best. 5.7.1939 André Roch, Fritz Steuri und David Zogg (Schweiz) über Südwestgrat und -flanke. Inzwischen erfolgten mehrere Besteigungen, teils auf neuen Routen.

Einer Gruppe polnischer Studenten glückte im August 1980 die vermutlich siebente Besteigung auf der Schweizerföhre vom Ramani-Tal aus. Es wurden Hochlager 5800 und 6000 m errichtet. Den Gipfel erreichten am 18.8.1980 Grzegorz Benke (Leiter) und Andrzej Hartman über den langen und gefährlichen Grat; sie biwakierten auf 6400 und 6800 m.

Hanuman, 6075 m

Ein ausgeprägter Berg unweit südlich des Dunagiri und 17 km nordwestlich der Nanda Devi; 1. Best. 1.6.1966 A. R. Chandekar (Indien) mit Sherpa Lobsang und Dorje über Ostgrat, am 4.6. folgten vier weitere Teilnehmer (AAJ 1967, 410). 1974 wurde der Gipfel von einer indischen Frauenexpedition (AAJ 1975), 1975 von dem Österreicher Erich Vanis und am 13. August 1980 von dem Polen Marek Lukaszewski erreicht.

Maiktoli, 6803 m

Von der Nanda Devi 15 km südwestlich; 1. Best. 12.8.1934 durch den Bri-

ten Eric E. Shipton mit Kusang und Angtharkay über Nordostflanke; 1961 bezwangen Inder den Nordgrat (HH, 93).

Fünf Teilnehmer der spanischen Expedition 1980 unter Guillem Arias glückte am 1. Oktober 1980 eine Besteigung von Norden über den Rishi-Gal-Gletscher aus in den Nordwestcol.

Mrightuni, 6885 m

Unweit nordwestlich von Maiktoli und ca. 16 km südwestlich der Nanda Devi; 1. Best. 19.6.1958 durch die Inder G. Singh, R. V. Singh, A. Ali, Devan und Kalyan Singh über die Nordflanke; seither mindestens vier weitere Besteigungen. Eine Besteigung über die Südflanke glückte am 11. September 1980 einer vierköpfigen spanischen Expedition unter Gonzalo Suárez.

Nanda Ghunti, 6309 m

Etwa 25 km westlich der Nanda Devi (30°20'56"N/70°43'09"E); 1. Best. 10.9.1947 durch die Schweizer André Roch, René Dittert mit Sherpa Ang Tensing über den Ostgrat; eine weitere Besteigung glückte 1960 Indern (HH, 109).

Dritte Besteigung 18. Mai 1980 durch indische Expedition (13 Teilnehmer) unter Pranesh Charkraborty.

Panwali Dwar, 6663 m

Der Berg wird gelegentlich auch als „Pawali“ bezeichnet und befindet sich 10 km südlich der Nanda Devi.

Einer vierköpfigen japanischen Expedition unter Keisuke Nakae glückte am 30. Mai 1980 die Erstbesteigung über die Südwand.

Trisul, 7120 m

Im Herbst 1980 glückte einer französ. Exp. unter Claude Jaccoux eine Besteigung und die erste Skibefahrung.

Kamet-Gruppe

Abi Gamin, 7355 m

Unweit des Kamet (30°55'57"N/79°36'09"E); 1. Best. 22.8.1950 durch die Schweizer René Dittert, A. Tissieres und G. Chevalley über den Nordostgrat; 1953, 1955 und 1969 wurde von Indern der Südwestgrat begangen. Ebenfalls einer indischen Expedition unter J. K. Bajaj glückte am 1.6.1980 eine Besteigung über den Nordostgrat.

Kamet, 7756 m

Höchster Berg der gleichnamigen Gruppe (30°55'13"N/79°35'37"E); 1. Best. 21./23.6.1931 F. S. Smythe, E. E. Shipton, R. L. Holdsworth, Lewa; C. R. Greene, E. ST. J. Birnie und Kalyan Singh vom Meades Col über die Ostflanke. Wiederholungen auf der gleichen Route 1955, 1973 und 1980 durch Inder.

Nachtrag 1979: Eine neue Route von Südosten eröffneten am 5. Juni die Inder R. Yadav, Amar und Ajab Singh.

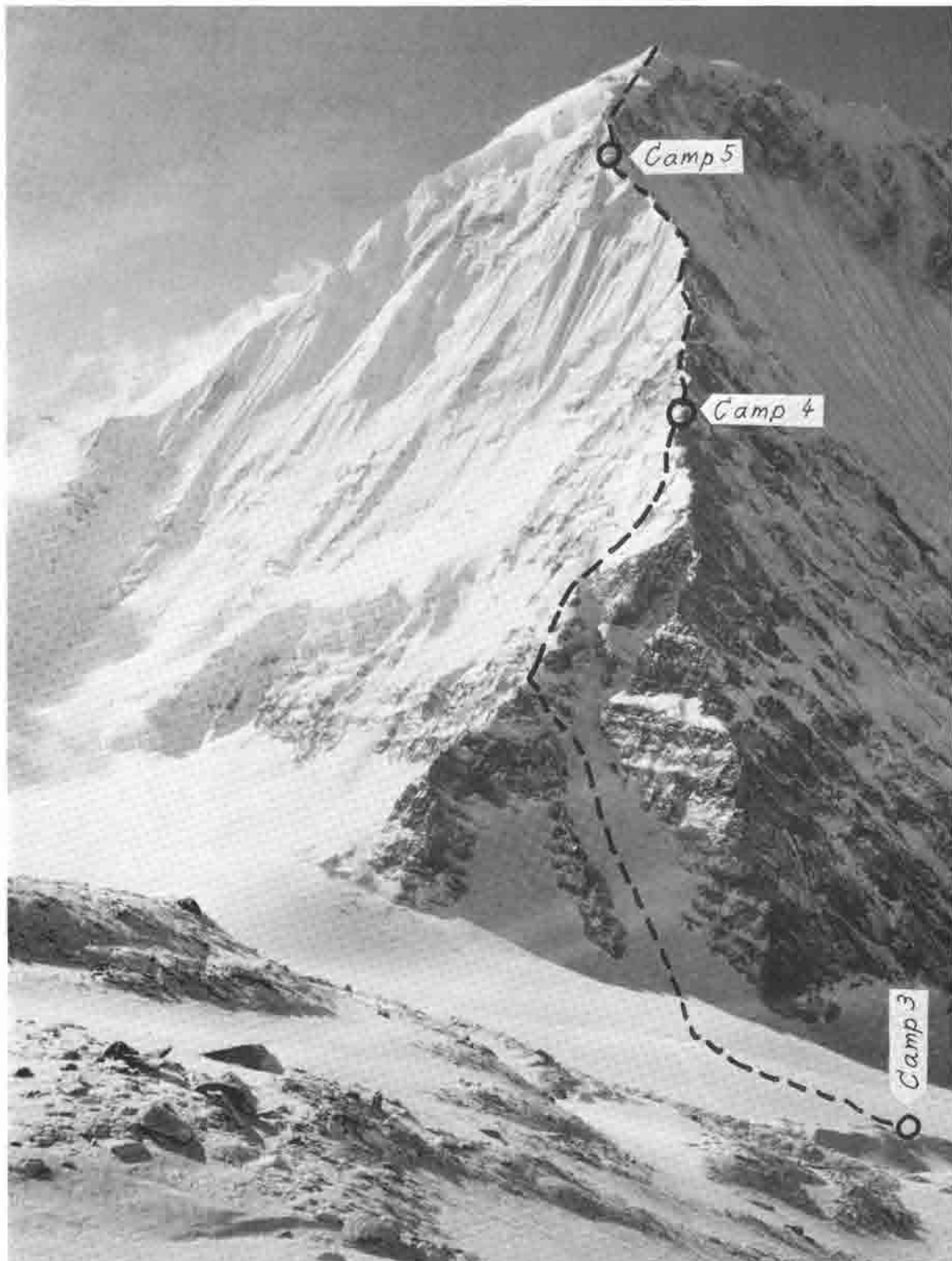
Gangotri-Gruppe

Bazuki Parbat, 6792 m

Der Berg befindet sich 5 km nordwestlich des Satopanth; er wurde am 23. September 1980 erstmals durch Japaner bestiegen (Einzelheiten unbekannt).

Bhagirathi I, 6857 m

Die Bhagirathi-Kette bildet den Westteil der Satopanth-Gruppe am rechten Ufer des langen Gangotrigletschers. Eine faszinierende Landschaft mit idealen Gipfelzielen für Kleinexpeditionen. Das Gebiet ist erst seit 1979 westlichen Gruppen zugänglich.



Links:
Der Nordgipfel
des Sisne mit
NW-Grat und
NO-Grat (links).

Foto:
R. Meier

Am 20. und 27. September glückte einer dreizehnköpfigen japanischen Expedition unter Hisatashi Takabayashi die Erstbesteigung über den Südostgrat.

Bhagirathi II, 6512 m

Er bildet den Nordgipfel der Bhagirathi-Kette; 1. Best. 1.10.1979 durch die Tschechoslowaken Jan Strásky, Jiri Vitha und Zdenek Lukes über den Nordostgrat.

Eien weitere Besteigung (2. ?) glückte am 29. September 1980 den Tübingern Erich Hessler und Rudi Günther mit Jürgen Winkler, ebenfalls über den Nordostgrat. Am 5. Oktober 1980 folgte auf der gleichen Route eine japanische Frauenexpedition; Satuki Kobajashi und Hideko Annaka erreichten den Gipfel.

Bhagirati III, 6455 m

8.10.1980 1. Beg. Nordgrat durch tschechoslowakische Exp. unter Z. Lukes.

Bhṛigupanth, 6772 m

Stark vergletscherter Berg in der nördlichen Kedernath-Gruppe, 5 km westlich des Shivling. Im Mai-Juni 1980 war eine amerikanische Frauenexpedition unter Arlene Blum am Berg erfolgreich: am 15. Juni 1980 glückte Nancy Goforth, Susan Coons und Penny Brothers die Erstbesteigung von Westen aus dem Becken des Kedar-Gletschers: durch ein 600 m hohes Eiscouloir wurde der Col (6000 m) zwischen Bhṛigupanth und Thalay Sagar erreicht, von dort über den Nordgrat der Gipfel.

Kedernath Dome, 6831 m

Eine Art Nordschulter des eigentlichen Kedernath (6940 m) am linken Ufer des Gangotrigletschers; 1. Best. 25.6.1947 André Roch, Alfred Sutter, René Dittert und Alexander Graven mit Sherpa Ang Dawa, Wangdi Norbu und Ang Norbu über die Nordwestflanke; inzwischen etwa zehn Besteigungen durch Inder auf der gleichen Route, zuletzt am 31. Mai 1980 durch eine japanische Frauenexpedition unter Nobuko Takamoto und am 3.10.1980 durch den Inder Krishna Kamal.

Kharchakund, 6640 m

Stark vergletscherter Berg (30°46'36"N/79°7'47"E) – von Norden verblüffend ähnlich wie der Ortler von Osten – in der östlichen Kedernath-Gruppe am linken Ufer des oberen Gangotrigletschers.

Erste Besteigung am 29. Mai 1980 durch die Japaner Toshiharu Hashimoto und Yoshitak Tanimura über Westpfieiler (Fels) und Nordgrat (Eis); einen Tag später folgten Kaoru Ueno und Sueo Miyahara, Leiter der sechsköpfigen Expedition. Es waren vier Camps errichtet worden, das letzte auf 6250 m.

Meru, 6672 m

Schöner Berg in der nördlichen Kedernath-Gruppe, 3 km südwestlich des Shivling; die Erstbesteigung soll 1980 erfolgt sein (Einzelheiten unbekannt).

Thalay Sagar, 6904 m

Zweifellos einer der schönsten und schwierigsten Himalaya-Berge 9 km nordwestlich des Kedernath (30°51'41"N/78°59'45"E) und südwestlicher Nachbar des Shivling; in älteren Büchern und Karten als „Phating Pitwana“ bezeichnet, in „Mountain“ (Nr. 71) auch als „Thelway Sagar“. Der Berg ist eine echte Herausforderung. Die Erstbesteigung glückte nach großen Schwierigkeiten am 24.6.1979 den Amerikanern Roy Kliffeld, John Thackray und Peter Thexton über Nordwestcouloir und -grat (AAJ 1980, 457–462; gute Fotos!).

Shivling, 6543 m

Imposanter Granitberg in der nördlichen Kedernath-Gruppe am unteren Gangotrigletscher; 1. Best. 3.6.1974 durch die Inder Laxman Singh mit Sherpa Dorje, Pemba Tharkay, Pasang Tsering und Ang Tharkay über Westwand und -grat; gefolgt von Nima Chhawang, Pasang Namgyal und H. Nautiyal (20.6.1974); L. P. Sharma und S. S. Sangbu (22.6.1974); AJ 1975, 240. Vermutlich 3. Besteigung am 20. Juni 1980 durch japanische Expedition unter Shiro Kurauchi wieder über den Westgrat weitgehend auf der Inder-Route; den Gipfel erreichten Takao Kobayashi, Yoshiyuki Inoue, Hiroshi Nishie und Yuktaka Inoue. Biwak auf 6250 m; es waren auch bedeutende Eisschwierigkeiten zu überwinden.

Eine neue, interessante, aber sehr schwierige Route eröffneten Japaner unter Norio Yasuda im September 1980 über Nordgrat und Nordwestwand. Der Nordgrat fußt im untersten Merugletscher und trägt die Erhebung „Baby Shivling“ (6489 m), wonach sich der Grat steil, dann überhängend zum Gipfel aufschwingt. Die Japaner errichteten bis zum großen Überhang vier Camps, querten ab 6200 m auf einem Firnband nach

rechts in die Nordwestwand; am 4. September 1980 errichteten Isao Kubo und Masayoshi Yamomota nach zehnstündiger Kletterei den Gipfel (4. Besteigung).

Vasuki Parbat, 6793 m

Gipfel in der Satopanth-Bhagirathi-Gruppe südlich des Chaturangi-Gletschers; 1. Best. 2.10.1973 durch die Inder T. Singh, T. Bahadur, Angpuri und Nima Phutar von Norden (AAJ 1974, 211). Am 15. September 1980 glückte einer japanischen Kleinexpedition unter Keisuke Nakae die erste Begehung von Ostwand und -grat; Biwaks auf 5640, 6300 und 6550 m. Am gleichen Tag wurde auch der Südgipfel betreten.

Panjab-Himalaya

Spiti-Lahul-Kulu

CB 53, 6096 m

Schöner Berg in Nord-Lahul, ca. 3 km östlich von Mulkila (6517 m); eine Besteigung (erste ?) glückte am 7., 8. und 11. August 1980 drei japanischen Gruppen unter Taiku Murakami (Einzelheiten unbekannt).

Koa Rang, 6157 m

Die Koa-Rang-Kette (auch „Rong“) befindet sich in Nord-Lahul, ist im Westen und Norden vom Bahga-Fluß und im Osten vom Shigri begrenzt, im Süden die Mulkila-Gruppe. Sieben Teilnehmer einer zehnköpfigen britischen Armee-Expedition – in der Bundesrepublik stationiert – sollen am 11. Juni 1980 den Koa Rang 3 erstbestiegen haben; Koa Rang 3 ist auf der japanischen Karte 1:100 000 – die beste des Gebietes – ohne Höhenangabe; die Höhe „6157“ ist jedoch neben Koa Rang 1 zu finden.

Leo Pargial, 6790 m

Unter den Indern beliebter Berg im östlichen Kulu-Gebiet; 1. Best. 10.8.1933 durch die Briten M. Pailis und C.E.T. Warren über den Westgrat; etwa vier Wiederholungen durch Inder. Eine neue Route 1975 durch Inder über Ostwand und Südgrat.

Am 27. September 1980 erreichten sieben Inder unter Lakhan Singh den Gipfel auf der klassischen Route.

Menthosa, 6443 m

Berg in Lahul; 1. Best. 13.10.1970 durch die Briten S. Rae und R. Caie über den Ostgrat. Wiederholungen 1973 durch Briten (18 Mann am Gipfel!), Inder und Japaner.

Eine österreichische Gruppe unter Günther Gruber erreichte am 29. Juli 1980 den Gipfel über die Südostflanke.

Kashmir-Himalaya

Zanskar-Kette

Zanskar I, 6131 m

Der Berg ist in bisherigen Himalaya-Chroniken nicht erwähnt worden. Die vermutliche Erstbesteigung glückte am 20. August 1980 einer 12köpfigen japanischen Expedition unter Michizumi Ouchi über den Westgrat; es wurden drei Camps errichtet.

Nun-Kun-Gruppe

Barnaj II, 6170 m

Der doppelgipfelige Berg (South 6150 m) wurde am 14. August 1980 von den Japanern Kei Komishi, Shoichi Sugaya, Hiroshi Matsui und Nobuyoshi Suzuki vermutlich erstmals bestiegen (Einzelheiten unbekannt). Anmerkung: der Berg wird im HH mit 6340 m angegeben.

Brammah, 6416 m

Am 28.9.1980 Nordgrat D. Julien, E. Schmutz, R. Steiger (Frankreich), vermutlich 3. Best.

La Schal, 6135 m

Der Berg befindet sich unweit nördlich von Barnaj I und II. Er war im August 1980 das Ziel einer französischen Expedition unter Jean-Paul Chassagne. Die Besteigung glückte am 22.8.1980 Elisabeth, J. P. Chassagne und Pierre Cier über die Nordostwand.

Nun, 7135 m / Kun, 7070 m

Im Juli 1980 führten Österreicher unter Günther Hochhauser die 10. Besteigung des Nun aus; am 11.7.1980 durchstiegen Veronika Merz (Schweiz), I. Gruber und W. Knezicek (Österreich) die Westwand; am 28. August 1980 begingen vier Japaner den Nordostgrat; 5.10.1980 Thomas Mutch, T. Binet und C. Heimark (USA) Westgrat.

Karakorum

Siachen Mustagh

Apsarasas I, 7245 m

Hauptgipfel der sechs Apsarasas, östlich des Teram Kangri. Einer indischen Armee-Expedition unter K. N. Thadani glückte am 18. September 1980 eine Besteigung mit 19 Teilnehmern von Süden.

Baltoro Mustagh

Baltoro Kangri V, 7260 m

Der Berg befindet sich unweit östlich von Baltoro I und südlich des Conway-Sattels; 1. Best. 3.8.1934 James Belaieff, Piero Ghiglioni und André Roch über den Südostgrat.

Am 6. Juni 1980 glückte einer britischen Ski-Expedition unter Brian Hall eine Skibesteigung aus dem Conway-Sattel (6300 m), wobei Peter Alston, Ian Gray, Phil Ham, Harry Rankin, Jess Stock und Brian Hall den Gipfel erreichten.

Gasherbrum II, 8035 m

Im Juli-August 1980 befanden sich zwei Expeditionen am Berg; eine japanische unter Hideo Sato und eine spanische unter Conrad Blanch. Der Gipfel wurde am 2. August 1980 von den Spaniern Pere Aymerich und Enric Font sowie von den Japanern Hideo Sato, Kenji Imada und Masaaki Fukushima auf der klassischen Route über den Südwestgrat erreicht.

Hidden Peak, 8068 m (Gasherbrum I)

Ungewöhnlichen Erfolg hatten die beiden Franzosen Maurice Barrard und Georges Narbaud, die ohne Träger auf Langlaufski den Berg angingen: zunächst glückte ihnen die Erstbesteigung des Hidden Peak South (7069 m), der 2,5 km südlich des Hauptgipfels aufragt und von ihm durch einen 150 m tiefen Sattel getrennt ist. Der Aufstieg erfolgte am 2. Juli 1980 über den Südwestgrat. Anschließend wurde auch noch die Südwestflanke des Hauptgipfels versucht. Die beiden überquerten den erwähnten Sattel, gaben den Versuch zunächst aber doch auf, da Narbaud schneeblind geworden war.

Am 15. Juli 1980 wurde das Unternehmen erneut begonnen. Barrard und Narbaud stiegen auf ihren Langlaufskiern bis 7650 m, wo sie an der Nordflanke des Südgipfels deponiert wurden. Anschließend wurde in Langlaufschuhen der Aufstieg über die Südwestflanke zum Hauptgipfel unternommen. Es war die 5. Besteigung. Ein großartiger Erfolg einer Kleinexpedition.

Panmah Mustagh

Latok IV, 6456 m

Der sehr schwierige Berg befindet sich 3 km südöstlich von Latok I (7145 m) und wurde bereits 1976 von einer japanischen Expedition erfolglos versucht.

Im Juli 1980 startete eine neue japanische Expedition unter Motomu Ohmiya mit vier Teilnehmern. Das Basislager wurde am 10.7.1980 auf dem Baintha Lukpar Glacier in 4600 m errichtet. Nach ungewöhnlichen Schwierigkeiten erreichten Koji Okano und Motomu Ohmiya über die sehr schwierige Südwestwand und den langen Gipfelgrat am 18.7.1980 den Gipfel. Es war die erste Besteigung.

Uzun Brakk, 6422 m

Der Berg befindet sich am linken Ufer des Biafo-Gletschers und 6 km westlich von Baintha Brakk (7285 m).

Erste Besteigung im Juli 1980 durch die Schotten Tony Saunders und Will Tapsfield nach siebentägiger, sehr schwieriger Kletterei über die Nordostwand.

Hispar Mustagh

Yazghil Dome, 7440 m und Disteghil Sar East, 7700 m

Eine nur fünf Mann starke polnische Gruppe unter Ryszard Kowalewski hatte 1980 ein interessantes Ziel: den noch unbetretenen Disteghil Sar East (ca. 7700 m). Am 14. Juli 1980 war das Basislager im oberen Abschnitt des Kiang-Gletschers errichtet (4350 m), binnen kurzem stand in 5100 m ein Depot-Lager. Am 21. Juli 1980 begann die Schlussoperation. Nach vier Tagesetappen biwakierten die fünf Bergsteiger in 5800, 6200, 6500 und 6900 m Höhe. Vom letzten Biwak wurde am 25. Juli 1980 der jungfräuliche Yazghil Dome (7440 m) über seine Südwestflanke angegriffen. Tiefschnee und miserables Wetter (Nebel, Kälte, Schneesturm) boten fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Aber während der Gipfelstunde gab es eine Aufhellung, so daß topographisch wichtige Beobachtungen gemacht werden konnten: es gibt in diesem Berggebiet einen Gipfel weniger, als es die Karten aufweisen. Am 26. Juli 1980 folgte nun, ebenfalls von 6900 m aus, der formschöne östliche Bruderberg des Disteghil Sar. Seine 600 m hohe Gipfelwand, dem unteren Teil der Matterhorn-Nordwand ähnlich, wurde direkt angegangen und erforderte einige Stunden schwierige Arbeit. Den ebenfalls jungfräulichen Gipfel des Disteghil Sar East (7700 m) konnten die zwei Seilschaften erst um 18.30 Uhr betreten – bei bitterkaltem Wind, aber schöner Sicht. Der Abstieg erfolgte bei Mondlicht. Am 29. Juli 1980 verließ die Gruppe ihr Basislager in Richtung Heimat.

Die beiden Siebentausender wurden in einer zweiwöchigen Aktion (von der Errichtung bis zum Abbruch des Basislagers) bestiegen – ohne Hochträger, ohne feste Hochlager und eigentlich auch ohne Akklimatisation. Eine sehr beachtenswerte Leistung von Andrzej Bielun, Jacek Gronczewski (Arzt), Ryszard Kowalewski, Tadeusz Piotrowski und Jerzy Tillak.

Lupghar Sar, 7199 m

Das dreigipfelige Lupghar-Sar-Massiv befindet sich am Westrand des Hispar Mustagh; 1. Best. des Hauptgipfels 18.6.1979 durch die Bayern Hans und Sepp Gloggnier über den Südwestgrat (AV-Jb 1980, 107). Zweite Besteigung am 4. August 1980 durch die Japaner Kazuo Ito und Takehiro Okazaki auf der gleichen Route; der Gipfel wurde nach einem Biwak in knapp 7000 m erreicht.

Yutmaru Sar, ca. 7330 m

Der Berg befindet sich westlich von Kanjut Sar und nördlich des Hispar-Gletschers; sein Nordgipfel ist mit ca. 7100 m angegeben.

Eine fünfköpfige japanische Gruppe unter Tadao Sugimoto startete im

Juni 1980 den Erstbesteigungsversuch. Am 19.6.1980 wurde auf dem Yutmaru-Gletscher das Basislager (4650 m) errichtet. Nach großen Schwierigkeiten wegen des Wetters wurde der Gipfel am 22. Juli 1980 von Yu Watanabe, Masahiro Motegi und Tadao Sugimoto über den Nordgrat erreicht.

Saltoro-Kette

Mount Ghent, 7400 m

Der Mount Ghent befindet sich südlich des obersten Siachen-Gletscherbeckens (35°31'6"N/76°48'7"E); 1. Best. 4.6.1961 durch den Österreicher Wolfgang Axt über den Westgrat, der von Norden erreicht wurde.

Auf der gleichen Route erfolgte am 18. Juli 1980 die Zweitbesteigung durch die Deutschen Peter Brill, Georg Mezger und Rolf Schöpl, wobei bis Camp 4 (6400 m) Ski benützt wurden.

Masherbrum-Kette

Mango Gusor, 6290 m

Der sehr schöne Berg – „Matterhorn von Askole“ – bereits mehrmals versucht, wurde im Juli 1980 von einer japanischen Expedition unter Tateshi Sudo erstmals bestiegen (Einzelheiten unbekannt).

Mitre Peak, 6010 m

Die schlanke Felsgestalt des schön geformten Mitre Peaks bildet den Nordostpfeiler der östlichen Masherbrum-Kette.

Von Westen betrachtet, zeigt sich der Berg mit zwei Gipfeln, wobei der nördliche höchste Punkt ist. Interessanterweise ist über frühere Ersteigungsversuche nichts bekannt geworden.

Im Mai 1980 startete der Italofranzose Ivan Ghirardini mit seiner Frau Marie Jeanne zum Ausgangspunkt auf dem Baltorogletscher. Ghirardini nahm sich, über den Mitre-Gletscher aufsteigend, die Westwand vor. In ihr zieht ein ausgeprägtes Couloir in die Scharte zwischen den beiden Gipfeln. Anschließend führt der kurze Südgrat als beste Möglichkeit auf den Hauptgipfel. Ivan Ghirardini hatte Erfolg: die Besteigung dauerte vom 1.–3. Juni 1980, es herrschte schlechtes Wetter (Schneefall); der Fels ist brüchig und schwierig (UIAA V+), 65° steiles Eis.

Pamir

Kaschgar-Kette

Kongur/Kungur Tagh, 7719 m

Höchster Berg der Kaschgar-Kette am Pamir-Ostrand, bis 1979 keine Besteigungsversuche. Im Juni-Juli 1980 unternahmen die Briten Christian Bonington, Al Rouse und Mike Ward eine Kundfahrt in das Gebiet, wobei am Kungur-Tagh-Nordgrat eine Höhe von ca. 6217 m durch Rouse und Bonington erreicht wurde; der Grataufschwung trägt jetzt den Namen „Sarakyaguqi Peak“. Der Zugang zum Berg erfolgte über den Kosel-Gletscher.

Mustagh Ata, 7546 m

Der Berg befindet sich im Südteil der Kaschgar-Kette im Ost-Pamir (chinesische Provinz Sinkiang); 1. Best. 31.7.1956 durch eine chinesisch-sowjetische Expedition unter I. A. Bieleckij, wobei 19 Sowjets und 12 Chinesen den Gipfel über die Westflanke (5 Hochlager) erreichten.

Eine weitere Besteigung glückte im Juni 1980 einer amerikanischen Gruppe unter Ned Gillette; den Gipfel erreichten Fräulein Jan Reynolds, Gillette und Galen Rowell. Die ganze Besteigung wurde auf Ski ausgeführt, das oberste Lager befand sich auf 6200 m; der Mustagh Ata dürfte vermutlich zu den unschwierigsten Siebentausendern gehören.

Pik Kommunismus, 7495 m

Eine neunköpfige sowjetische Gruppe unter K. Valiev durchstieg vom 29.

Juli bis 11. August 1980 die 2800 m hohe Südwand auf einer neuen Route; es wurden 300 Fels- und Eishaken angebracht.

Pik Korshenewskaja, 7105 m

Im Sommer 1980 wurden von sowjetischen Bergsteigern zwei bedeutende Anstiege eröffnet: sechs Mann unter A. Putinzew bezwangen den 1900 m hohen Westwand-Pfeiler (450 m VI).

Eine Gruppe unter A. Baschmakov aus Leningrad durchstieg in sieben Tagen die Westwand auf einer neuen Route (1000 m, V und VI).

Pik Revolution, 6974 m

Im Juli 1980 bezwang eine achtköpfige Mannschaft aus Odessa die 1500 m hohe Nordwestwand auf einer neuen Route (etwa 1000 m V und VI).

Fangebirge

Im Sommer 1980 wurde eine Reihe schwieriger Unternehmungen von sowjetischen Alpinisten ausgeführt, u. a. glückte die Erstbegehung der 1500 m hohen Pik-Moskau-Nordwand (5183 m) vom 6.–17.7.1980 einer Fünferseilschaft unter O. Schumilov; über 200 Fels- und Eishaken, Holzkeile (400 m VI+). Ferner glückte in der 1000 m hohen Nordwand des Tschapdara (5297 m) einer Moskauer Gruppe unter W. Schursdin ein neuer Anstieg (durchgehend V und VI+).

Tienschan

Im Tienschan, Grenzgebirge UdSSR/China, gab es nur wenige Unternehmungen zu verzeichnen. Das bedeutendste war zweifellos die erste Durchsteigung der 2000 m hohen Westwand am Pik Pogrebezko (6487 m) vom 1.–10.8.1980 durch eine kirgisische Gruppe unter E. Strelzow (über 1000 m V, etwa 300 m VI).

Kaukasus

Trotz des schlechten Sommers wurden von sowjetischen wie auch ausländischen Alpinisten schwierigste Unternehmungen – Neuanstiege – durchgeführt, u. a. Tschantschahi-Nordwand (W. Goloschajov), Pik-Ranketti-Nordpfeiler, Pik-Asatiani-Nordwestwand.

Besingi-Gruppe

Schchara-Westgipfel-Nordwestwand

Erste Begehung der fast 1600 m hohen Wand am 10.–15. August 1980 durch die sowjetischen Bergsteiger A. Blankovski, A. Lewin, J. Krainov und W. Melentjev in 48 Stunden Kletterzeit (durchschnittlich 70°).

Baksan-Gruppe

Uschba-Nordgipfel-Nordostwand

Erste Begehung der 1100 m hohen Wand vom 2.–4.9.1980 durch die Tschechoslowaken Andrej Belica, Jan Porvaznik und Prochazka; VI/A1, Eis 55°.

Pik Schtschurowsky-Nordwand

Erste Begehung einer Direktroute durch die etwa 1200 m hohe Wand vom 22.–24.8.1980 durch die Tschechoslowaken Stanislav Glejdura und Karel Jakes; V/A1.

Pik-Aristova-Nordwand

Vom 22.–25.8.1980 glückte den Tschechoslowaken Jan Vestenicky, Jan Spanik und Josef Kulhavy eine neue Route durch die durchschnittlich 80° steile, etwa 800 m hohe Wand.

Alternative Regionalpolitik für entwicklungsschwache Berggebiete

Peter Haßlacher

Einer Grundlagenarbeit des Österreichischen Institutes für Raumplanung (1980 im Auftrag der Österreichischen Raumordnungskonferenz) für eine regionalisierte Fremdenverkehrsprognose in *Österreich* sind folgende fremdenverkehrsbezogenen Entwicklungsdaten zu entnehmen:

Für den Zeitraum 1979/80 bis 1985/86 wird eine Zunahme der Seilbahntransportkapazität für den Winter von 460 auf 590 Mio. Personenhöhenmeter/Stunde (+ 28%), für den Winter 1990/91 eine von etwa 700 Mio. erwartet (+ 52%). Der Anstieg der Winternächtigungen wird von 39,8 auf 46 bis 50 Mio. (+ 15 bis 25%) im Zeitraum von 1979/80 bis 1985/86 geschätzt. Für das Sommerhalbjahr 1986 ergab die analoge Schätzvariante etwa 85,0 Mio. Übernachtungen gegenüber 78,2 Mio. im Sommerhalbjahr 1980 (+ 8,7%). (ÖIR, 1980; Bernt, 1981).

Eine Auswertung der regionalen Entwicklungskonzepte der *Schweizer Kantone* zeigt für den Zeitraum 1970 – 1990 ein Wachstum der Bettenanzahl in der Parahotellerie von rund 45% und von 30% in der Hotellerie an. Das erwartete touristische Wachstum dürfte nach Leibundgut (1980:38) rund 10 000 ganzjährig Beschäftigte und eine mindestens gleich hohe Zahl von Saisonbeschäftigten beanspruchen. In vielen Regionen zeigt sich, daß die laufenden Entwicklungstendenzen der Beherbergungskapazität bereits im Jahre 1980 ein extrem starkes Wachstum aufwiesen. Verschiedentlich sind bereits 50% oder mehr des für 20 Jahre (1970–1990) erwarteten Zuwachses erreicht.

Diese unbeschränkte Forcierung des Tourismus – als eine Strategie der Berggebietsentwicklung – würde in heute bereits weitgehend bzw. mäßig von der Tourismuswirtschaft geprägten Gebieten zu einer Verstärkung der Dominanz dieses Wirtschaftszweiges und auf Grund der Monostrukturierung der Erwerbsstruktur zu einer einseitigen Abhängigkeit von dieser Branche führen. Dabei vergrößert sich vor allem der Grad der Abhängigkeit Österreichs durch die immer stärker werdende Außenorientierung der Gästenachfrage. Während in der benachbarten Schweiz im Jahre 1979 55,4% der Übernachtungen auf Inländer entfielen, betrug in Österreich der Anteil der Inländer am Gesamtaufkommen der Übernachtungen hingegen im Kalenderjahr 1979 nur 24,6%, – im vom Fremdenverkehr am stärksten geprägten Bundesland Tirol sogar nur mehr 7%.

Diese Entwicklung des Berggebietes in Richtung einer einseitigen Wirtschaftsstrukturierung durch die weiterhin zu erwartende For-

cierung des Fremdenverkehrs stößt sowohl bei Wissenschaftlern aller Fachrichtungen als auch bei neuen regionalpolitischen Konzeptvorstellungen und Leitbildern auf Kritik und führt zu alternativen Vorschlägen. Die Regionalpolitik im Berggebiet folgt damit den seit Beginn der 70er Jahre geäußerten Appellen zu einer Wende in der Entwicklungspolitik (Stiens, 1980:319). Sie folgt Bestrebungen aus aller Welt, sich aus den alles übergreifenden, zentripetal ausgerichteten Strukturzusammenhängen zu lösen und tendiert zur Heterogenisierung und Diversifizierung der vormals „zentral verordneten“ gesellschaftlichen Leitbilder.

Die Problematik peripherer, entwicklungsschwacher Regionen

Zum Brennpunkt der theoretischen und praktischen Diskussion und Durchführung dieser neuen Vorstellungen sind in letzter Zeit vor allem die durch schlechte Erreichbarkeit und ungünstige Eignungs- und Standortvoraussetzungen gekennzeichneten peripheren Gebiete geworden, die einerseits in den Grenzgebieten (vor allem in der Grenzlage zur Tschechoslowakei, Ungarn, Jugoslawien gelegen) und andererseits in vertikaler Hinsicht in den entlegenen Berggebieten anzutreffen sind. Zudem haben sie keine nennenswerten industriell-gewerblichen Traditionen aufzuweisen und sind bislang auch vom Fremdenverkehr wenig – und wenn, nur einsaisonal – erfaßt worden.

Dahinter steckt die grundsätzliche Forderung der in den entwicklungsschwachen ländlichen Berggebieten lebenden Menschen und der sie vertretenden Politiker nach der Herstellung gleichwertiger Lebensverhältnisse, welche kurz ausgedrückt überwiegend vom Einkommen und vom materiellen und personellen Infrastruktur-Angebot her bestimmt wird.

Die Umweltqualität hat bis heute in der räumlichen Berggebietsplanung noch keine praktische Bedeutung erlangt, vielmehr orientiert man sich in diesen wirtschaftlich zurückgebliebenen Regionen an Städten und Verdichtungsgebieten bzw. an benachbarten, touristisch voll erschlossenen Wirtschaftsräumen. Dabei werden häufig ausschließlich als städtisch zu bezeichnende Lebensformen und Denkmuster in diese ländlichen Berggebiete übertragen und ökonomische Meßziffern zur Beurteilung der Gleichwertigkeit regionaler Einheiten herangezogen.

„Die bereits erfolgten Erschließungen von Gletscherskigebieten und ihre große Bedeutung für die Wirtschaftskraft der Talschaften . . . (im Bild das Gebiet am Kitzsteinhorn) stellen nun für entwicklungsschwache alpine Gebiete die Superlative bzw. die Chance einer raschen Fremdenverkehrsentwicklung dar und üben auf diese Gebiete einen ungeheuren Imitationsdrang aus.“ Foto: K. Puntschuh

Die Frage, ob diese zurückgebliebenen oder zurückbleibenden Räume auf Grund ihrer natürlichen und strukturellen Eignung und/oder Begabung überhaupt auf diese Durchschnittswerte hin entwickelt werden können bzw. sollen, bleibt weitgehend unbeantwortet (Hübler, Scharmer, Weichtmann, Wirz, 1980: 134 f).

So ist z. B. bei der Projektierung neuer Gletscherskigebiete in den Ostalpen eine deutliche Tendenz dahingehend festzustellen, daß insgesamt die naturräumlichen Eignungskriterien der Gletscherareale, die sozio-ökonomischen, raumplanerischen und managementbezogenen Voraussetzungen und Fähigkeiten der betreffenden Berggebietsbevölkerung für eine florierende Fremdenverkehrsentwicklung immer schlechter werden. An die im Brennpunkt kommunaler und außerregionaler Interessenansprüche stehenden lokalen Initiantengruppen werden heute tatsächlich hohe Anforderungen hinsichtlich der Organisations- und Begeisterungsfähigkeit sowie des Durchhaltevermögens gestellt. In der Folge kommt es häufig dazu, daß Talfremde sowohl die Funktion des Financiers als auch des technischen Promotors teils aus gewinnbringenden Überlegungen, teils aus ideellen Gründen übernehmen und damit die Desintegration der kommunalen Systeme einleiten.

Dieser Problemsituation zugrunde liegend taucht in neuester Zeit zunehmend die Frage auf, in welchem Ausmaß die einzelnen Teilregionen eines Entwicklungsraumes und die verschiedenen sozialen Lebensgruppen an den Erträgen und dem weiteren Folgenutzen vor allem von touristischen Infrastrukturmaßnahmen im Berggebiet partizipieren können. Die Gefahr ist nicht von der Hand zu weisen (allerdings nicht empirisch nachgewiesen), daß z. B. touristische Großprojekte oder große industrielle Zweigniederlassungen zwar die Verringerung bzw. Nivellierung interregionaler Disparitäten (auf Bezirksebene) bewirken, jedoch auf regionalplanerischer Mikroebene (in der Gemeinde, Fraktion) sich die intraregionalen und intrakommunalen Unterschiede in der Einkommensentwicklung vergrößern und damit die sozialen Spannungen vertiefen.

Betrachtet man die in den vergangenen Jahren versuchte Infrastrukturpolitik für das Berggebiet, so sind 2 Schwerpunkte un schwer zu erkennen, die der Bevölkerung vor allem in peripheren Regionen unter dem Schlüsselwort „Arbeitsplatzbeschaffung“ eine Chance für die Zukunft bieten sollen:

- *Touristische Infrastrukturen* vor allem für den Wintersport – wobei insbesondere die Erschließung von Gletscherskigebieten die Wirtschaftskraft der alpinen Seitentäler dynamisieren soll.
- *Förderung von industriellen Betriebsniederlassungen* in den Talschaftszentren bzw. am Talaustritt, von wo aus auf dem Wege einer dezentralisierten Schwerpunktbildung neue Entwicklungsimpulse für das Hinterland mit Führungsvorteilen zu den größeren, vorgelagerten Zentren hin geschaffen werden sollen.

Die bereits erfolgten Erschließungen von Gletscherskigebieten und ihre große Bedeutung für die Wirtschaftskraft der Talschaften in Kaprun–Kitzsteinhorn seit 1965, Hintertux-Gefrorene Wand 1967, Ramsau–Dachstein 1969, Neustift–Hochstubaai 1973 und

Sölden–Rettenbachferner 1975 stellen nun für entwicklungsschwache alpine Gebiete die Superlative bzw. die Chance einer raschen Fremdenverkehrsentwicklung dar und üben auf diese Gebiete einen ungeheuren Imitationsdrang aus. Diese Tatsache wird wiederum durch die Hartnäckigkeit und den großen Einsatz der Erschließungsbefürworter für ihre Projekte trotz heftiger Angriffe aus Umweltschutzkreisen bestätigt (Im Kaunertal, Pitztal).

Im Virgental in Osttirol hat sich auf Grund der unterschiedlichen Nutzungsansprüche zwischen Energiewirtschaft, Tourismuser-schließung in Form eines Sommerskigebietes im Venedigergebiet und dem geplanten Nationalpark Hohe Tauern ein Musterbeispiel für die alpine Raumordnungspolitik entwickelt (Haßbacher/Jansche, 1981). Die sich abzeichnende Realisierungsabfolge der verschiedenen geplanten Vorhaben: Kraftwerk → Gletschererschließung → Nationalpark ist typisch für die vorherrschende, durch ökonomische Zielprioritäten geprägte Entwicklungspolitik im Berggebiet. Weitere Projektideen für Gletscherskigebiete warten bis sie „an die Reihe kommen“ bzw. sich eine derartige Infrastrukturmaßnahme im politischen Profilierungsprozeß als Notwendigkeit herausgestellt hat: Brandner Gletscher, Silvretta, Venediger-Nord, Hocheiser, Wurtenkees-Schareck, Hochalmkees, usw.

Dieser Trend zur fortschreitenden Fremdenverkehrsförderung zielt, ebenso wie die Förderung von Industrieniederlassungen mit außerregionalen Märkten, auf Nachfrage und damit Abhängigkeit von außerhalb der Region – ja außerhalb der Staatsgrenzen von den Ballungsgebieten der Flachländer ab. Stöhr (1981:7) kritisiert diese Regionalpolitik als einen Vorgang mit dem Ziel, die Entwicklung peripherer strukturschwacher Räume nur durch stärkere Einbindung in das großräumige funktionelle System fördern zu wollen. Dies wurde durch den vorrangigen Ausbau der Verkehrswege in die Alpen und die damit verbundene verstärkte Einbindung in das großräumige europäische Verkehrsnetz von den Kernräumen in die peripheren Gebiete sowie durch Kapitalanreiz für Betriebsneugründungen/Zweigniederlassungen bzw. Betriebsverlagerungen von Unternehmungen aus den Kernräumen eingeleitet bzw. teilweise bereits erreicht.

Vor dem 2. Weltkrieg hatten sich die peripheren Berggebiete auf Grund der räumlichen Abgeschlossenheit auf der Basis ihrer regionsspezifischen Ressourcen entwickelt. Die Abstimmung der Wirtschaftskreisläufe auf die Lebensbedingungen im Tal/Region und der Bestand der dafür notwendigen Palette an wirtschaftlichen Tätigkeiten bewirkte eine „ausgewogene“ Struktur in diesen begrenzten Wirtschafts- und Lebensräumen. Auch die regionalen Absatzmärkte und die lokalen Selbsthilfeorganisationen waren noch intakt.

Seit dem 2. Weltkrieg vergrößerten sich die ökonomisch bedingten Interaktionsräume ständig. Es kam zu einer immer weiteren räumlichen Trennung von Arbeitskräftepotentialen, natürlichen Rohstoffen auf der einen Seite (Land) und der Technologie, Innovation, Macht- und Entscheidungsbefugnissen, Kapital auf der anderen Seite (Stadt). Diese Entwicklung führte zu der hinlänglich bekannten Entleerung der strukturschwachen Periphereräume,



bewirkte u. a. das soziale „brain drain“ und warf schließlich die Frage auf, in welcher Form und mit welcher Intensität diese Räume in Zukunft entwickelt werden sollen.

Von den meist vielfältigen regionalen Voraussetzungen und ursprünglich auch genutzten natürlichen Ressourcen blieben zunehmend nur mehr ganz schmale, nämlich die im großräumigen Interaktionssystem nutzbaren Segmente ihrer Ausstattung übrig. Die weltweit gesuchten natürlichen und/oder menschlichen Ressourcen wurden herausgezogen – z. B.: bestimmte Rohstoffe, qualifizierte Arbeitskräfte, Nutzung von einmaligen Fremdenverkehrsressourcen (Landschaft), usw. – und in den entwicklungschwachen Regionen wurden nur mehr ganz eng begrenzte, zum Teil oft bereits stagnierende Sektoren mit arbeitsintensiver Ausrichtung (Routinearbeiten in Niedriglohnsinseln) genutzt. Durch die Orientierung einzelner Gebiete auf immer speziellere Sektoren für größere Märkte wurden in der Folge aus der Vielfalt der vorhandenen Ressourcen nur mehr partielle Teile genutzt, die anderen Ressourcen bzw. regionseigenen Fertigkeiten wurden somit brachgelegt, was auch einen Verlust an Entfaltung und Kreativität bedingte. Neben der wirtschaftlichen wurde allerdings nebenher auch die soziale Desintegration ausgelöst. Bei Dominanz des Tourismus zeigte sich neben der einseitigen Wirtschaftsausrichtung vielfach auch die Aufgabe der kulturellen Identität der Region.

In der Phase der Hochkonjunktur mit steigender Gesamtnachfrage brachte diese Außenorientierung der peripheren ländlichen Regionen vielfach quantitative Wachstumsraten mit sich (z. B.: steigendes Regionalprodukt, Pro-Kopf-Einkommen, Anzahl der Beschäftigten, usw.).

Sollten sich diese Tendenzen der letzten Jahrzehnte zur Konzentration und zur Forcierung der Kernräume auf Kosten der Randgebiete fortsetzen und sich die gesamtwirtschaftlichen Rahmenbedingungen verschlechtern, dann sind sich zum Beispiel Stöhr (1981:7) und Glatz/Scheer (1981:108) in ihren Entwicklungsüberlegungen vollkommen einig, daß mit einer Auslagerung der Krise in die peripheren Regionen zu rechnen ist: weitgehender Wegfall von Betriebsverlagerungen, verstärkte Fluktuation und Auflassung von Zweigbetrieben, Verringerung öffentlicher Mittel für die Regionalpolitik, usw. In den entwicklungschwachen Berggebieten und anderen peripher gelegenen Räumen hatte demnach die regionale Wirtschaftspolitik meist nur quantitativ stattgefunden bzw. wurde sie von der Überlagerung durch die Fremdenverkehrshochkonjunktur gestützt, während qualitative wirtschaftliche, gesellschaftliche und institutionelle Aspekte (z. B. in der Dorfkultur) vernachlässigt wurden. Den Hauptnachteil der bisher geübten Regionalpolitik sieht Stöhr darin, daß die durch den vorangegangenen Prozeß der regionalen Desintegration geöffnete Struktur der meisten peripheren, entwicklungschwachen Räume für das Abfangen externer Schocks beim Nachlassen der Hochkonjunktur (etwa seit 1975) weiter geschwächt wurde.

Neuansatz in der Regionalpolitik für entwicklungschwache Berggebiete

Die Nachteile der bisherigen Regionalpolitik für periphere, entwicklungschwache Räume, insbesondere die Außenorientierung

der Wirtschaft und die daraus folgende stetige Aushöhlung der natürlichen Substanzen, verlangen in Erwartung von Perioden abgeschwächten gesamtwirtschaftlichen Wachstums nach einer neuen stabilen Strategie zur Stärkung der angesprochenen Räume.

In erster Linie wird es gerade zur Lösung dieser komplexen und schwierigen Aufgabe auf eine Annäherung von politischen und ökonomischen Realitäten ankommen. Eine Neuorientierung der bisher einseitig zugunsten der Agglomerationsräume ausfallenden Überlegung, daß weder das Potential an Arbeitsplätzen noch die Finanzkraft des Staates ausreichen, um die Entwicklungsaufgaben sowohl in den großen Ballungsgebieten als auch in den peripheren ländlichen Gebieten gleichermaßen und gleichzeitig zu lösen (Ganser, 1980b:25), stellt eine unabwendbare Notwendigkeit dar. Durch das Erkennen dieser Problematik müßte folgerichtig der Abbau regionaler Disparitäten an zwei Orten einsetzen: zum einen beim wirtschaftsschwachen Berggebiet im Sinne einer autonomen Entwicklungsförderung und andererseits in den reichen Agglomerationen durch die Einschränkung der Wachstumsmöglichkeiten (Frey, 1979:127). Dabei darf dieser Ansatz des Disparitätenausgleichs nicht als eine Politik gegen die Verdichtungsgebiete verstanden werden, von denen unbestritten positive Effekte auf die gesamte Volkswirtschaft ausgehen. Anzustreben ist vielmehr die Bindung der Ballungskosten im Sinne des Verursacherprinzips an die Agglomerationen, anstatt diese auf die Allgemeinheit überzuwälzen.

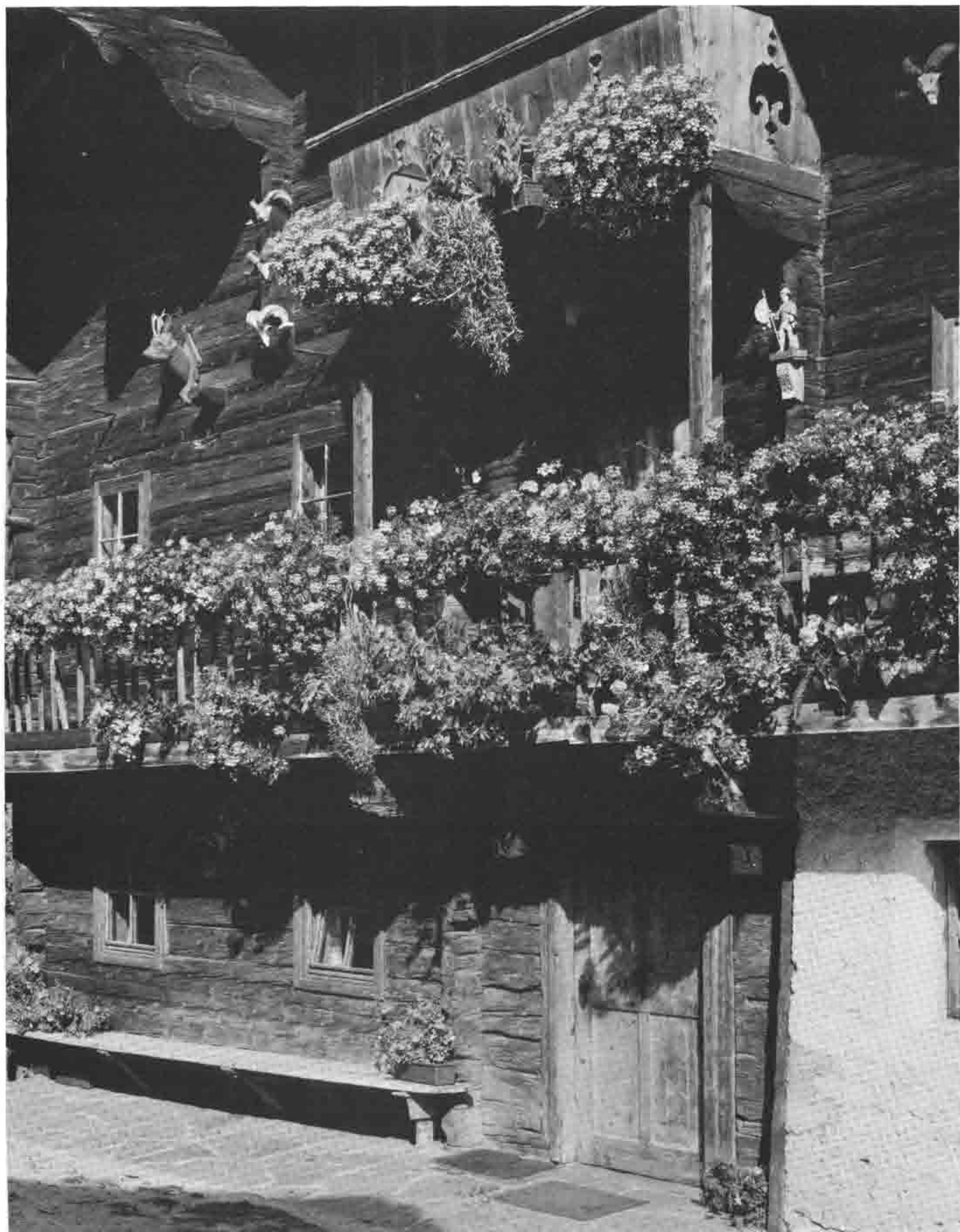
Von den verschiedenen Autoren, die sich mit dieser komplexen Fragestellung der „alternativen Regionalpolitik“ beschäftigt haben, sind dafür die folgenden unterschiedlichen Bezeichnungen in Erwägung gezogen worden:

- Regionalpolitik *selektiver Eigenständigkeit* (Stöhr, 1981)
- *Integrierte regionale Entwicklungspolitik* zur Stärkung regionaler Wirtschaftskreisläufe und der regionalen Autonomie (Glatz/Scheer, 1981)
- Leitbildvorstellung *eigenständiger multifunktionaler Lebensräume; regionale Eigenständigkeit* (Elsasser, 1980)
- Theorie der *Stärkung des regionsinternen Potentials* (Ganser, 1980)

Diese dem Inhalt nach gleichen bzw. sich ergänzenden Grundsatzformulierungen für eine anzustrebende alternative Regionalpolitik im Berggebiet müssen selbstverständlich auf verschiedenen, sich wechselseitig stützenden Ebenen einsetzen und können wie folgt schlagwortartig angerissen werden:

1. Möglichst breite Mobilisierung der regionalen Ressourcen

Darunter sind nicht nur die natürlichen (z. B.: Natursteine, Holz usw.), sondern auch die menschlichen, sozialen, institutionellen und unternehmerischen Ressourcen zu verstehen. Neben der Stärkung des vorhandenen (Wirtschafts-) Potentials, des Know-How, ist die Festigung der lokalen und regionalen Identität in diesen peripheren und entwicklungschwachen Berggebieten notwendig. Dies ist vor allem durch eine aktivierende Bildungs- und



„... Die mehrschichtige Berufsarbeit muß für die Bevölkerung als eine normale Situation angesehen werden. Es müßte daher die Ausarbeitung eines sozialen Status ins Auge gefaßt werden, welcher die Ausübung von zeitlich sich ergänzenden Saisonarbeiten (landwirtschaftlicher, handwerklicher Natur oder im Bereich des Dienstleistungssektors) gestattet...“

Foto: R. Lindel

Informationsarbeit möglich, die nicht zuletzt auf bereits überkommene Fähigkeiten bzw. kulturelle Aspekte zurückgreifen soll.

2. Stärkung des innerregionalen Verkehrs- und Kommunikationsausbaus

Diese stellt eine Voraussetzung zur Belebung innerregionaler Kreisläufe und Verflechtungen der wirtschaftlichen, sozialen, politischen und kulturellen Elemente dar. Je besser und nachhaltiger ein derartiger Prozeß verläuft, desto stärker wird die regionsinterne Stabilität. Niederer (1981:9) zum Beispiel regt in diesem Sinne zur Abschwächung des Gefälles zwischen Schwerpunktgemeinden und den peripheren Gemeinden die Schaffung von regionalen Mehrzweckverbänden an, die u. a. ein regionales System von Bedarfsbussen für Spitalsbesuche, gesellige oder kulturelle Anlässe organisieren.

3. Vergrößerung der regionalen Angebots- und Nachfrageeinheiten

inner- und außerhalb der peripheren Gebiete zur Verbesserung der Konkurrenzfähigkeit. Damit verbunden steht die Förderung regionsinterner Wirtschaftskreisläufe und Absatzmärkte im Vordergrund. Gerade in Regionen mit stärkerem Tourismus bestünde z. B. die Möglichkeit der Direktvermarktung kunsthandwerklicher Produkte. Eine neue Form der Zusammenarbeit zwischen Land und Stadt könnte die Bildung von Erzeuger-/Verbrauchergemeinschaften in Form von Selbsthilfeorganisationen darstellen. Ein Modell selbstorganisierter Produktion und Vermarktung in Kooperation zwischen Bauern und Konsumenten stellt die Erzeuger-Verbrauchergenossenschaft „BERSTA“ dar. Sie ist ein Zusammenschluß von Waldviertler Bauern und Wiener Konsumenten mit Sitz bei Zwettl und Abgabestelle in Wien. Ein Modell selbstorganisierter Spezialproduktion für Berg- und Nebenerwerbsbauern stellt die Tauernlammgenossenschaft in Taxenbach – Zell am See/Pinzgau dar (Lammfleischerzeugung), die mit der Bayerwald-Lamm-Ges. m.b.H. in Mitterfels/Bayern vergleichbar ist (Glatz/Scheer, 1981:255 bzw. 291). Allerdings besteht die Gefahr, daß derart aufgespürte Marktlücken wiederum von stärkeren Betrieben an sich gerissen werden, die sich diese Pionierleistung zunutze machen, und auf Grund der besseren Kapitalausstattung und besseren Wissens sowie mehr Macht kleinere Initiativen aus dem Markt werfen. Ebenso kommt es vielfach vor, daß neue Ideen auf dem Sektor des „nicht-technisierten Tourismus“ – welcher auf Grund seines geringen Investitionsaufwandes für freizeitorientierte Infrastrukturen gerade für entwicklungschwache ländliche Gebiete besonders geeignet ist – in ihrer Bedeutung für ein umfassendes Angebot von touristisch hochentwickelten Zentren früher erkannt und eher wahrgenommen werden.

4. Modernisierung und Weiterentwicklung bestehender Betriebe und Betriebsformen

Insgesamt muß festgehalten werden, daß sich die bisherige Industrieförderungspolitik in Teilen des Berggebietes zu stark an Inve-

storen wandte, welche in einer peripheren Region neue betriebliche Funktionen ansiedeln wollten und zu wenig an Investoren, die evtl. bereit sind, bestehende Betriebe zu übernehmen, auszubauen, bzw. zu modifizieren sowie vor allem an einheimische Investoren, welche sich selbständig machen und einen Betrieb aufbauen wollen oder expandieren und umstrukturieren möchten (Elsasser, 1981:15). Die Betriebsansiedlungspolitik muß unter dem Licht der Erhaltung langfristiger Arbeitsplätze statt kurzfristiger Sanierung der Gemeindefinanzen stehen. Durch die Wirtschaftsförderung im Sinne einer bodenständigen Regionalentwicklung sollten nach dem von Leopold Kohr geprägten Schlagwort „small is beautiful“ vor allem heimische Klein- und Kleinstbetriebe forciert werden. Dafür ist die von Hanspeter Schwarz geprägte These zutreffend: „Nicht die Schaffung von 1 x 100 Arbeitsplätzen an einem Ort kann das Berggebiet in seiner gewachsenen Struktur erhalten, sondern die Schaffung bzw. Erhaltung von z. B. 10 x 10 Arbeitsplätzen an verschiedenen Orten“ (Elsasser/Leibundgut/Schwarz, 1980:21).

Besonders förderungswürdig sind dabei die in peripheren Berggebieten seltenen Betriebe mit Lehrlingsausbildung, denn nur eine Berufslehre und attraktive Arbeitsplätze bieten der jüngeren Generation erstrebenswerte Zukunftsaspekte. Für die Attraktivität derartiger Arbeitsplätze spricht auch die Einführung einer flexiblen Regelung der Arbeitszeit und Arbeitsdauer, die für die Beibehaltung des Nebenerwerbs in Landwirtschaft und/oder Tourismus entscheidend sein kann. Bezüglich der Förderung der Berufskombinationen im Berggebiet ist aus der Schlußerklärung anlässlich der Konferenz der Alpenländer in Lugano (1978) folgender Passus zu entnehmen: ... Die mehrschichtige Berufsarbeit muß für die Bevölkerung als eine normale Situation angesehen werden. Es müßte daher die Ausarbeitung eines sozialen Status ins Auge gefaßt werden, welcher die Ausübung von zeitlich sich ergänzenden Saisonarbeiten (landwirtschaftlicher, handwerklicher Natur oder im Bereich des Dienstleistungssektors) gestattet ... Damit diese Vorschläge bei der einheimischen Bevölkerung auf fruchtbaren Boden fallen, ist die Heranziehung von eben aus dieser Bevölkerung kommenden Betriebsleitern bzw. Kaderleuten äußerst gefragt. Ihre Fortbildung in Hinblick auf Innovation muß gewährleistet sein.

5. Weiterentwicklung der Betriebsfunktionen

Für die Eigenständigkeit eines Betriebes im peripheren Berggebiet ist eine große Produktionstiefe mit eigenen Fertigprodukten und nicht nur Elementprodukten und/oder Montagearbeit von größter Bedeutung. Ebenso sind anteilige Forschungs-, Entwicklungs- und Entscheidungsfunktionen anzustreben, um die Abhängigkeit von regionsexternen Entscheidungsträgern kontinuierlich abzuschwächen. Das Ziel bestünde im Erreichen technologischer Innovationen mit einem höheren Einsatzgrad verfügbarer regionaler Ressourcen. So sind im Vorderrheintal und im Engadin beispielsweise initiative Handwerker an der Entwicklung zur Nutzung alternativer Energieformen wie Sonnenkollektoren, Biogasgewinnung oder Holzfeuerung tätig (Elsasser, 1980b:9).



6. *Bevorzugte Förderung von Produktionen bzw. Dienstleistungen, deren Konkurrenzfähigkeit vor allem auf dem qualitativen Aspekt spezifischer regionaler Ressourcenkombinationen bzw. Kreativität beruht.*

Diese Produkte sind in Marktnischen angesiedelt und bedienen exklusive Bedürfnisse. Sie werden außerdem vielfach durch individuelle Fertigung hergestellt und bewegen sich in einem kleingehaltenen Auflagenbereich. Besonders wertvoll wäre die Entwicklung eines regionalen Produktimage. Gerade in Verbindung mit der Tourismusbranche ist es denkbar, daß durch den Absatz zuerst bei den in der Region verweilenden Feriengästen eine lokale Marke (Tafelwasser, Käse, Möbel, usw.) bekannt gemacht und in der nächstfolgenden Phase exportiert werden kann: werbewirksame Assoziation von Berggebietsprodukten mit „hergestellt in sauberer Luft, mit sauberem Wasser, aus gesunden Bergpflanzen, aus natürlichen Rohstoffen“.

Sind nun größere Betriebsansiedlungen bzw. eine oder mehrere zusammenhängende touristische Infrastrukturinvestitionen in der Lage, eine Reihe von Arbeitsplätzen unter anderem auch in anderen Sektoren schwerpunktmäßig zu schaffen, so sind zahlreiche der letztthin genannten Vorstellungen von Klein- und Kleinstbetrieben, individueller Fertigung, usw. höchstens in der Lage *kleinräumig* – ja oftmals nur *punkthaft* anzusetzen.

Beispiele für solche punkthafte Alternativideen sind innerhalb des Tourismus, in der Verbindung des Tourismus mit der Landwirtschaft und nicht-touristischen Potentialen zu suchen: Seniorenurlaubsprogramm des Alpenvereins im Virgental; bessere Organisation regionaler kulinarischer Besonderheiten; Reformprodukte; Export an Touristen: hochhandwerkliche Produkte; Produktionsprozeß als Touristenattraktion; werbewirksame Assoziation mit Berggebietsprodukten; Beispiele für Ökotourismus: Biodorf Itter/Tirol; Gesundheitstourismus; Anbau von Heilpflanzen, Spezialkulturen, Nahrungsmittelproduktion, Medizinalpflanzen, Dekorpflanzen; Förderung der Heimarbeit: Heimatwerk; Förderung und Aufwertung des traditionellen Handwerks: Erforschung überkommener Handwerkstechniken – Verbreitung und Anpassung dieser Techniken, Verbesserung des Vertriebswesens.

Gerade diese punkthafte (keimzellenartige) Fixierung von Möglichkeiten bietet aber die Chance für die Verwirklichung von Ideen Einzelner auf ihrem Besitz, in ihrer Heimatgemeinde bzw. durch den Zusammenschluß von mehreren Gleichgesinnten in Genossenschaften, wie es die Richtlinien für die Vergabe von Förderungsmitteln aus der Sonderaktion des Bundeskanzleramtes zur Stärkung entwicklungsschwacher ländlicher Räume in abgegrenzten Berggebieten Österreichs vorsehen (Österreichisches Bundeskanzleramt, 1979), worauf in späterer Folge zurückgekommen wird.

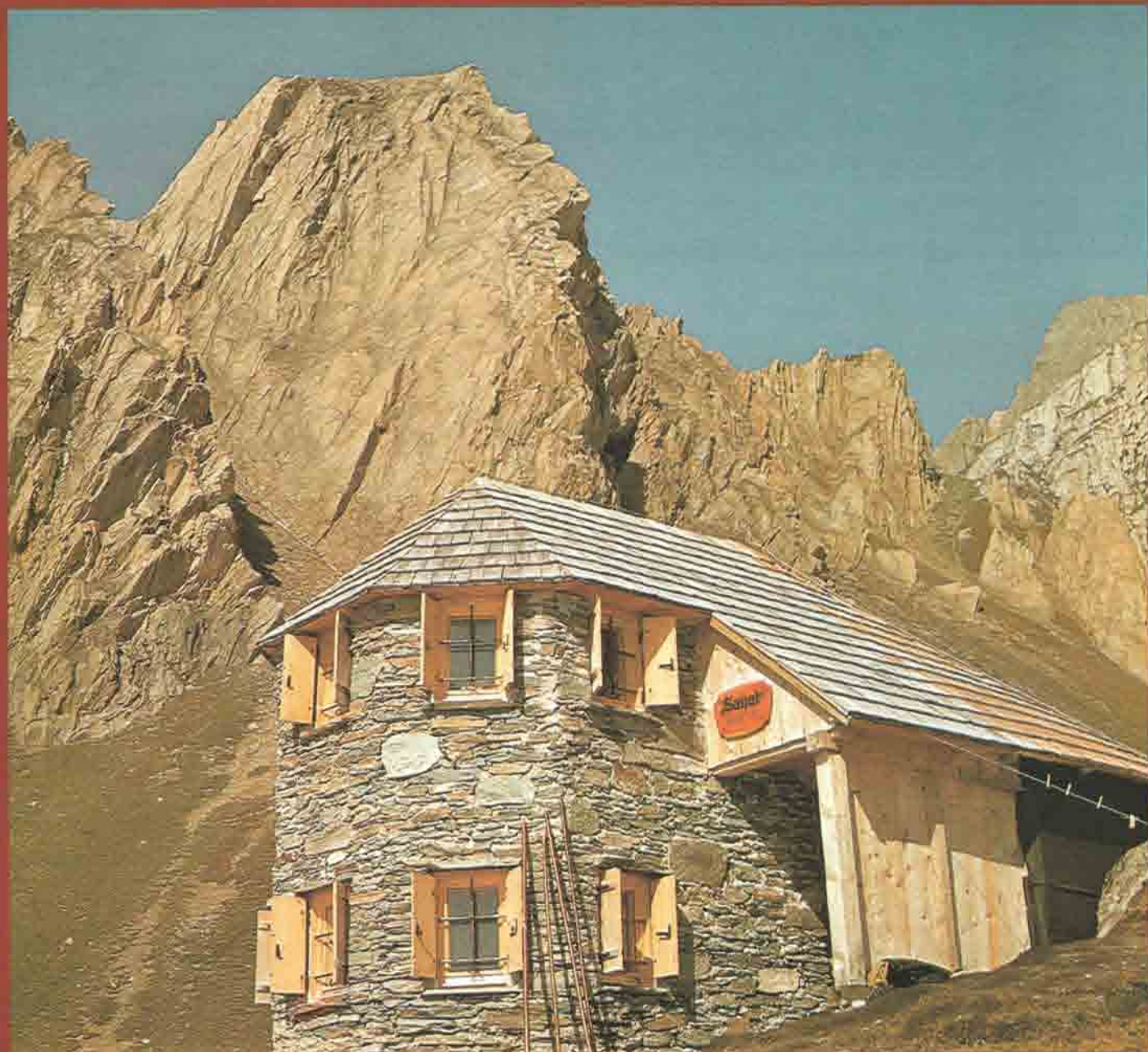
Als die vielleicht größten *Probleme bei der Durchsetzung derartiger kleiner Lösungsschritte* zur Entwicklung eigenständiger multifunktionaler Lebensräume im Berggebiet können folgende Aspekte angesehen werden:

- Frage der Regionalbetreuung im Berggebiet
- Problem der Mentalität der Berggebietsbevölkerung

- Problem der Aktivierungsarbeit und Aufbereitung derartiger Lösungsvorschläge
- lange Ausreifungszeit von Innovationen auf touristischem oder kleingewerblichem Sektor
- Kapitalbeschaffung
- festgefahrene Verankerung anderer Nutzungsinteressen in den tragenden und entscheidenden Bevölkerungsgruppen des Berggebietes

Die Erfahrungen des Verfassers u. a. bei der Virgental-Initiative des Alpenvereins für Innovationen im Bereich des nicht-technisierten Tourismus und die Verbindungen desselben mit der Landwirtschaft, dem Handwerk oder Kleingewerbe zeigen, daß in benachteiligten Berggebieten kaum Personen zu finden sind, die ohne externe Hilfe ihre Ideen und Vorstellungen in einer verständlichen Form artikulieren und sich in einer gemeinsamen Kooperation zusammenfinden können. Das vielfach verbreitete Vorurteil, die Berggebietsbewohner seien ohne jede kreative Vorstellung über Neuerungen in ihrem Lebensbereich, muß entschieden zurückgewiesen werden. Ein hervorragendes Einzelbeispiel stellt der *Bergbauer Friedl Kratzer* aus Prägraten im Virgental dar, der sich durch die selbstinitiierte Anlage und den Ausbau von Wanderwegen im Bereich des Nationalparkmodells „Inneres Virgental“ zu seinen Bergmähdern im Gebiet der Sajathütte (2600 m) durch die Verbindung von Almbewirtschaftung und Tourismus bessere Lebensbedingungen zu schaffen vermochte. Für weitere im Ausreifungsstadium befindliche Pläne, wie z. B. die Renovierung seines alten Bauernhauses für die Adaptierung als Handwerksstätte, in der auch den Touristen der Produktionsprozeß vermittelt werden kann, für die Vorführung von Lichtbildervorträgen verbunden mit der Ausgabe einer Jause oder von Biokost, ist zur Zeit vordringlich die Finanzierungsfrage zu klären.

Abgesehen von diesen punkthafte verwirklichten Ideen Einzelner herrscht in diesen entwicklungsschwachen peripheren Gebieten die geringe Fähigkeit zur Kommunikation untereinander vor, die größtenteils auf die geringe Erfahrung mit Gruppenarbeit zurückzuführen ist. Die schwach entwickelte Eigeninitiative wird durch die Erwartung des Geführtwerdens beeinflusst und durch die Neigung zu gegenseitigem Wettbewerb statt Kooperation gebremst. Man ist zu sehr auf den eigenen Vorteil statt auf Solidarität für gemeinsame Bestrebungen bedacht, Mißtrauen und individuelle Lösungsversuche hemmen das gesamte Suchen nach Alternativen und verhindern die Durchsetzung gemeinsamer Forderungen. Die Hinwendung und Konzentration auf teilweise illusionistische Projektskizzen von Seiten der handlungsfähigen Progressivkräfte der Gemeinden bzw. der Region lähmen das Interesse zur Vortreibung kleinerer Lösungen und bewirken die Ablenkung breiter Bevölkerungskreise von eben denselben. Alternativdenkende werden als Träumer oder „intellektuelle Spinner“ abgetan. Besonders markant ist diese Einstellung in jenen Räumen, wo konkurrierende Nutzungsansprüche in die entscheidende Phase treten und die Verwirklichung neuer, kreativer Ideen behindern. Auf der anderen Seite können sich die Berggebietsbewohner auf Grund der zahlreichen florierenden Beispiele die Errichtung und



Sajathütte

Ein hervorragendes Beispiel für die kreative Initiative eines Einzelnen: Der Bergbauer Friedl Kratzer aus Prägraten im Virgental hat sich durch die selbst initiierte Anlage und den Ausbau von Wanderwegen im Bereich des Nationalparkmodells „Inneres Virgental“ zu seinen Bergmähdem im Gebiet der Sajathütte (2600 m) durch die Verbindung von Almbewirtschaftung und Tourismus bessere Lebensbedingungen zu schaffen vermocht.

Fotos: F. Kratzer

die Folgewirkungen einer touristischen Infrastrukturmaßnahme im Gegensatz zu innovativen Ideen mit längerer Ausreifezeit gut vorstellen und akzeptieren diese. Aus demselben Grund werden Erschließungsprojekte wegen des höheren Konkretisierungsgrades von Politikern eher unterstützt, während Alternativmodellen skeptisch und ablehnend gegenübergestellt wird.

In diversen regionalen Entwicklungsprogrammen werden u. a. auch deshalb skitouristische Vorhaben vorrangig behandelt und alternative Ideen in einem unausgegorenen Stadium bloß aneinandergereiht aufgezählt – als Staffage zur Abrundung des Angebotsspektrums.

Die Forderung nach besserer Regionalbetreuung

Zur Verwirklichung von Initiativen und Innovationen in entwicklungschwachen Berggebieten werden in Zukunft „Entwicklungshelfer“ mit Erfahrungen bei der schrittweisen Planung, Organisation, Durchführung und weiteren Begleitung eine unabdingbare Voraussetzung sein. Diese „Animatoren“ der Innovation sollen dazu dienen, einen gemeinsamen Dialog mit der einheimischen Bevölkerung über Alternativen in zäher Kleinarbeit einzuleiten.

Ihr Problem ist die Erringung des Vertrauens und der Anerkennung der betreffenden Gemeinden, Fraktionen, politischen Gruppen, der Familien. Vor allem eingesessene Familien mit „opinion-leader-Funktionen“ sehen in diesen Personen eine Gefährdung ihrer dörflichen Machtposition und vermuten eine Einflußeinbuße im kommunalen System. Dazu kommt die Schwierigkeit, konservative Leute, die insbesondere für alte – teilweise bereits überkommene – handwerkliche Traditionen zu haben wären, für eine innovative Kampagne zu gewinnen.

Zur Erleichterung des Einstiegs derartiger Regionalbetreuer könnte allerdings auch der Umstand beitragen, daß die Gemeindevorstande in manchen entwicklungschwachen Berggebieten jede Unterstützung begrüßen, die der Gemeinde Hilfe bringt (ohne sie dem Inhalt nach auch wirklich zu akzeptieren!). Ideal für eine effektive Regionalbetreuung wäre die Einsetzung haupt- oder nebenberuflicher Regionalplaner – etwa nach dem Beispiel der Regionalsekretäre in den Schweizer Kantonen –, die für sämtliche Entwicklungsschritte in der betreffenden Region zuständig sind. Nießlein (1981:74) schlägt in diesem Zusammenhang auch die Gründung regionaler Entwicklungsgesellschaften vor, um die mühsam erreichte Koordination der Entwicklungsmöglichkeiten in eine Integration aller Realisierungsmaßnahmen umsetzen zu können. Als funktionierendes Beispiel freiwilliger interkommunaler Zusammenarbeit im Berggebiet ist die im Jahre 1970 gegründete Regionalplanungsgemeinschaft Bregenzerwald (Reith, 1981:3 f.) zu erwähnen. Sie stellt einen freiwilligen Zusammenschluß der Gemeinden des Bregenzerwaldes in Form eines Vereines dar, mit dem Zweck, die regionalpolitische Entwicklung des Bregenzerwaldes zu fördern.

Gerade im Zusammenhang mit der Entwicklung von Aktivitäten und Innovationen in einzelnen Modellgebieten des geplanten Nationalparks Hohe Tauern käme den vorher erwähnten Regionalbetreuern eine große Bedeutung zu.

Die Sonderaktion des Österreichischen Bundeskanzleramtes

Zur Förderung entwicklungsschwacher ländlicher Räume im Berggebiet wurde im Jahre 1979 vom Österreichischen Bundeskanzleramt eine Sonderaktion für die in der nachstehenden Abbildung ausgewiesenen Förderungsgebiete gestartet. An die Förderung von Projekten knüpft die Bundesregierung folgende wesentliche Bedingungen:

- Es soll sich um „intelligente Produkte“ mit nachhaltigen Marktchancen handeln.
- Für die Produktion sollen in möglichst großem Umfang „regionale Ressourcen“ Verwendung finden.
- Dabei sollen „einfache, umweltfreundliche, energiesparende und humane Technologien“ eingeführt werden.
- Insgesamt soll eine möglichst hohe „regionale Wertschöpfung“ erreicht werden.
- Die Projektträger müssen „Zusammenschlüsse von einzelnen Personen in der Rechtsform von Genossenschaften“ sein.
- Es werden Beihilfen in gleicher Höhe der privat erbrachten Eigenmittel gegeben; die Beihilfe pro Förderprojekt darf 1 Mio. Schilling nicht überschreiten.

(Nähere Beschreibungen, Details und Informationen in: Informationen zur Raumentwicklung Heft 1/1980; Raumplanung für Österreich 1/79 und 1/80; Glatz/Scheer 1981 : 163 ff.).

Von den 1979 und 1980 gestellten Anträgen wurden von der Beurteilungskommission 13 genehmigt, von denen auszugswise einige hier angeführt sind:

- Tauernlamm-Verwertungs-Genossenschaft m. b. H., Zell am See, Salzburg: Anschaffung eines Grillwagens, Projektstandort: Taxenbach; Förderungsbetrag S 120 500,-
- Arbeitsgemeinschaft Mürztal-Forschungsgruppe Holzdesign, Mürzzuschlag: Erarbeitung einer Designpalette für Wand- und Deckenverkleidungen aus Holz; Herstellung von Prototypen und Marktstudie; Projektstandort in Gemeinden des pol. Bezirks Mürzzuschlag; Förderungsbetrag S 375 000,-
- Erzeuger- und Verbraucher-reg. Gen. m. b. H., Berg-Stadt „BERSTA“, Rappottenstein, NÖ: Ankauf eines LKW, Ankauf und Adaptierung eines Verkaufslokals samt Büroräumlichkeiten, Magazin und Lager, Projektstandort Rappottenstein; Förderungsbetrag S 110 000,-
- ARGE Jauntal-Entwicklung und Design von Möbeln aus Holz, Bleiburg, Kärnten: Entwicklung und Design von Holzmöbeln, Herstellung und Prüfung von Modellmöbeln bis zur Serienreife, Projektstandort Bleiburg; Förderungsbetrag S 1 Mio.
- Verein Naturpark Gamsstein-Voralpe, Hollenstein a.d. Ybbs, NÖ: Instandsetzung der Wentstein-Esse, Errichtung von Spielplätzen und Wildgehegen, Begrünung von Skipisten, Projektstandort Hollenstein a. d. Ybbs; Höhe des gewünschten Förderungsbetrages S 1 Mio, empfohlener Betrag S 743 723,59
- Fremdenverkehrsverband Wald- und Seenregion Zirbitz-Grebenzen, Neumarkt, Steiermark: Errichtung eines Naturparks,

Aufbau eines großräumigen Langlaufzentrums und Angebot eines Gesundheitsurlaubs, Projektstandort Neumarkt und umliegende Gemeinden; Höhe des gewünschten Förderungsbetrages S 700 000,-, empfohlener Betrag S 700 000,-

- MÜLL-landwirtschaftliche und handwerkliche reg. Erzeuger-Verbraucher und Handelsgenossenschaft m. b. H., Pfarrkirchen, OÖ: Aufbau eines Transport- und Verkaufssystems von Sauer Milchverarbeitungsmöglichkeiten u. ä.; Projektstandort Pfarrkirchen; Höhe des gewünschten Förderungsbetrages S 188 852,86, empfohlener Betrag S 188 852,86
- Obstbauverein Granitztal, St. Paul im Lavanttal, Kärnten: Qualitätsmost-Erzeugung, Projektstandort St. Paul im Lavanttal; Höhe des gewünschten Förderungsbetrages S 1 Mio.

7. Die Regionalwirtschaft muß auf „mehreren Beinen“ stehen.

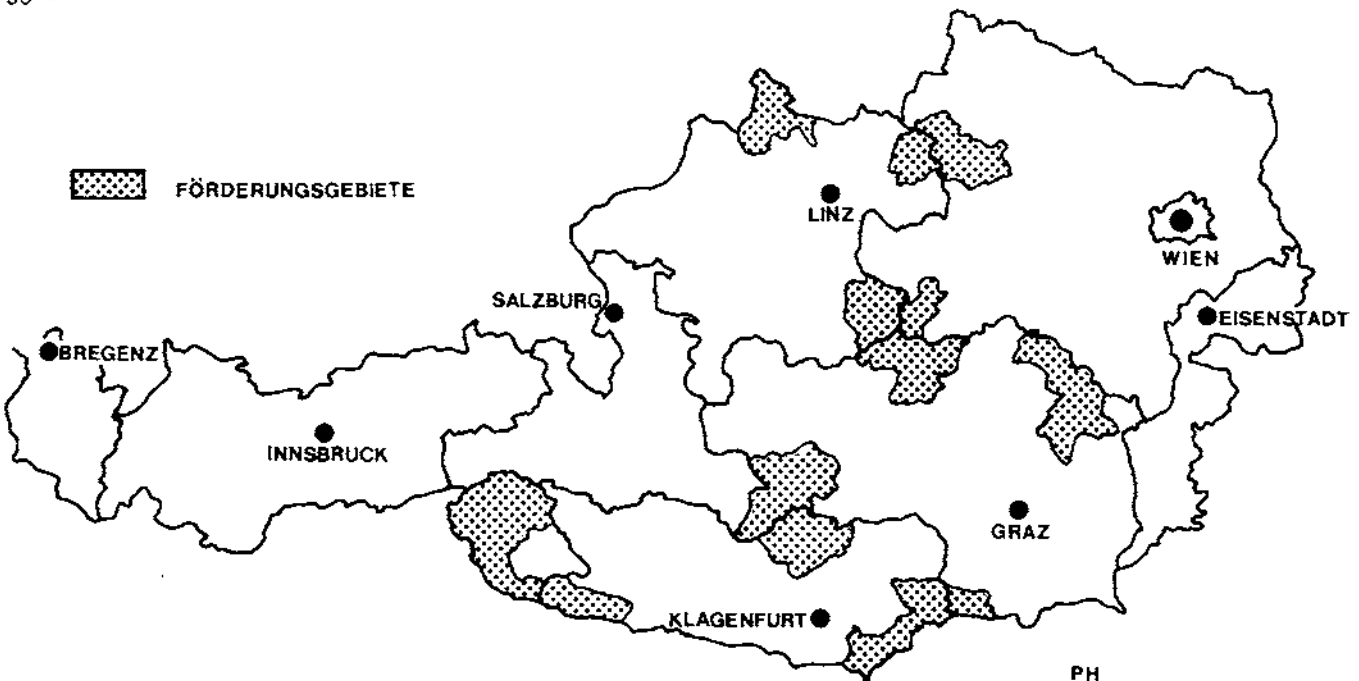
Im Sinne der Entwicklung eigenständiger, multifunktionaler Lebensräume ist vor allem die Förderung von Projektpaketen, die verschiedene regionale Sektoren integrieren (einschließlich der gegenseitigen Wechselwirkungen) erstrebenswert. Folglich ist der Abbau bzw. die Gegensteuerung zur Entwicklung regionaler, wirtschaftlicher *Monostrukturen* notwendig, um Unausgewogenheiten des Arbeitsplatzangebotes und eine starke Abhängigkeit von einer einzigen Wirtschaftssparte zu vermeiden. Durch die Konzentration auf die Tourismusbranche werden einzelne qualitative Teilbereiche des Arbeitsmarktes nicht mehr angesprochen.

In der Frage der künftigen Fremdenverkehrsentwicklung im Berggebiet darf es nicht um die Frage gehen – Tourismus ja oder nein (Fremdenverkehrskonzentration gegen Reservate) – sondern wieviel Tourismus und in welcher Form! Die Alternativen im Tourismus (angepaßter Tourismus) und nicht-touristische Entwicklungsmöglichkeiten und -projekte sind keine Gegensätze sondern Ergänzungen, die negative Auswirkungen des (Massen-)Tourismus mildern oder gar verhindern sollen, ohne daß die alpinen Regionen auf eine quantitativ und qualitativ angemessene Entwicklung durch den Fremdenverkehr verzichten müßten.

Doch sind nicht die Engpässe an heimischen Arbeitskräften ein Zeichen dafür, daß man bei der Tourismusedwicklung bereits über das Ziel einer regionsangepaßten Entwicklungsmöglichkeit hinauschießt? Die Arbeitsplätze im bündnerischen Tourismus z. B. sind etwa zu 60% durch Ausländer besetzt (Fasciati, 1980:6), und dies obwohl die Schweiz eine recht restriktive Zulassungspolitik für ausländische Arbeitsnehmer verfolgt. In Tirol wird alljährlich vor Beginn der Saison ein Engpaß an Gastarbeitern signalisiert (Tiroler Tageszeitung, 2.6.1981).

Bemerkenswert ist folgendes Reglement in der Schweiz, welches die Wirtschaft einer Region dann als einseitig ausgerichtet ausweist, wenn mindestens 20% aller Beschäftigten in einer einzigen industriell-gewerblichen Branche arbeiten. Überträgt man dieses Kriterium auf die Wirtschaftsklasse „Gastgewerbe“, so überschritten von 52 Bergregionen des Investitionshilfegesetzes im Jahre 1975 bereits sieben diesen Grenzwert (Elsasser/Leibundgut, 1980:30).

Förderungsbereiche der Sonderaktion des Österreichischen Bundeskanzleramtes zur Stärkungentwicklungsschwacher ländlicher Berggebiete





Modell Virgental

Das Virgental mit seinen vielen Möglichkeiten für Wandern und Bergsteigen ist ein wesentlicher Bestandteil des geplanten Nationalparks Hohe Tauern. Gerade im Zusammenhang mit dem Nationalparkmodell „Inneres Virgental“ wird vom Alpenverein eine schützende Fremdenverkehrsentwicklung in Form des nichttechnisierten Tourismus propagiert.

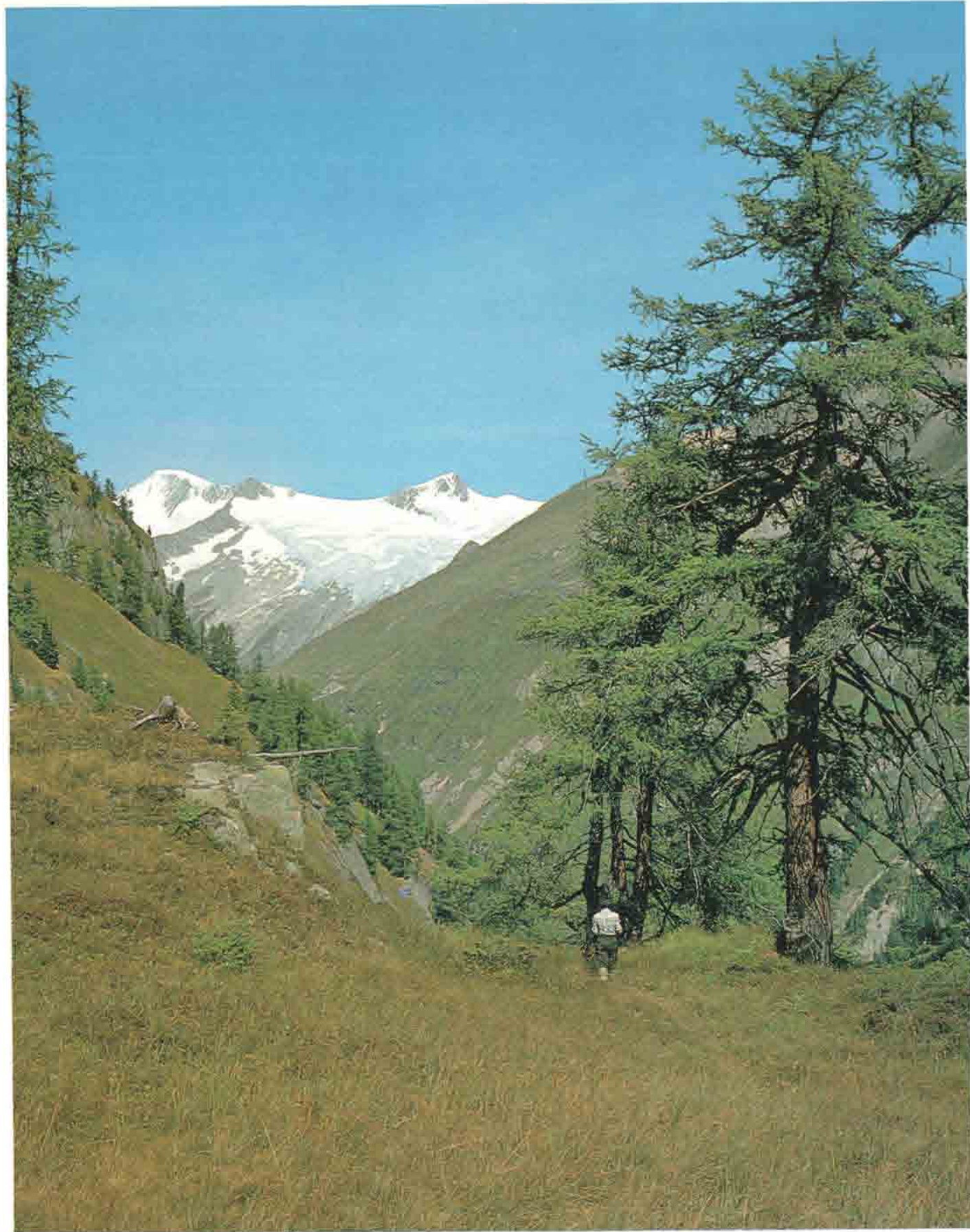
Oben: Die Rötspitze aus dem Umbaltal.

Rechts: Gehöftgruppe in der Fraktion Bichl der Gemeinde Prägraten mit dem Anwesen von Bergbauer Friedl Kratzer; das Wirtschaftsgebäude vorne links kommt als „Nationalparkzentrum“ im Modellgebiet Virgental in Frage.

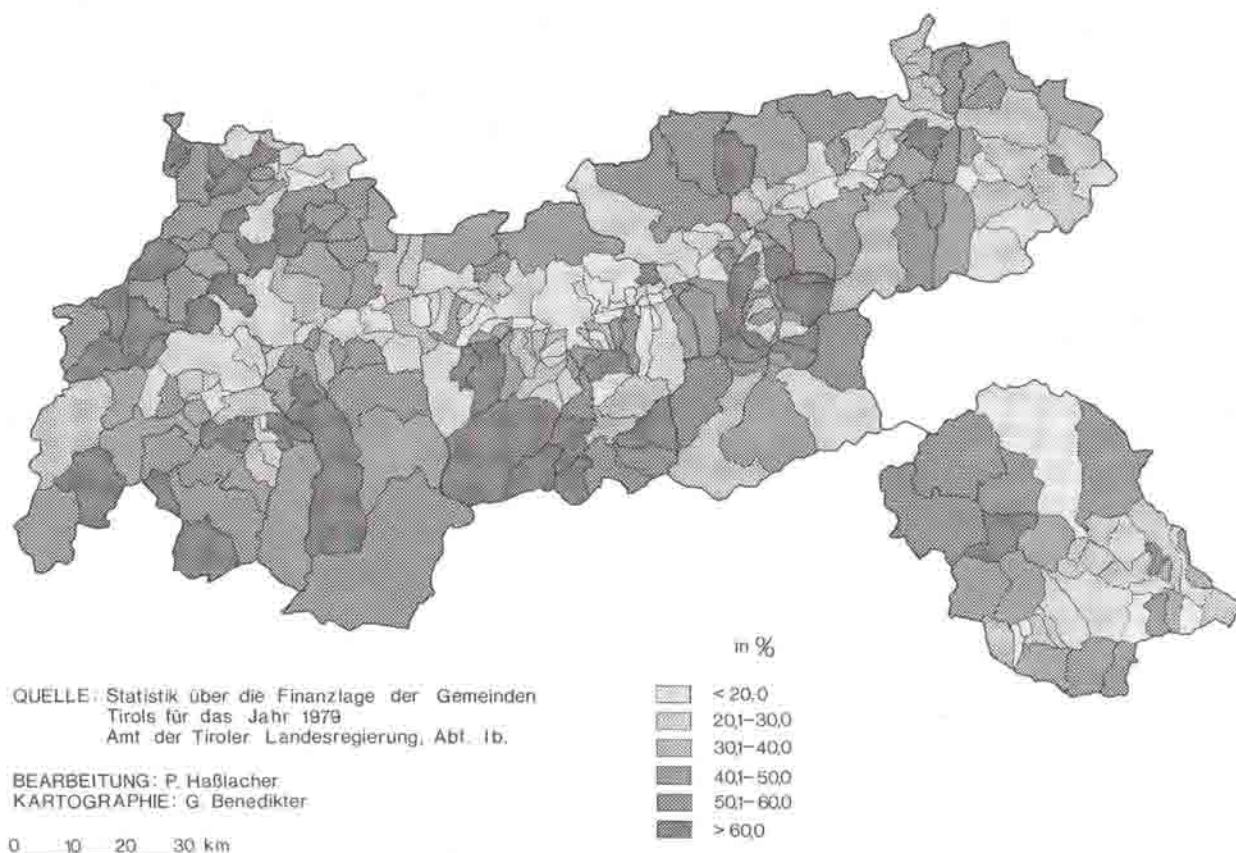
Seite 181: Großvenediger und Rainerhorn ü. d. Johannistal.



Fotos: R. Fiebrandt (2), F. Kratzer



ANTEILE DER GETRÄNKESTEUER AN DEN GEMEINDEEIGENEN STEUERN – TIROL 1979



Wichtige Indikatoren für die Beurteilung regionaler touristischer Monostrukturen sind in erster Linie der Anteil der Beschäftigten im Gastgewerbe – sowie der damit verbundenen Branchen – an den gesamten Beschäftigten einer Region, aber auch die Diversifikation innerhalb der touristischen Betriebsformen nach Betriebsgrößen, Angebotsspektrum, Art der Unterkunft/Gaststätte, sowie der Ausrichtung der Nachfrage. Da für Österreich die Ergebnisse der Volkszählung 1981 noch nicht vorliegen, können keine aktuellen Aussagen über regionale Konzentrationstendenzen bei den Erwerbstätigen im Gaststätten- und Beherbergungswesen gemacht werden. Deshalb wurde am Beispiel Tirol versucht, über den aussagekräftigen Indikator „Anteil der Getränkesteuer an den gemeindeeigenen Steuern“ (gemeindeeigene Steuern sind: Grundsteuer A + B, Gewerbesteuer, Lohnsummensteuer, Getränke- und Speiseeissteuer, sonstige Steuern) die bestehende Abhängigkeit des Gemeindehaushalts und damit eng verbunden der Region vom Tourismus darzulegen.

Im Jahre 1979 verteilten sich die 278 Tiroler Gemeinden hinsichtlich des Getränkesteueranteils (in %) wie folgt:

Kategorien	Anzahl der Gemeinden		
<20	26	=	9,4%
20,1 – 30,0	56		20,1%
30,1 – 40,0	50		18,0%
40,1 – 50,0	51		18,3%
50,1 – 60,0	52		18,7%
>60	43		15,5%
	278		100,0%

Bereits 34,2% der Tiroler Gemeinden (95) weisen einen Anteil der Getränkesteuer von über 50% an den gemeindeeigenen Steuern auf. Die räumliche Verteilung zeigt die Abbildung.

Diese Gemeinden mit einem über fünfzigprozentigen Getränkesteueranteil können allerdings in zwei Gruppen eingeteilt werden:

- a) Gemeinden mit einem hochentwickelten Tourismus: z. B. Sölden, Neustift, Seefeld, Kössen, Westendorf, Brixen i. Th., Ellmau, Nauders, Ischgl, Serfaus, Galtür, Tux, Achenkirch, Gerlos, St. Jakob i. D. u. v. a.
- b) Gemeinden mit einer äußerst niedrigen Wirtschaftskraft, in denen bereits eine kleine Anzahl gewerblicher Fremdenverkehrsbetriebe und der Ausflugsverkehr den hohen Anteil der Getränkesteuer gemessen an den gesamten Steuereinnahmen der Gemeinden ausmachen: z. B. Gemeinden im Lechtal, Schmirn, Gries i. Sellrain, Gschnitz, Obernberg, u. v. m.

Die zu Beginn meiner Darstellungen ausgeführten Zukunftsaussichten über die Entwicklung des Tourismus dürften die Probleme touristischer Monostrukturen kaum verringern. Der eigengesetzliche Zwang zur Attraktivitätssteigerung des Angebotes und der weiter zunehmende Touristenstrom werden die Regionalplanung im Berggebiet vor gewaltige Probleme stellen, den Trend zur immer höheren Abhängigkeit vom Fremdenverkehr verschärfen. Auch die Meinung der Landesplanung, insbesondere in Tirol, „daß der Fremdenverkehr in Berggebieten derzeit nach wie vor die einzig verfügbare Wirtschaftsalternative sein dürfte“ (Barnick, 1980:6) und die Kenntnis der Entwicklungsüberlegungen in diesem Land,

lassen kaum Hoffnungen für die Verwirklichung alternativer Ideen aufkommen. Daher wird es in allernächster Zukunft eine vermehrte Zusammenarbeit zur Lösung von Berggebietsproblemen geben müssen. Die Verantwortlichen in Wissenschaft, Politik, Verwaltung und Planung werden nicht in ihrer oft allzu egoistischen Grundeinstellung verharren dürfen, um ein gemeinsames Ziel zu erreichen. Die Probleme des Berggebietes müssen in Zu-

kunft auf diese Leute eine ähnliche Faszination ausüben wie die Gipfel dieser Gebirge auf die ersten Alpinisten im vergangenen Jahrhundert. Damals wurden die topographischen und klimatischen Hindernisse mit Tatkraft, Mut und Entschlossenheit bewältigt. Die heute für die Lösung dieser differenzierten Zukunftsprobleme Zuständigen werden den Herausforderungen nur mit den gleichen Tugenden begegnen können!

Literatur:

Barnick, H. (1980): „Alpine Raumordnung“ – ein wichtiger Teil der Tiroler Raumordnung. In: Berichte zur Raumforschung und Raumplanung 24, H. 5, S. 3–7.

Bernt, D. (1981): Möglichkeiten und Grenzen der alpinen Raumordnung. Situationsskizze – Entwicklungstendenzen – Lösungsansätze. In: Symposionsbericht Alpenvereins-symposium „Lebensraum Alpen“, 5.–7. März 1981, Hall i. T. (im Druck).

Elsasser, H. (1980a): Entwicklungsalternativen zur touristischen Entwicklung im Berggebiet. Erweitertes Vortragsmanuskript, Symposion des Arbeitskreises Theorie und quantitative Methodik in der Geographie, gehalten am 23. März 1980 in Zürich, hektogr. Manuskript, Zürich, 15 S.

Elsasser, H. (1980b): Produktionsverbund innerhalb und zwischen einzelnen Sektoren als ein Handlungsansatz. In: Informationsbulletin der Programmleitung des Nationalen Forschungsprogrammes „Regionalprobleme“ (Schweiz), Nr. 7, S. 45–57.

Elsasser, H. (1981): Strategien zur Entwicklung peripherer ländlicher Räume, dargestellt am Beispiel der Schweiz. Vortrag an der Fachtagung „Arbeitsplätze für den ländlichen Raum“, Graz, 12. März 1981. Hektogr. Manuskript 24 S.

Elsasser, H. u. H. Leibundgut (1980): Zum Problem der touristischen Monostrukturen aus der Sicht der bisherigen Entwicklung. In: ORL-DISP Nr. 57, S. 27–31.

Elsasser, H. u. H. Leibundgut (1981): Touristische Monostrukturen – Probleme im schweizerischen Berggebiet. Manuskript für die Geographische Rundschau, 28 S.

Elsasser, H., H. Leibundgut u. H. Schwarz (1980): Entwicklungsalternativen zur touristischen Entwicklung im Berggebiet. In: Die Region Nr. 3, S. 7–23.

Fasciati, S. (1980): Regionale Entwicklungsplanung in den Schweizer Berggebieten aufgrund des Investitionshilfegesetzes, Erfahrungen im Kanton Graubünden. In: Mitteilungen des Österreichischen Instituts für Raumplanung, H. 1/2, S. 1–11.

Froy, R.L. (1979): Die Infrastruktur als Mittel der Regionalpolitik. In: Publikationen des Schweizerischen Nationalfonds aus den Nationalen Forschungsprogrammen. Bd. 1, 204 S.

Ganser, K. (1980a): Die „Sonderaktion der österreichischen Bundesregierung zur Stärkung entwicklungsschwacher ländlicher Räume im Berggebiet“ – Ein Kommentar. In: Informationen zur Raumentwicklung, H. 1, S. 1–12.

Ganser, K. (1980b): Einführung in die Problematik entwicklungsschwacher ländlicher Räume im Berggebiet. In: Raumplanung für Österreich, Nr. 1/80 (= Schriftenreihe des Bundeskanzleramtes Sektion IV/Abt. 6–Raumplanung), Ergebnisse der Enquete des Bundeskanzleramtes „Entwicklungsschwache ländliche Räume im Berggebiet mit derzeit eingeschränkten Erwerbsmöglichkeiten“ in Zwettl, 23. Juni 1979, Wien S. 23–33.

Glatz, H. u. G. Scheer (1980): Agrarpolitik bei Erreichen der Sättigungs-

grenze am Beispiel Österreichs. In: Der öffentliche Sektor, H. 2/3, S. 72–114.

Glatz, H. u. G. Scheer (1981): Neue Entwicklungsstrategien für strukturschwache ländliche Regionen. (Entspricht dem Endbericht des Projektes: Regionalpolitik mit Hilfe eines Programmes autozentrierter Entwicklung, i. A. des Bundeskanzleramtes), Wien, Institut für Höhere Studien, 343 S.

Glatz, H., A. Rohrmoser u. G. Scheer (1980): Ansätze für neue soziale, politische und wirtschaftliche Organisationsformen in Österreich. In: Informationen zur Raumentwicklung, H. 1, S. 13–23.

Haßbacher, P. u. W. Jansche (1981): Unterschiedliche Nutzungsansprüche im Nationalpark Hohe Tauern (Beispiel Osttirol). In: GW-Unterricht Nr. 8, S. 29–47.

Hübler, K.-H., E. Scharmer, K. Weichtmann, S. Wirz (1980): Zur Problematik der Herstellung gleichwertiger Lebensverhältnisse. In: Veröffentlichungen der Akademie für Raumforschung und Landesplanung; Abhandlungen Bd. 80, 150 S.

Leibundgut, H. (1980): Zum Problem touristischer Monostrukturen im Berggebiete aus der Sicht der künftigen Entwicklung. In: ORL-DISP Nr. 57, S. 32–43.

Leibundgut, H. (1981): Maßnahmen zur Förderung nichttouristischer Entwicklungen im Berggebiet auf der Ebene des Bundes. In: ORL-DISP Nr. 62, S. 27–32.

Mettler-Meibom, B. (1980): Grundzüge einer regionalen Regionalpolitik. In: Informationen zur Raumentwicklung, H. 5, S. 273–282.

Niederer, A. (1981): Lokale und regionale Identität im Alpengebiet. In: Die Region, H. 1, S. 1–13.

Nießlein, E. (1981): Planung und Politik für den ländlichen Raum. In: Mitteilungen und Berichte des Salzburger Instituts für Raumforschung, H. 1, S. 3–89.

Österreichisches Bundeskanzleramt, Sektion IV, Abt. 6 – Raumplanung (1979): Richtlinien für die Vergabe von Förderungsmitteln aus der Sonderaktion des Bundeskanzleramtes zur Stärkung entwicklungsschwacher ländlicher Räume in Berggebieten Österreichs. Raumplanung für Österreich 1/79, Falt-Prospekt.

Österreichisches Institut für Raumplanung (1980): Regionalisierte Fremdenverkehrsprognose – 1. Ausbaustufe. ÖROK-Grundlagenarbeiten 1980, Band III.

Reith, W. (1981): Die Regionalplanungsgemeinschaft als Instrument freiwilliger interkommunaler Zusammenarbeit. In: Berichte zur Raumforschung und Raumplanung 25, H.2, S. 3–14.

Schwarz, H. (1980): Das Natursteingewerbe – Ergänzung zu den Arbeitsplätzen im Berggebiet. ORL-DISP Nr. 58, S. 20–25.

Stiens, G. (1980): Zur Wiederkehr des Regionalismus in den Wissenschaften. In: Informationen zur Raumentwicklung, H.5, S. 315–333.

Stöhr, W. (1980): Alternative Strategien für die integrierte Entwicklung peripherer Gebiete. In: Informationsbulletin der Programmleitung des Nationalen Forschungsprogrammes „Regionalprobleme“ (Schweiz), Nr. 6, S. 7–12.

Stöhr, W. (1981): Alternative Strategien für die integrierte Entwicklung peripherer Gebiete bei abgeschwächtem Wirtschaftswachstum. In: ORL-DISP Nr. 61, S. 5–8.



**Clemens
Kaletsch:
Selbstbildnis
als Höhen-
räumer**

*Aus der Aus-
stellung:
Bild der
Berge '81;
veranstaltet
durch den
DAV in
Zusammenarbeit
mit dem
Kulturreferat
der Stadt
München.*

*Foto:
W. Bahn Müller*

Idylle, Realität oder utopische Landschaft

Was ist der Berg im Bild der Maler?

Helmuth Zebhauser

Wie sieht der Künstler den Berg? Diese Frage liegt der Ausstellung „Berge 81“ (DAV/München/1981) zugrunde. Die Fragestellung des Veranstalters riskiert die Fixierung auf eine provinzielle Antwort. Die Provinz heißt Bergsteigen und Bergfreude – Alpinismus. Landschaftsmalerei von heute reicht weit hinaus über Alpenverein und über das vordergründige Problem, wie der Künstler die Landschaft sieht.

Es drängt sich eine Ausweitung und Zerlegung des Problems in Einzelfragen auf:

1. Aus welchen *historischen Entwicklungen* kommen Kraft und Formen für eine Bergmalerei unserer Zeit.
2. Was ist aus den Strömungen der allgemeinen Landschaftsmalerei der fünfziger und der sechziger Jahre geworden, und wie gingen diese Strömungen in die Bergmalerei ein. Wie werden sie fortgeführt. Blieb die Bergmalerei *zwischen Exhibitionismus und Askese* in einem Niemandsland stecken.
3. Wie hat sich das Bild vom Berg *seit der letzten alpinen Kunstausstellung* (DAV/München/1969) gewandelt.
4. Was zeigt die Bergmalerei 1980 – *Gegenpol oder Fluchtraum*.
5. Dominiert der *Tauschwert den Gebrauchswert* der Bergbilder.

Die Menschen machen sich seit eh und je Bilder von dem, was sie körperlich, kultisch, seelisch oder geistig betrifft.

Diese Bilder sind oft nur im Menschen selbst als Vorstellungen vorhanden, oft aber finden sie sichtbaren und bleibenden Ausdruck in Bildnissen, in Abbildern, in Darstellungen durch Worte, Figuren und Farben.

So machen sich die Menschen seit langer Zeit auch Bilder vom Gebirg. Mit dem Wandel der Zeiten und der Meinungen wandelt sich auch die Art dieser Bilder. Der heutige Mensch ist kein guter Bildermacher mehr. Stundtündlich und tagtäglich werden Unmengen von Bildern und Bildausschnitte konsumiert. Die Menschen verschlingen halbvisualisierte, gestückelte Geschehnisse serienweise. Die Kraft zum Bilden, zum Bildermachen, ja selbst zum Bilder-sehen verkümmert.

Dennoch hat unsere Zeit aber einige Bildermacher, die selbst Bergwelten darstellen, gestalten, formulieren.

Berglandschaften – das können Ausblicke über Täler auf sanfte Höhen sein oder Abbilder schroffer Gebirgsszenarien oder bloßer Felsformationen. Das können sein Bilder der „stillen Größe des



*Oben: Überwiegende
Bilderproduktion heute –
keine Chance für Träumer?
„Die Menschen verschlingen
... Geschehnisse serienweise. Die
Kraft zum Bilden, zum Bildermachen,
ja selbst zum Bilder-sehen
verkümmert.“
Foto: Keystone*

Seite 187 oben:

Tizian/Lefebre:

„... wogende, dynamische
Landschafts-
darstellung.“

Seite 187 unten:

Saftleben:

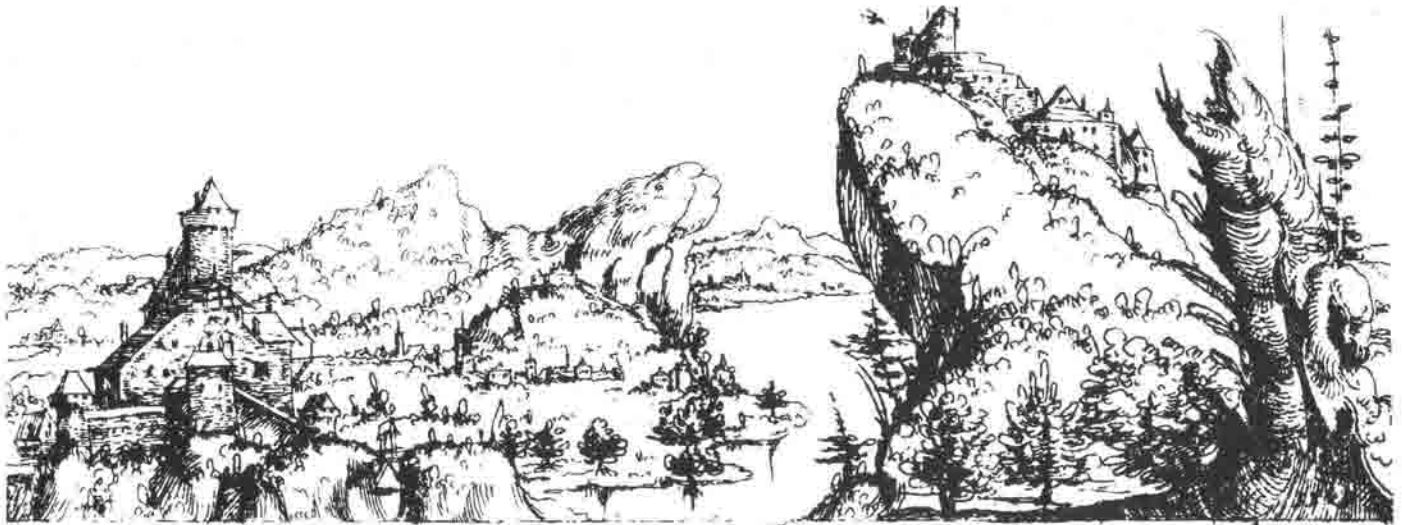
Bergige Landschaft.

Unten:

Albrecht Altdorfer:

„... Der Schwung und
die Kraft der Maler der
Donauschule.“

Aus der Sammlung Zebhauser



Gebirges“, oder des dramatischen Aufwurfs der Erde, phantastische Illuminationen, Ausdruck großer romantischer Empfindung, bloßes Abbild der Felsformationen, der radierte Schwung von Flanken und Kammlinien, die Schattierungen geschabter Wände, Zeichen für ein vis-à-vis des Menschen, Abriß eines alpinen Sport- und Spielfeldes, Idylle, Utopie, kartographische Bestandsaufnahme, Gesang an die Natur, Anklage der Umweltverschmutzung. Das kühl aufgereckte, unwirkliche Felsengebäude des niederländischen Malers Patinier zählt ebenso dazu wie die einfachen Hügel, die Gauer mann als eine Wiesen-Wald-Landschaft gemalt hat. Die unendlich fernhin wogenden, in Dunst entschwindenden romantischen Landschaften von Caspar David Friedrich ebenso wie die frühkubistisch gemalten Berge von Braque, die mit Signalen und Maßzeichen versetzten Landschaften von Rolf Liese ebenso wie die von Fotografie beeinflussten und Phantasie auslösenden Berglandschaften von Aldo Canins.

Hügel, Berg, bewegte Formen – der Mensch kann ohne solche sichtbar gewordene Dynamik der Natur, ohne den Kontrast von Ebenem zum Aufgerichteten, wie ohne jenem von Nahem zu Fernem seine Sinne nicht sättigen.

Wie wesentlich das Bergige mit der Darstellung von Landschaft verbunden ist, zeigt schon die alte chinesische Landschaftsmalerei. Um in den Lebenskern der Landschaftsdarstellung einzudringen, geht sie von den anschaulichen Gegenständen einer jeden Landschaft aus und findet als Grundelemente den Baum, den Fels und das Wasser. Der Chinese besitzt wahrscheinlich kein Wort, das „Raum“ in unserem abendländischen Sinn bedeutet. Der

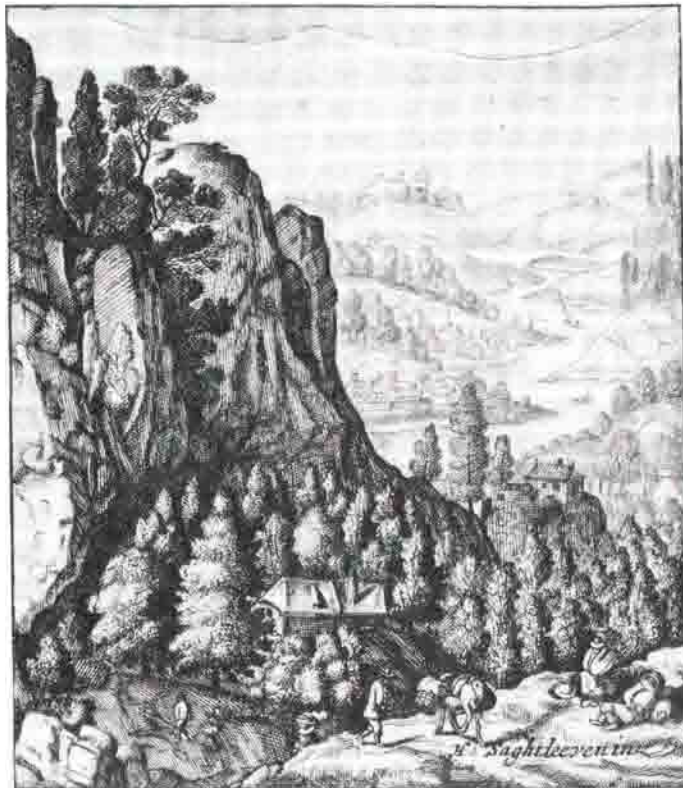
Name „Landschaft“ ist für ihn Shan-Shiu, das heißt Berg und Wasser. Übertragen: Aufgerichtetes und Ebenes, Starres und Fließendes. Berg und Wasser sind dem Chinesen die beiden Grundzeichen für Landschaft.

Der Gedanke, Landschaft als Gegensatz von Berg und Ebene, von Fels und Wasser zu sehen, ist grundsätzlich menschlicher Natur.

Seit das Bild des Berges im 13. Jahrhundert in der abendländischen Malerei sichtbar auftaucht, wird auch hier das Vertikale zum Horizontalen in Kontrast gestellt. Pieter Brueghel läßt die Gebirge zu den Seiten seiner Flußläufe aufwachsen: Wasser und Berge fügen sich zusammen zu grandiosen Weltlandschaften.

Die romantischen deutschen Maler, die Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts nach Italien wanderten, machten, wenn sie vom Norden kamen, am Chiemsee halt, verfielen der romantischen Landschaft und pinselten den Kontrast von Glätte und Weite des Sees mit den im Dunst aufragenden Berggestalten.

In der Entwicklung der Landschaftsmalerei ist immer wieder der aufgerichtete Berg zur ebenen Geländeform komponiert. Das Vertikale zum Horizontalen, das Bewegte zum linearen Gestaltungselement. Der Schweizer Maler Ferdinand Hodler hat diesen Kontrast in Bildern mit Berg und Wasser ins Extrem gesteigert. Er zieht die Horizontale als Spiegel eines Bergsees wie eine Achse quer durchs Bild und baut dahinter das felsige Hochgebirge in den Himmel auf.



Die historische Entwicklung als Fundament des heutigen Sehens

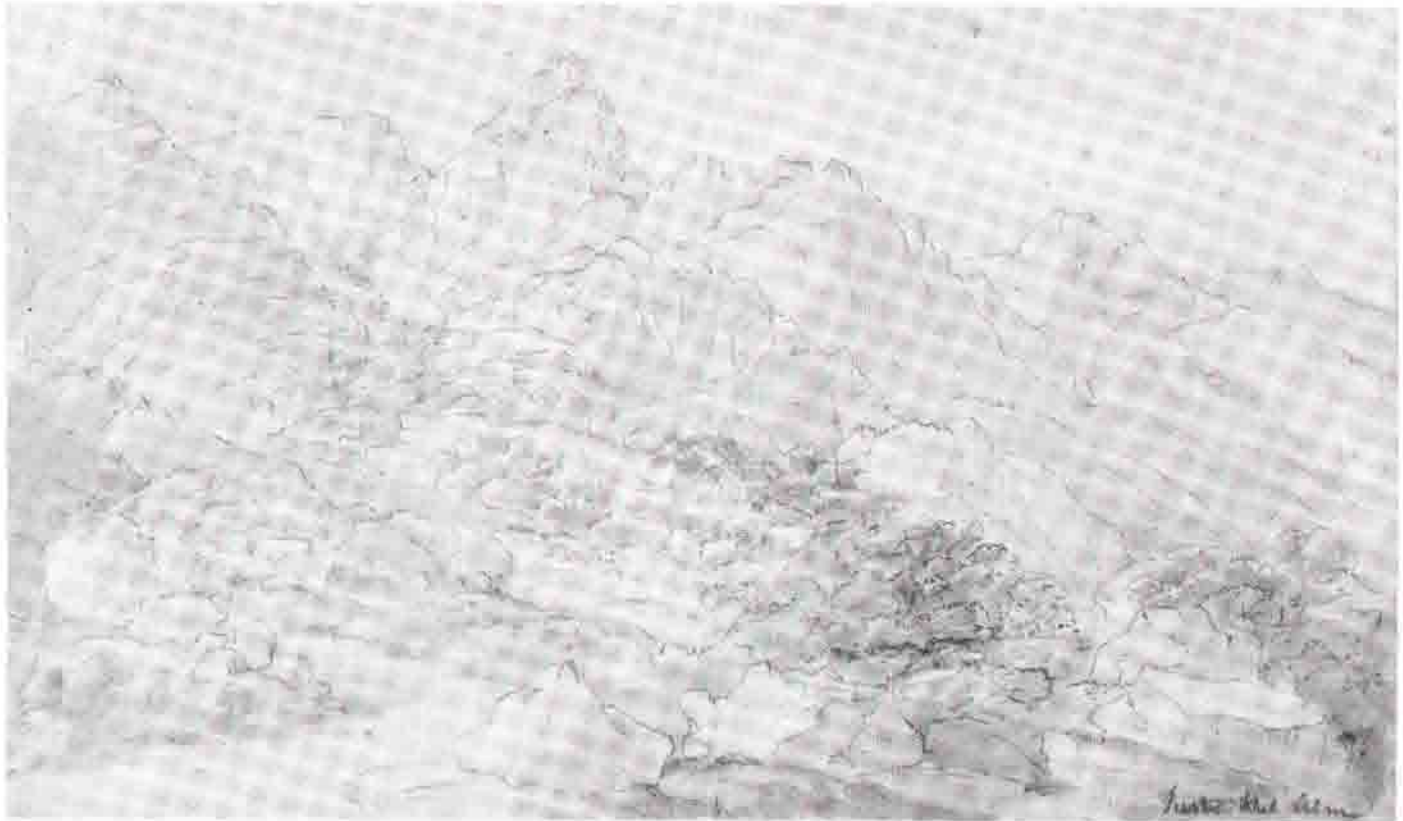
Von 1300 bis 1900 wurde allmählich und in vielen Einzelschritten, in immer neuen Eroberungen der Visualität die Darstellbarkeit und die Schaulbarkeit des Berges erobert. Es wurde ein visuelles Repertoire erarbeitet, das dann ermöglichte, in den verschiedensten Weisen Berglandschaft zu sehen.

Die Künstler waren die Katalysatoren für die Verwirklichung der immer wieder neuen Schaumöglichkeiten. Vor 1300 war in der abendländischen Kunst keine Fähigkeit, das Gebirg zu schauen, darzustellen und aus Bildern wiederzuschauen. Die Kunst war in geistlichen Welten entfaltet und schrieb mit allgemein verständlichen Bildzeichen, unter denen es zunächst keine für Berg und Gebirg gab. Erst um 1300 löste sie sich aus dieser vom byzantinischen Formenkodex geprägten Kalligraphie.

Im 13. Jh., mit der Geburt der weltlichen Kunst in der Gotik, nimmt der Mensch Landschaft für sich wahr. Er lernt Berge bewußt zu sehen. Beim italienischen Maler Giotto wird der Wandel sichtbar. Die dritte Dimension wird erobert. Landschaft wird in die Bilder aufgenommen.

Das Zeichen „Scholle“ stellt Niveau-Unterschiede dar, Höhe und auch Berge.

In den religiösen Bildern ist der Fels das Symbol der Anwesenheit Gottes.



Im 14. Jh. finden, erdenken und benutzen die Maler die Instrumente der Perspektive: Größenperspektive, Farbperspektive und als Krönung die geometrische Perspektive in der Form der Zentralperspektive.

Die Maler von Siena erfinden neue Formen zur Darstellung der Berge.

Simone Martini (1284–1344) malt erstmals kegelige Bergformen.

Pietro Lorenzetti (1305–1348) verwandelt den schräg ansteigenden Schollenblock in einen zugespitzten Berg mit einer steilen und einer sanften Flanke.

Giovanni di Paolo (1400–1482) setzt flammende Bergtürme unvermittelt in Ebenen.

Philippo Lippi (1406–1469) bildet Berge aus übereinandergeworfenem Gestein.

1444 verlegt Konrad Witz den biblischen „Wunderbaren Fischzug“ vom See Genezareth an den heimatlichen Genfer See mit dem Monte Saleve. Das ist die erste identifizierbare Landschaft und wirklichkeitsbemühte Alpenmalerei.

Diesseits der Alpen, im Norden, schaut der Maler des 15. Jh. die Landschaft in Durchblicken und Hintergründen mit grünen Wäldern, Hügeln, Höhenzügen und blauen Bergen. Südlich der Alpen komponiert Mantegna (1431–1506) ganze Bildräume durch Anordnung von Felsen und Bergen. Bei ihm ist die Schollenmanier bis in die letzte Möglichkeit gesteigert. Aus gemeißelten Felsgebilden ist die Welt gebildet.

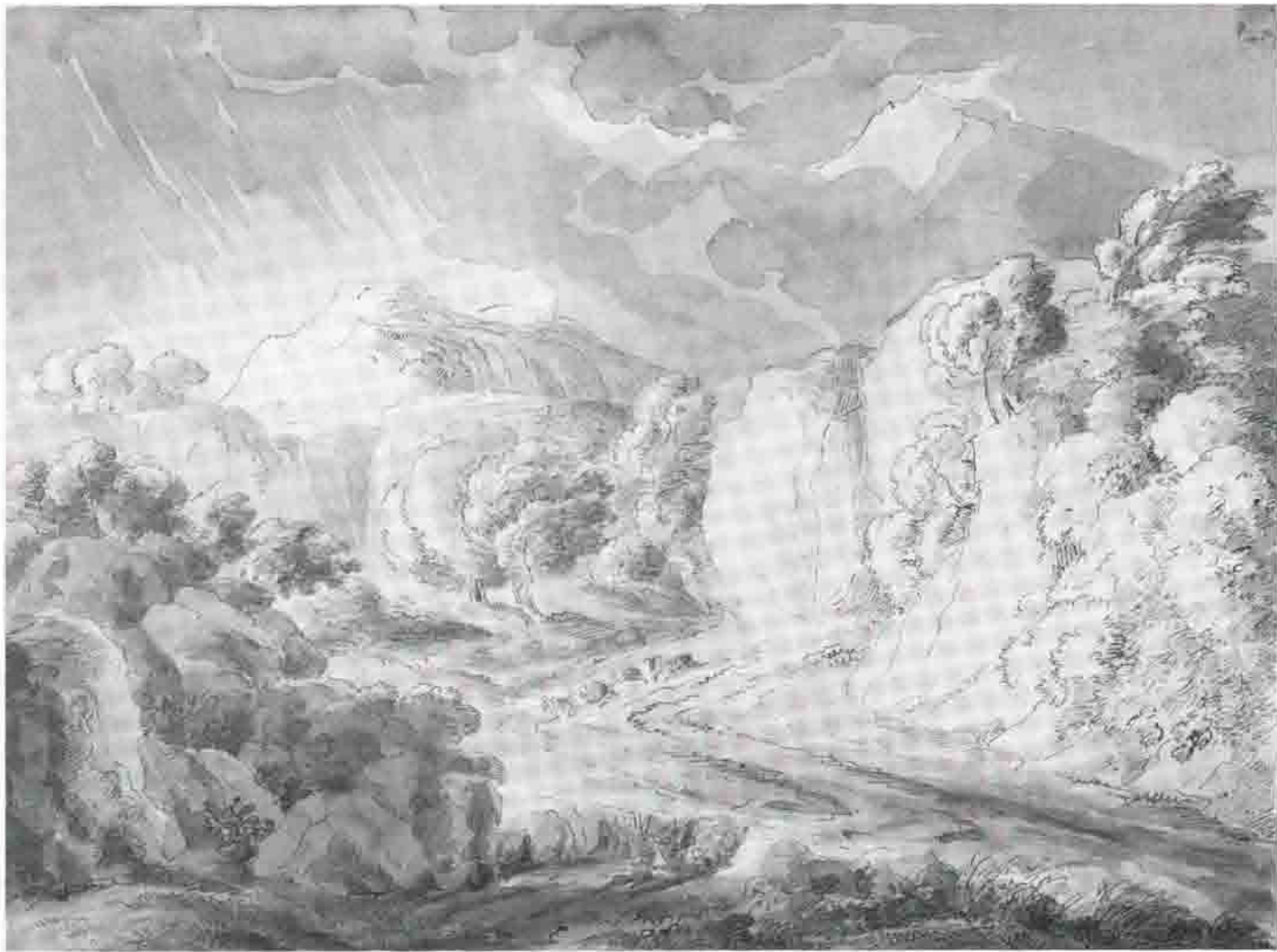
Giovanni Bellini (1431–1510) zeigt beseelte Landschaftsstücke mit Bergen in einer stillen Schönheit.

Leonardo da Vinci (1452–1519) sucht nach den Eigenheiten des Gebirgs. Mit meteorologischem Blick fixiert er reale Ansichten der Alpen (Monte Rosa).

Um 1500 entstehen die ersten selbständigen Landschaftsbilder. Zwei entscheidende Schritte sind dafür bekannt.

Der erste: 1494 aquarelliert Dürer (1471–1528) die ersten „Nurlandschafts-Blätter“, während seiner Italien-Reise Skizzen von Alpenlandschaften und Bergen. Sein Weg über's Gebirg bringt die Darstellung von Bergen in Bewegung und verbindet die nordische mit der italienischen Sehweise. Beide befruchten sich gegenseitig.

Der zweite Schritt: Albrecht Altdorfer (1480–1538) malt um 1420 das erste selbständige Landschaftsbild, eine Donaulandschaft, die



Oben:
Franz Kobell:
*Voralpen-
 landschaft*
Sammlung Zebhauser

heute in der Alten Pinakothek in München hängt. Der Schwung und die Kraft der Maler der Donaueschule vertiefen und vervielfältigen die Landschaftssicht (s. S. 186).

Tizian, der aus den Dolomiten stammt – er malt ab 1510 –, vollendet die venezianische Malkunst und prägt eine wogende, dynamische Landschaftsdarstellung, die zwei Jahrhunderte fortwirkte (s. S. 187).

Joachim Patinier (1485–1524) konstruiert ab 1515 Berglandschaft mit phantastischen Felsszenarien. Mit hochaufgerichtetem Felsgebäude rückt er das Vertikale wieder ins Bild.

Bei Pieter Brueghel (1520–1569) öffnet sich der Blick weit in die Weltlandschaft. Jahreszeiten werden verständlich gesehen und realistisch gemalt, auch Berge im Winter. Die „große Alpenlandschaft“ wird zum Bildthema.

Josse de Momper malt im 16. Jh. schematische Darstellung der bergigen Landschaft mit Luftperspektive und atmosphärischen Wirkungen.

Herkules Seghers (1590–1640) zeigt in seinen Radierungen öde Täler mit steilen Felswänden.

Die französischen Barockmaler Nicolas Poussin (1594–1665), Claude Lorrain (1600–1682) und Gaspard Dughet (1615–1675) komponieren idealische, klassische Landschaften mit Bergen.

Im 17. Jh. sind die Topographen im Gebirg unterwegs. Es entstehen Prospekte von Gebirgsansichten. Alpenbeschreibungen werden illustriert.

Um 1800 tritt die panoramatische Tendenz in die Darstellung ein und verändert die überkommene Vedute. Escher von der Linth (1767–1823) malt eines der ersten Panoramas: Eine Rundsicht im Gebirg. Das Panorama vermag Gebirg in objektiver und unbegrenzter Landschaftswiedergabe zu zeigen. Die neue Bergsicht und verfeinerte, exaktere Bergdarstellung dienen der Geognostik.

Ende des 18. Jh. wird von dem Tiroler Josef Anton Koch (1768–1839) pathetisch-heroisch, von dem Franken Johann Christian Reinhart (1761–1847) idyllisch die idealistische Malerei neu belebt. Diese Deutsch-Römer begründen eine neu einsetzende Realistik und auch die Romantik.

Max Josef Wagenbauer (1774–1829) dringt als erster Künstler in die Täler des bayerischen Gebirges vor um an Ort und Stelle zu zeichnen.

Johann Christian Claussen-Dahl (1788–1857) malt den Ausbruch des Vesuv. Die Begeisterung an den Erscheinungen der Natur führt zu neuen Verständnissen und zu neuen Bildwirkungen.

Johann Georg von Dillis (1759–1841) schafft in lockerer Zeichnung und Malerei Bilder von Berglandschaften. Heute wirken die Bilder solcher romantischer Maler vorimpressionistisch.

Anfang des 19. Jh. zeigen die österreichischen Maler Gauermann, Stifter und Loos eine einfühlsame Empfindsamkeit für Berge und Gebirg.

Bei William Turner (1775–1851) entsteht eine atmosphärische Malerei. Eine Licht-, Luft- und Farbphantastik zeigt vorher nie Gesehenes von der Berg- und Alpenwelt.

Leuchtend farbiges Gebirg erscheint als Fortsetzung der romantischen atmosphärischen Malerei bei Karl Rottmann, Schirmer und Achenbach. Theatralische Farbeffekte faszinieren das Publikum.

In der Mitte des 19. Jh. wird die Fotografie erfunden. Sie ist die technische Antwort auf eine wahre Gier nach Realität, die eingesetzt hat. Die weiteren Entwicklungen der Bergmalerei gehen auseinander. Einerseits treten alpinistische Maler wie Edward Theodor Compton auf und führen die naturalistische Bergdarstellung ins Extrem. Diese Richtung bestimmt vor allem die Illustration der Alpinberichte.

Andererseits wendet sich die allgemeine Landschaftsmalerei von der Fixierung eines naturalistischen Bildes ab und versucht, das Entschwinden des Augenblicks, das Flimmern des Nu einzufangen. Diese Maler schalten den Weg über den Verstand aus und malen unmittelbar mit dem Auge. Dieser Impressionismus gibt Impulse zur Überwindung der fotografischen Fixierung.

Segantini (1858–1899) findet im klaren Licht des Engadin zu einer neuen, hymnischen Bergdarstellung. Mit divisionistischer Malweise gelingt es ihm, das flimmernde Hochgebirge zu imaginieren.

Böcklin (1827–1901) zeigt schwere, stimmungsvolle Landschaften mit Bergen, wie man sie getroffen empfinden kann, wie man sie aber ohne des Malers Hilfe kaum sah.

Ferdinand Hodler (1853–1918) findet mit symbolistischem Ansatz und dekorativer Manier zu völlig neuen Bergdarstellungen. Zunächst baut er seine Berge und Gebirge über einer horizontalen Achse auf. Später beginnt er den einzelnen Berg zu isolieren. Hodler sieht die Formen und Farben, die schweren dunkelblauen Schatten in den Felsnischen, die warmen Lichter in den Berghängen.

Giovanni Giacometti (1868–1933) setzt alle Kraft der Farben ein, um das Licht auf den Bergen leuchten zu lassen.

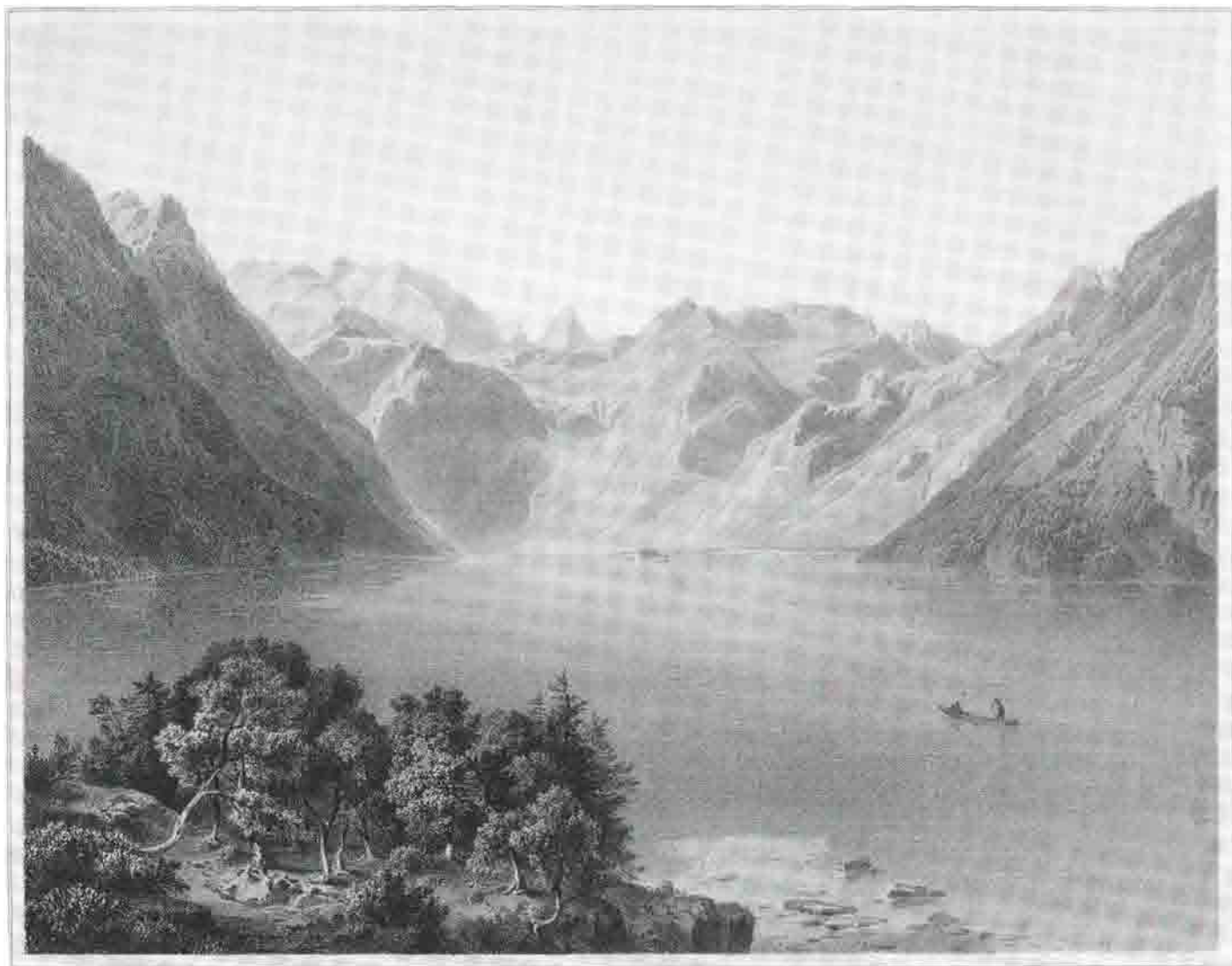
Cezanne malt 1904/05 in seiner reifen späten Zeit immer wieder den Mont St. Victoire. „Gewaltig ringt er mit dem Gegenstand“. In seiner ganzen körperlichen Schönheit will er ihn fassen. Wo seine Freunde, die Impressionisten, nur Licht sahen, sieht er den Körper. Cezanne führt am Motiv des Mont Saint Victoire in der Malerei ein modernes Sehen ein. Die Gesetze der wissenschaftlichen Perspektive werden außer Kraft gesetzt.

Der Kubismus wirft in unmittelbarer Fortführung Cezannes die herkömmliche Perspektive völlig über Bord. Dreidimensionale Gebilde werden wieder vielseitig gesehen. Ein neuer Formenlyrismus leitet eine Loslösung vom bloßen Gegenstand ein. Die malarischen Mittel verselbständigen sich.

Die expressionistische Malerei von Kirchner, Heckel und Bauknecht am Anfang des 20. Jh. drückt das „Gebirg“ kraftvoll aus, wie das nie zuvor möglich war. Kirchner setzt alle Macht der Farbe ein, um Formen der Berge wirken zu lassen.

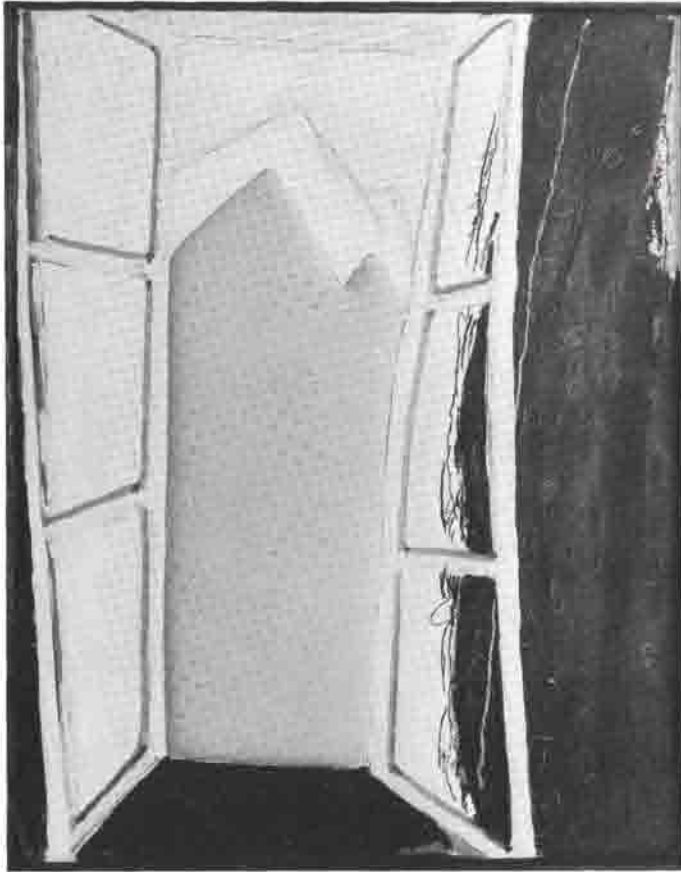
Mystisch innerliche Konstruktion der Welt scheint in den Bergbildern der Maler des Blauen Reiter, jener anderen expressionistischen Richtung in Deutschland, auf. Eine Explosion von Farbe und Form führt ans Metaphysische. Der Seinsbezug wird an den Höhen und Tiefen der Berglandschaft sichtbar.

Wassily Kandinsky (1866–1944) findet anhand der Berglandschaft um Murnau zwischen 1910 und 1914 zur abstrakten Malerei.



Oben:
Leopold Rottmann:
Am Königssee

Links:
H. Kälin:
An der Gotthardroute



Oben:
Andreas Bindl
Bergblick
Aus der
Ausstellung
Bild der
Berge '81

Foto:
A. Bindl

Das neue Jahrhundert hat begonnen

Was geschah nun in der allgemeinen Kunstentwicklung dieses unseres Jahrhunderts? Der Kubismus hatte im ersten Jahrzehnt die Sehweise einer ganzen Generation verändert. Auch der gleichzeitige Expressionismus blieb davon nicht unbeeinflusst. Aus dem Kubismus ging eine der ersten Phasen der abstrakten Kunst hervor. Die gegenstandslose Malerei wurde zu einer Hauptbewegung. Die Gegenbewegung einer betont gegenständlichen Kunst in der Mitte der zwanziger Jahre und weit in die dreißiger Jahre hinein, die neue Sachlichkeit, brachte Möglichkeiten für eine neue Bergmalerei: Alexander Kanoldt. Zwischen dieser neuen Sachlichkeit und dem Expressionismus lagen die Bergbilder von Adolf Erbslöh. Aber solche Ansätze fanden keine internationale Breite und schienen zunächst ohne Fortführung. Die „kühneren künstlerischen Kräfte zog der Surrealismus an“.

Als Reaktion auf den abstrakten Expressionismus erwuchs in England und Amerika ein plakativer Realismus, ein realistischer Expressionismus, der die Banalitäten einer auf Konsum gerichteten Gesellschaft demonstrierte. Diese Pop-Art erweckte eine neue Empfindsamkeit für unsere Wirklichkeit. Die Reaktion in Europa war geteilt. Der Kunsthandel und das Konsumvolk fühlte sich getroffen und nahm die Pop-Art auf. Der Großteil der Künstler verweigerte ihr die Gefolgschaft.

Der letzte große umfassende Zeitstil nach 1945 war der abstrakte Expressionismus. Er eroberte zwischen 1945 und 1960 fast alle westlichen Kulturländer.

In seiner abstrakten Bildschöpfung war kein Platz für Mimesis. Da konnten keine Landschaften entstehen. Da konnte es keine Bergbilder geben. Blieb also der sujetgebundenen Alpenmalerei nur die Möglichkeit, alte Schau- und Malweisen fortzuführen. Aus dem Spätexpressionismus, aus Naturlyrismus, aus neuer Sachlichkeit konnten neue Bergbilder entstehen. Dazu kamen in den späten sechziger Jahren und vor allem in den siebziger Jahren die Impulse aus einer umfassenden Gesellschaftskritik, aus Wachstumsfeindlichkeit, Konsumverdammnis und aus Rückorientierung auf Natur.

Der Boden für eine neue Auseinandersetzung mit der Landschaft war bereitet. Das Abbild veränderte sich. Was die Fotografie inzwischen während der malerischen Brachzeit aufgearbeitet hatte, floß ein. Sandwichfotos wiesen neue Kompositionsmöglichkeiten – psychische Überlagerungen, geistige Überdeckungen von optisch Wahrgenommenem. Daneben fütterte ein neuer geläuterter Naturlyrismus die Schausüchtigen und stillte ihren Empfindsamkeitshunger.

Die Konzeptart versuchte mit literarischer Triebkraft eine neue visuelle Auseinandersetzung mit der Landschaft, sie probierte eine Kunst ohne das herkömmliche künstliche Abbild.

Wie hat nun die Alpenmalerei an all dem teilgenommen? Wie hat sie aus diesen Entwicklungen, vor allem aus jenen der letzten 80 Jahre, neue Bildsprachen gefunden?



Bild der Berge '81

Oben:
Sabine Stellmann:
Karwendel

Links:
Charlotte Dietrich:
Im Gletscher

Fotos:
W. Bahn Müller

Im Hintergrund zu erkennen die Silhouette von Karwendel- und Zugspitzmassiv, davor eine Trabantenstadt à la Neuperlach in unmittelbarer Nachbarschaft älterer Ortsteile; ganz im Vordergrund aber die Öde einer Vorstadtsteppe (aus der Ausstellung Bild der Berg '81).

Die Antwort ist einfach, so lange sie sich auf die expressionistischen Eroberungen des Visuellen bezieht. Der späte Hodler, Giovanni Giacometti, Heckel, Kirchner, Bauknecht, die Worpssweder, Kandinsky, Münter, Marc und der frühe Erbslöh und Oskar Kokoschka, sie alle hatten in unterschiedlichen Artikulationen, aber aus verwandten Intentionen eine Malerei vorbereitet, die noch nach 1945 die große Bergmalerei zu bestimmen scheint. Da hingegen noch die spätesten blauen Berge von Gabriele Münter, da lebte und malte noch Kokoschka, während Lamprecht und Niederreuther mit großen Gesten ihre Berge ins Bild setzten. Aber was ist aus den anderen Strömungen für die Alpenmalerei von heute geronnen?

„Zwischen Exhibitionismus und Askese“

Die Darstellung einer wirklichen Berglandschaft d. h. eines großen dreidimensionalen, begehbaren und in vielfacher Weise und von verschiedensten Standpunkten beschaubaren Naturstückes in einem graphisch oder mit bunten Farben dargestellten zweidimensionalen Kunstbild ist allemal eine Abstraktion. Die Wirklichkeit wird auf wenige, offenbar als charakteristisch gemeinte Merkmale des sehr viel reicheren ganzen Wirklichen reduziert. Das Kunstwerk läßt weg. Es verbirgt Anteile. Es verhüllt. Zugleich versucht es Wesentliches zu entbergen. Dieses „ästhetische Zusammenspiel von Enthüllung und Verhüllung, von Exhibitionismus und Askese“ (Matthias Schreiber) ist ein kompliziertes und für den Künstler immer wieder neu zu beginnendes Spiel. Es liefert dem Betrachter komplizierte und immer wieder neue, zuweilen radikal fremde Darstellungen. Falsche Eindeutigkeiten leiten bei der Malerei vom Gebirg in Oberflächlichkeit, Langeweile und in die Irre. Aber ebenso wie die Einfachheit der simplen Enthüllung trägt, ist auch der reine Irrationalismus einer übertriebenen Verhüllung unwahr. Das Widerspiel von Exhibitionismus und Askese führt die Kunstbetrachtung dieser Zeit (der Zeit der Wirkungen von Herbert Marcuse) zur Auseinandersetzung zwischen Kollektiv und Individuum, zwischen Anpassung und Abweichung, zwischen vertrauter Gleichheit und fremder Andersheit.

Da das Bergsteigen, selbst als sportliche Betätigung, erst recht in der Natur-Senti-Mentalität eher ein Spiel des Individuums als eine kollektive Tätigkeit ist, bestand von vornherein die Gefahr, daß das Bergbild dem Bergsteiger weniger enthüllen und mehr verhüllen mochte.

Insofern ist es folgerichtig, daß die Kunst der alten Maler auf viele der modernen ästhetischen Bemühungen unserer beiden Jahrzehnte, die im Wesentlichen Enttabuisierung, Enthüllungen waren, und die mehr auf Kommunikation als auf Ästhetisierung im alten Sinn gingen, keinen breiten Niederschlag gefunden haben. Die Alpenmalerei, wie sie sich in der Ausstellung des Deutschen Alpenvereins von 1981 präsentiert, macht sich nicht primär in einer

kollektiven Gesellschaft zu deren „Sozialpartner“ (Theodor W. Adorno), sie zeigt die verschiedensten individuellen Strömungen. Sie ist individuelle Kunst für Individuen.

Diese alpine Kunst macht von ihrem Recht auf Askese mit halben Schritten Gebrauch. Überhaupt scheint die alpine Kunst eine Kunst der halben Schritte zu sein.

Man fragt sich, warum die Pop-Art sowenig Niederschlag in der alpinen Kunst oder noch schärfer gefragt, in der alpinistischen Kunst fand. Warum kam zum „Altarbild Suppendose“ der klassischen Pop-Art nicht das Altarbild Klemmkeil in serieller Präsentation? Man fragt sich, warum es zu den Schaueroberungen von Rosenquist, Wesselmann, Lichtenstein, Warhol, Oldenbourg und Segal keine analogen Bemühungen in der alpinen Kunst gibt. Haben doch gerade diese Leute wahrhaftig eine Volkskunst geschaffen, in dem Sinn, daß sie die Dinge, mit denen das Volk täglich und unmittelbar konfrontiert war, ins Bild setzten. Wo also bleibt der Rucksack, wo bleiben die Bergschuhe, der Seilsalat in der alpinistischen Kunst? Bleibt das alles den Fotografen, den Werbegrafikern und den Karikaturisten vorbehalten? Ist alpine Kunst so esoterisch? Wo bleibt der Sturz in der alpinen Kunst?

Liegt die Antwort darin, daß Pop-Art extrem exhibitionistisch ist und Bergfreunde dies nicht wären? Pop-Art ist im Vergleich zur Konzeptart wenig asketisch. Aber warum fand dann die Konzeptart keinen Niederschlag in der alpinen und alpinistischen Kunst? Das Touren-Programm, die Ausrüstungszusammenstellung für eine Expedition, der Trekking-Prospekt, all das geht weder unmittelbar noch in Andeutung, in Prospektionen, in Spuren, nicht mal als verknüllter Rest ein. Wenn man die vielen bloßen Abbilder der Gebirgslandschaften, die der Jury der AV-Ausstellung vorlagen, bedenkt, dann muß sich diese Alpenmalerei den marxistischen Vorwurf gefallen lassen, die Kunst entziehe sich der konkreten Veränderung des Konkreten (Werckmeister, Ende der Ästhetik). Der alpinen Kunst von heute, soweit sie sich in dieser Ausstellung präsentiert, fehlt einerseits der von Künstlern inszenierte Verzicht auf Kunst, der zu den Voraussetzungen der Konzeptart gehört, und andererseits aber auch die provozierende Ästhetik des Häßlichen oder des Volkstümlichen, wie wir sie in der Pop-Art weit verbreitet serviert bekommen haben.

Mondrian hatte einst von einer Verlängerung der ästhetischen Strukturen des Kunstwerkes in die Wirklichkeit hinein geträumt (Matthias Schreiber). Er formulierte „die Zeit wird kommen, da wir auf sämtliche Künste, wie wir sie heute kennen, werden verzichten können und dann wird die herangereifte Schönheit das greifbar Wirkliche sein“ (Zitat in: Werner Hoffmann, Von der Nachahmung zur Wirklichkeit, Dumont-Dokumente 1970). Die alpine Kunst von 1980 erfüllt nicht, sie bleibt weit in der Nachahmung der Wirklichkeit stecken. Es scheint, sie gelangt nicht von der Nachahmung zur Wirklichkeit.

So wird also in der alpinen Malerei von heute die Einheit von Kunst und Leben nicht erreicht. Verständlicherweise. Denn dem Alpinismus ist seit 100 Jahren eine solche Synthese nicht gelungen.



Utopische Landschaft – und andere zeitgenössische Strömungen der deutschen Kunst

Die Auseinandersetzung zwischen Pop Art einerseits und Konzeptart andererseits ist 1981 schon wieder Kunstgeschichte. Im Grunde reichen beide nur noch auf dieselbe Weise wie Symbolismus oder Expressionismus in die gegenwärtige Szene herein. Was nach 1960 jedoch passierte, möchte man als Strömungen zur Gegenwartskunst betrachten:

a) Die späten Sensibilisierungen von Landschaftsausschnitten bei Karl Rössing sind eine Möglichkeit, deren Verfolgung in der Alpinmalerei nachgefragt werden sollte.

b) Neben einem Nachleben der Informellen Malerei und einem ausgebreiteten Fortleben der Op-Art gibt die Ars Fantastica (Collin, Culman, Schlotter, Jannsen, Wunderlich, Badendieck, Schoofs und Ackermann) Anstöße für Berg-Schauweisen.

c) Aus dem Schaffensarsenal der Abstraktion führte über neue ornamentale Strukturen der Weg zu meist utopischen Landschaften (Störtenbecker, Lausen, Nöfer, Neukamp, Liese).

d) Es gibt wieder einen neuen Realismus (G. Richter, Hans Friedrich, Aldo Canins).

Das Spiel mit der Geometrie in der Kunst der 60er Jahre führte manche Maler zu einer Konfrontation mit dem realen Raum. Die Erfahrungen mit den konkaven und konvexen Möglichkeiten der Dreidimensionalität, mit dem Vertikalen und dem Horizontalen,

der neugewonnene Umgang mit Licht – all das wollten die Künstler aus geometrischen Konstellationen in den Erfahrungsraum übertragen. Es entstanden prototypische Landschaften, geistige Welten mit Modellcharakter.

Jens Lausen (geb. 1937) zeigte den Weg, wie aus geometrischen Elementen eine neue Landschaftsromantik zu entwickeln ist. Sein Vorgehen ist verwandt mit dem von Dieter Haack, der aus rhomboiden Kombinationen Landschaftliches herauskristallisiert. Lausen beschäftigt sich in seinen Bildern mit den Urrichtungen, dem Horizontalen, dem Vertikalen und dem Schrägen. Streifenfelder, abgetrepte Blöcke und hintereinander gestaffelte Schwellformen. Landschaften. Sie sind naturfern, in irrealen Licht. Sie sind unbegehrbar. Der Künstler hat sich von C. D. Friedrich anregen lassen. Er will die Stille zum Sprechen bringen. Was bei Friedrich spürbare Unendlichkeit in zwar idealisierter aber doch wirklichkeitstreuer Landschaft war, ist hier nun Kombination abstrakter Schemata in magischen Fluchtungen und irrealen Licht.

Jens Lausen gilt als markanter Vertreter einer nur aus geometrischen Elementen bestehenden Kunstlandschaft. Die Landschaftsräume sind mit Zirkel und Lineal gebildet. Sie sind geometrisch in die Tiefe gestaffelt. Seine „wiedergefundene Traumlandschaft,

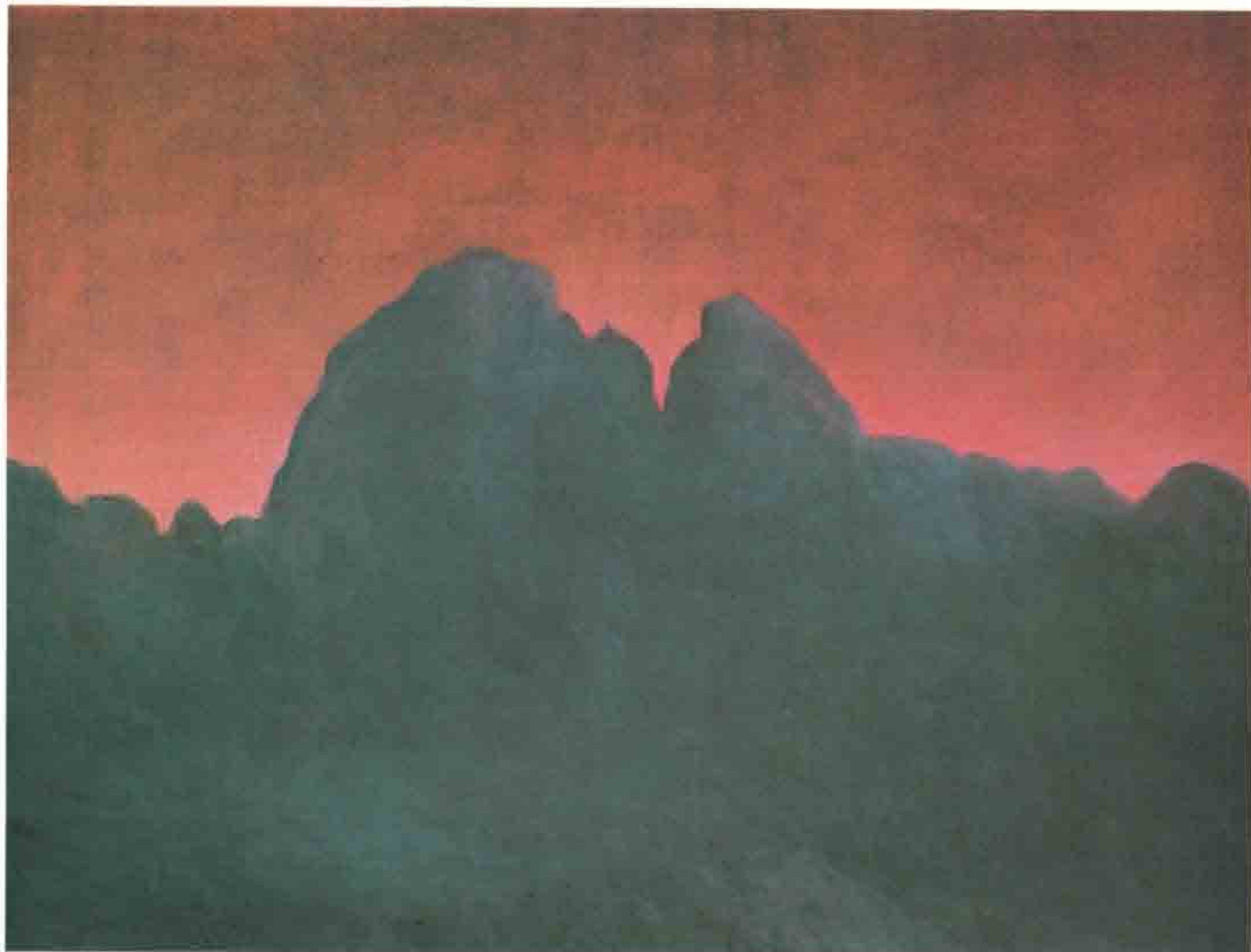


Bild der Berge '81

Oben:
Aldo Canins:
Nacht

Rechts:
**H. Gottfried
von Stockhausen:**
Fex

Fotos:
W. Bahn Müller





Links:
Helmut Pfeuffer:
Gebirge mit Geröllfeld

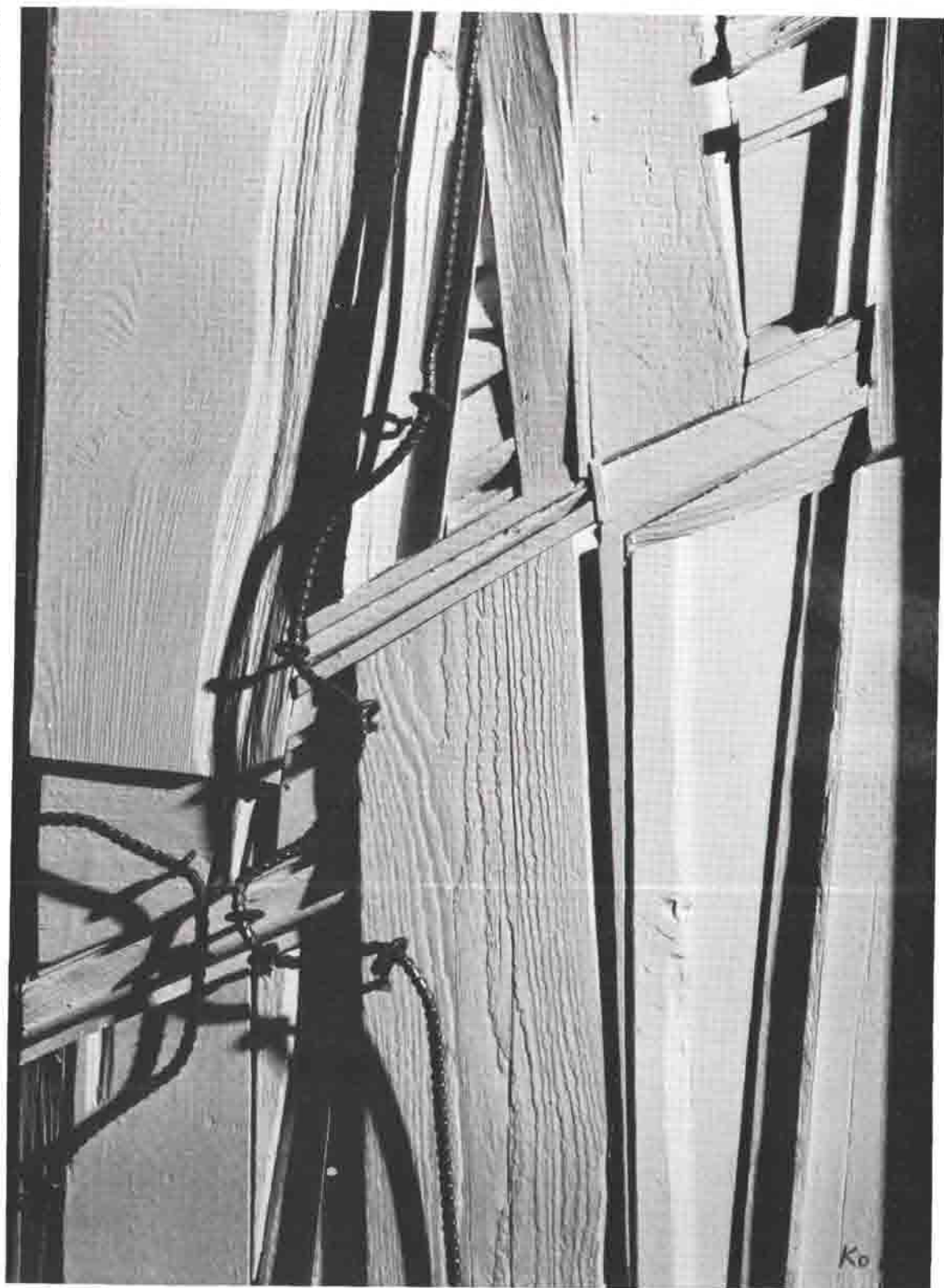
Unten:
Wilhelm Werth:
Berge

Fotos:
W. Bahn Müller



Rechts:
Hanna Korflür:
Eisenversichert
*Objekt aus
weißgestrichenem
Holz und Baustahl*

Seite 199:
Klaus Eberlein:
Fast schon Nacht
*Aus der Ausstellung
Bild der
Berge '81*



Fotos:
W. Bahn Müller

Ko



Landkarte Nr. 27" von 1971 ist eine Berglandschaft. Auf diesen Bildern ist keine bestimmte Zeit. Es ist weder Sommer noch Winter, weder Tag noch Nacht. Diese Reißbrettlandschaft mit gelbem Himmel und Regenbogen ist „in eine Art ewiges Licht getaucht“. Sie wird für die ideale Landschaft von heute gehalten. Man müßte sie einmal in einer tief angelegten Analyse der idealen Landschaft von Reinhardt und J. A. Koch (um 1800) gegenüberstellen.

Werner Nöfer (geb. 1937) geometrisiert die Landschaft, allerdings nicht durch Objekte, die sie ersetzen, sondern indem er die Anblickeinschränkungen unseres technisierten Zeitalters aufdeckt. Durch vorgeschaltete Okulare und mit Hilfe von Meßskalen wird die Landschaft mit dem Einschränkungsinstrument unmittelbar zusammengefügt. Television rückt rahmend ins Bild, eine Sprechöffnung (ohne die Wand, in der sie sitzt) schafft imaginären Kontakt.

Rolf Liese (geb. 1937) schrieb einmal von sich, er habe 1968 zum „ich weiß nicht wievielten Male von vorne angefangen“. Straßen, Wüsten, Berge – er schuf eine Mappe „Sinai“ – prägten eine Zeitlang sein Schaffen. Weite Ebenen und kahle Bergketten. Daß solche Themata in phantasievollen Kombinationen zu utopischen Traumlandschaften führten, war in einer Zeit neuen Landschaftsverständnisses fast zwangsweise. Das Rot-Weiß eines techni-

schen Signals steht naturalistisch zum Blau eines geträumten Gebirgs, dessen Bergketten sich hintereinander in abstrakte Ferne reißen.

Ernst Neukamp (geb. 1937) verbindet auf sensible und prägnante Weise Geometrie mit der organischen Natur. Das geometrische Element bestimmt die Komposition und legt sie eindeutig fest, spannt sie ein.

Ein genaues Lineament erschafft Felder, Ebenenfolgen, Perspektiven. Es entstehen künstliche Tiefenbezüge. Der weiße Papierraum wird artifiziell vermessen. Bergketten auf den Linien, Durchblicke auf fluchtende Äcker und in Hügellandschaften. Nur auf diesen sparsam erscheinenden Landschaftsteilen ist Farbe und Dichte und Natur in zarten und präzisen Abkürzungen.

Der „Voralpine Raum 71/42“ in einer Serigrafie von 1971 kehrt die jahrhundertelange selbstverständliche Größenperspektive um und kontrastiert sie entgegengesetzt der gewohnten Farbperspektive. Nicht innerhalb des Motivs spielt sich dieses Gegenspiel ab, sondern auf der 7fachen Wiederholung. Unsere herkömmliche, in Jahrhunderten eingeübte, erlernte Schauweise wird bewußt gestört. Erstaunlicherweise stellt sich dennoch der voralpine Raum ein.

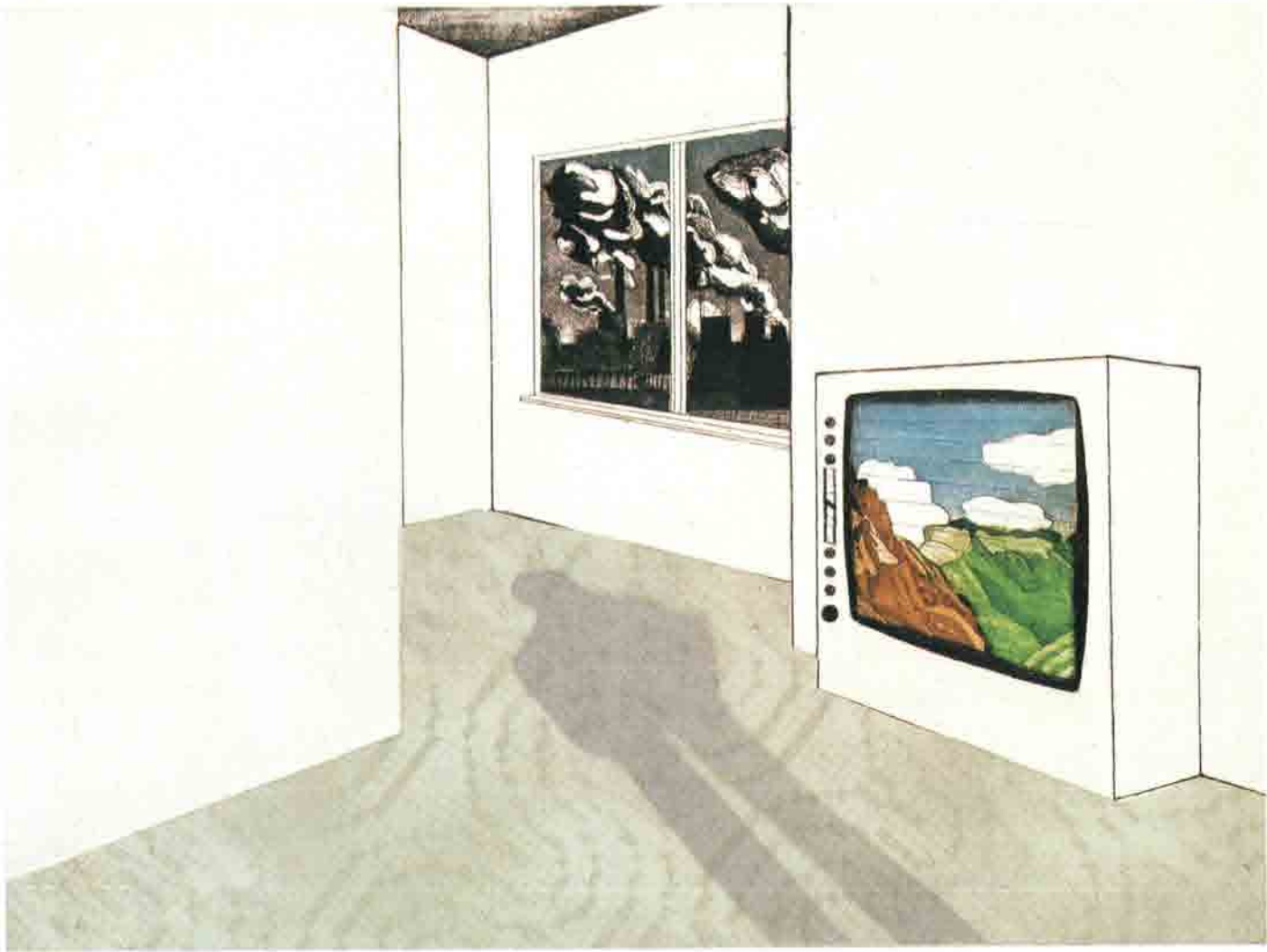
Rudolf Schoofs (geb. 1932) hat Landschaftsgrafiken aus dem Fotodruck entwickelt. Das Foto wird retuschiert, verändert, ganze



Bild der Berge '81

*Die schöne Landschaft –
Helga Jahnke sieht sie nur auf
dem Bildschirm*

*Oben:
Guido Zingerl:
Ohne Titel
Foto:
H. Scholz*



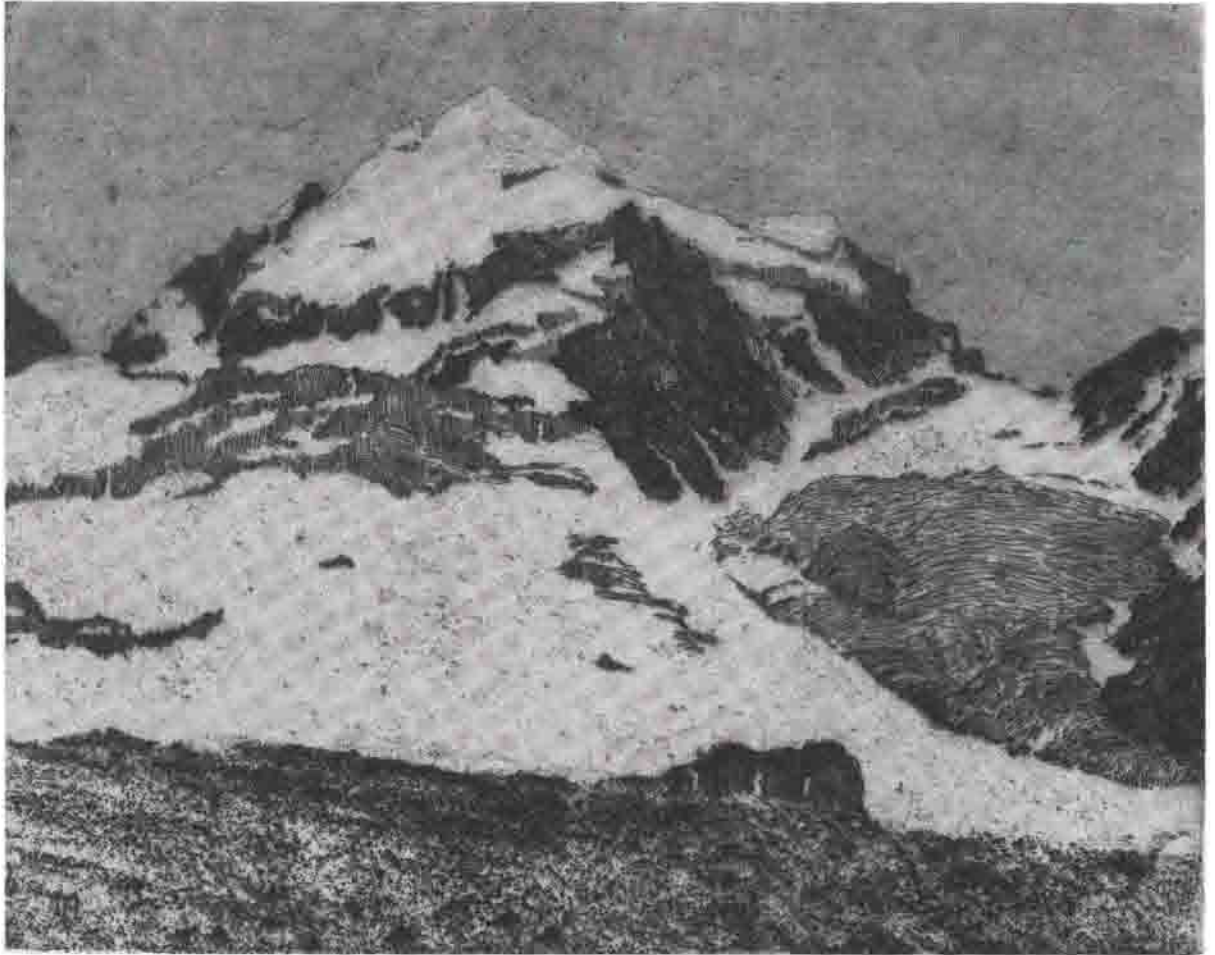
Oben:
Helga Jahnke:
Schöne Landschaft

Links:
Rudi Leitner
Wendelstein



Fotos:
W. Bahn Müller

**Kohn-
Handel:
Der
Berg**



Partien verschwinden, neue werden zeichnerisch eingefügt. Foto, Zeichnung und drucktechnisch aufgelegte Farbe verbinden sich. Durch Überdruck mehrerer verwandter Farbtöne erreicht er einen schwebenden Ton von Atmosphäre. Landschaft wird in ihrer Substanz spürbar. Mit Hilfe des Fotos gelingen neue grafische Ausdrucksdimensionen.

Gerhard Richter (geb. 1932), von den Katalogisierern in den neuen Realismus eingeordnet. Er wurde in der großen Stuttgarter Ausstellung „Naturbetrachtung – Naturverfremdung“ als Signalfigur für eine Umkehrung der Ästhetik hingestellt: „Er setzt die Sehgewohnheiten, wie sie z. B. an das Foto geknüpft sind, in die Monumentalität und Sensibilität der Malerei um. Das im Foto oft Unauffällige wird in seinen ästhetischen Strukturen aufgespürt, entlarvt und durch die malerische Vergrößerung monumentalisiert. Die dadurch irritierten Wahrnehmungsfunktionen steuern über diese Verfremdung in einem Feedback wieder neu auf die Realität zurück, gewissermaßen erfrischt und erleichtert, wie das neue Bild das gängige ersetzt. Der Natureindruck, der jetzt entsteht, erhält eine neue Impression, gefiltert durch die Sprache des Mediums

Fotografie und den darüberhinausgehenden malerischen Eingriff.“

Hans Friedrich setzt mit einer Art fotografischem Realismus an und durchbricht diesen aber mit Gedanken und Symbolformen.

Aldo Canins steht mit seinen Acrylmalereien dem Fotorealismus nahe. Offenbar müssen vielen seiner Bilder Analysen einer fotografischen Aufnahme zugrundegelegen haben. Er stammt aus Südtirol und ist der Bergwelt von Kind an verbunden. Die Gipfel tauchen aus den Wolken auf mit fast fotografischer Realität, verbunden mit dem Unwägbareren des Jetzt, dem Wandel des Nu. Das Sujet im Licht transzendiert. Hier ist ein befreiender Weg der Bildnerie zu unserer Wirklichkeit gefunden. Canins geht in die Grenzbereiche zwischen physiologischem und psychologischem Sehen und öffnet verbaut gewesene Gefühlsreservate. Hier ist Berglandschaft Gegenpol und Fluchtraum – frei von den Ingredienzien der Idylle.



Alpine Kunstaussstellung 1969 und 1981 – Differenzen

Die „Ausstellung 100 Jahre alpine Malerei“ (1969/DAV/München) demonstrierte eine Bergmalerei in traditionellen Schauweisen und Formensprachen. Die Auswahl von Bildern aus dem vorigen Jahrhundert stand in unmittelbarem Zusammenhang mit den gezeigten Kunstwerken von heute.

Karl Millners „Auf der hohen Kampe“ von 1860 belegte die Fortführung des im vorigen Jahrhundert neuen Alpinrealismus, wie ihn Max Josef Wagenbauer 50 Jahre vorher heraufgeführt hatte. Zugleich wurden die Schauweisen der Münchner Schulen als typisch hingestellt: Willroids Vorgebirgslandschaft von 1866 hatte die Heimatlichkeit, den Rausch des Lichtes der Chiemgauer Berglandschaft eingefangen. Die impressionistischen Ansätze waren in Farbe und Duktus unverkennbar. Schöner Schein und zugleich ein Hauch von Unendlichkeit – weitab von Millners realistischeren Zeichnungen des Berges. Was damals von Loos, vom schwächeren der beiden Olivier-Brüder und von Brandes gezeigt wurde, verrät die Neigung zur Idylle, zum schönen Schein. Von Paul Crodel und

von Lovis Corinth waren auch eher freundliche und stimmungshafte Darstellungen gewählt. Die Jury repräsentierte durch ihre Auswahl offenbar rückorientierte Schauwünsche der Bergfreunde.

Die zweite Tendenz, die damals deutlich sichtbar wurde, äußerte sich zum Beispiel im „Gebirgstal“ von Erich Heckel. Des Expressionismus pathetische Bildsprache trat mit kraftvoller Bergsicht auf. Dadurch war angedeutet, aus welchen Erlebniswelten die Wege zu Lamprecht, zu Niederreuther und zu v. Houwald kamen. Mit Alexander Kanoldts Waxensteinkamm war die neue Sachlichkeit prägnant und wegweisend vertreten. Aber in der damaligen Ausstellung schien es, als hätte von ihm kein Weg weitergeführt. Der Rückblick auf alpinistische Illustrationsmalerei bildete damals den Höhepunkt. E. T. Compton, Reschreiter, Platz und Zeno Diemer.

Daneben waren Ansätze zu zeitgemäßen Schauweisen. Babs Engländer oder die schon fast zur Chiffre reduzierte Radierung von Otto Baer. Alles andere lag dazwischen (einiges daneben). Auch die große technische Fertigkeit vieler Arbeiten konnte nicht darüber hinwegtäuschen.

Fortsetzung Seite 209.

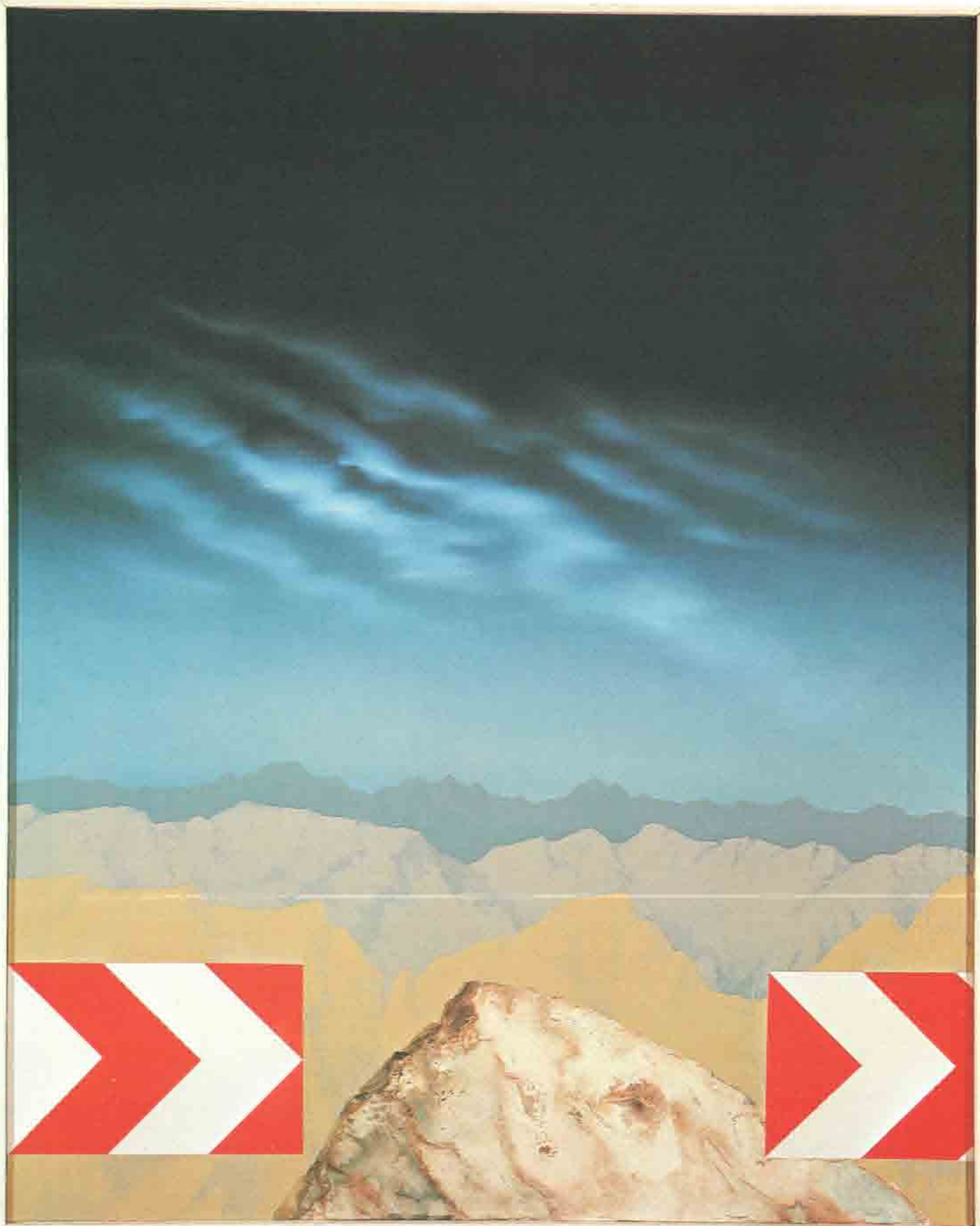




Bild der Berge '81

*die domestizierte
Landschaft*

Links:
Hans Friedrich:
Verletzung
der Landschaft –
Berg

Unten:
**Johannes
Birkhölzer:**
Impressions
des Alpes

S. 204:
Rolf Liese:
Paßhöhe

Fotos:
W. Bahn Müller



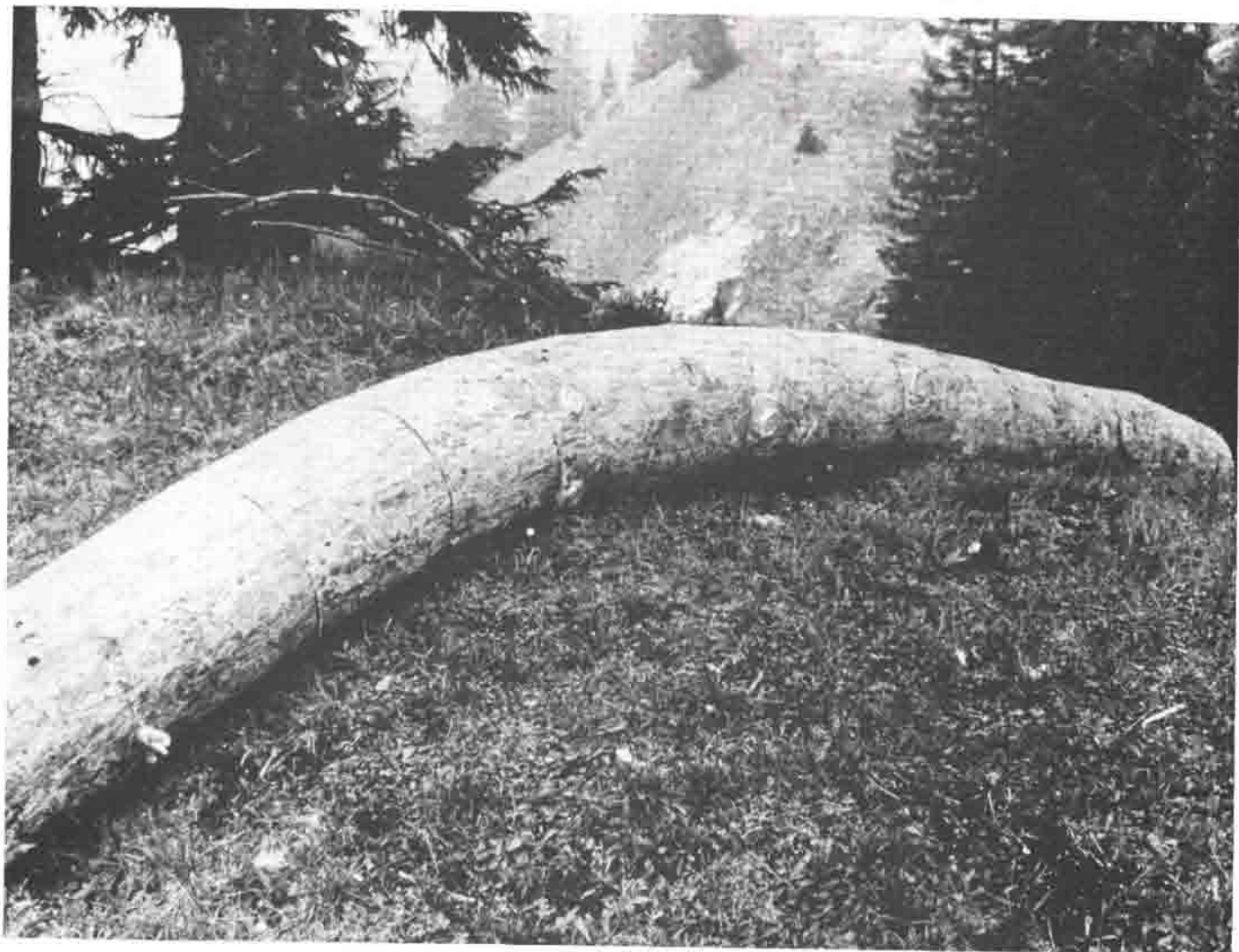


Bild der Berge '81

Hans Ettrich:
Fichtenstammobjekt

*Der Bildhauer
Hans Ettrich gilt als die
Entdeckung der Aus-
stellung. Er ist als
Hüttenwirt auf den Brun-
nenkopfhäusern tätig.
Dort hat er im Baumgrenz-
bereich das Objekt,
das diese Doppelseite
zeigt, ausgelegt.*



*Fotos:
H. Ettrich*





Bild der Berge '81

Keine Zukunft?

Oben:
Ernst Heckelmann:
No Future No 1

Rechts:
Bernhard J. Kellner:
Nicht nur Konturen
hinterlassen ihre
Spuren

Fotos:
W. Bahn Müller



Franz
Leander
Neubauer:
Arge
Montana
Aus der
Ausstellung
Bild der
Berge '81



Foto:
W. Bahnmüller

Führt von diesem Standpunkt der Ausstellung von damals eine Entwicklung zum Heute?

Zunächst ist der Rückgriff auf das vorige Jahrhundert und auf die ersten fünfzig Jahre des 20. Jahrhunderts diesmal weggeblieben. Die Malerei von heute wird also nicht an der von gestern aufgehängt und ist deshalb schon weniger fixiert.

Zum ändern sind die Gegenwartsentwicklungen offener da und selbstverständlich ist der kraftvolle Duktus aller Spät- und Nachexpressionisten vertreten. Ohne ihn wäre die Alpinkunst nicht ausreichend repräsentiert. Die Herkunft von Segantini, Hodler und Cézanne, von Heckel und Kirchner, von Overbeck und Bauknecht und auch die von Kanoldt, Hofer und Schrimpf bleibt in einer solchen Kunst von heute spürbar. Die kühnen Eroberungen von ausdrucksstarken Schauweisen auf den Berg waren nicht vergeblich gewesen.

Die alpinistische Malerei des E. T. Compton scheint mehr abgestorben zu sein. Sie hat eine Nachfolge in den Prospektschaubildern von Berann und dessen Nachahmern. Vielleicht hat sie auch eine andere neue Nachfolge in der flächigeren Formensprache, die vor allem von der heutigen Gebrauchsgrafik kommt und die in alpinen Bildern mit alpinistischer Sicht plakative, schematische Möglichkeiten entwickelte. Das spiegelt sich nicht mit derselben Intensität in dieser Ausstellung wie es tatsächlich in der Bergmalerei von heute wirkt.

Die Juroren berührte die Vielzahl klischeemäßiger Abbilder von pittoresken Bergmotiven fast peinlich. Was gejuriert wurde, kann aber nicht unerwähnt bleiben. Der Abklatsch des Gebirges, die alpine Stimmungsschnulze bleibt offenbar massiver Bestandteil des alpinen Kunstschaffens. Daß es in der Präsentation des AV zurückgedrängt wird, zeigt den Fortschritt.

Gegenpol oder Fluchtraum?

Landschaft wird heute als geformte Natur, das heißt als ein gesellschaftliches Produkt verstanden. Geformt kann heißen, durch Technik, Wissenschaft, Kultur und Touristik verändert, kann aber auch heißen, vor solchen zeitgemäßen Veränderungen künstlich bewahrt. Die Alpenvereine liefern mit ihren Bemühungen um den Schutz der Alpenlandschaft Beispiele der letzteren Art von Formung. Der Naturpark wird künstlich erhalten. Er ist eigentlich eine antiquarische Landschaft. Ein Museumsstück.

Aus solchen Erhaltungsbestrebungen heraus ist auch verständlich, wenn in der Alpenmalerei die Unberührtheit der Natur und die Idylle eine so große Rolle spielen. Aber die Natur ist nicht unberührt. Das Gebirge ist nicht Idylle. Es ist touristisches Gebiet. Durchzogen von Straßen, Wegen, Wasserstationen, Hütten, Klettersteigen, zergliedert von vielen Beschreibungen und Wegweisungen. Auch die am Berg selbst nicht sichtbare Route ist eine Veränderung der Landschaft. Die durchstiegene Wand ist eben etwas anderes als die nichtdurchstiegene.

Die Alpenlandschaft, hier als touristisch genutzte und anderswo als geschützt erhaltene Landschaft, ist beidemale Produkt der Gesellschaft. Sie ist stets Ausdruck dieser Gesellschaft. Sie gibt uns Aufschluß über Verhaltensweise einerseits und Sehnsuchthorizont des Menschen andererseits. Die Schlüsselfrage: Gibt die heutige Alpenmalerei von beidem hinreichend umfassenden, einblickenden und ehrlich vorgetragenen Aufschluß? Nur wenn sie dies tut, ist sie zeitgemäß.

Die Berglandschaft als Produkt unserer Gesellschaft und die darin eingebundene Natur können also

1. bloß betrachtet und abgebildet werden.
2. Als gesellschaftliches Produkt erkannt, dargestellt und kritisiert werden.
3. Aber auch als Stimulanz seelischer Empfindsamkeit gesehen werden.

Die Berglandschaft kann also auf viele Weisen „Auslöser und Träger zugleich einer dem begrenzten Alltag fliehenden Ergriffenheit“ (Rolf Wedewer und Thomas Kempas) sein. Einerseits als begründetes Mängelempfinden, andererseits als Suche nach Idylle und als Fluchort.

Wenn sich die Alpenmalerei von den Zerstörungserscheinungen, von den künstlichen Veränderungen der Bergnatur abseits hält, sich vor der Auseinandersetzung drückt, dann ist das derselbe Konservatismus, der den Bergsteiger in seiner Flucht aus der gesellschaftlichen Wirklichkeit kennzeichnet. Beides ist Ausdruck einer Weltflucht und ist Irrrealismus. Im Asyl wird keine Zukunft gestaltet. In solchen Bildern arbeitet die Alpenmalerei mit den Versatzstücken einer verlorenen Utopie. Die Wirklichkeit ist anders. Verkehrsknotenpunkt auf dem Rigi, die Anstehschlange vor der Fleischbank-Ostwand und Trekking-Karawanen auf dem vororganisierten Weg nach Ladakh.

Es ist nichts gegen idealische Überhöhung einzuwenden. Aber das bloße Abbilden von Wirklichkeit oder Weglassen der Probleme unserer Gesellschaft ist Scheinwirklichkeit. Die Bergmalerei darf also nicht nur getragen werden von „Traumresten einer angeblich durchschönten Vergangenheit“. Wir brauchen Landschaftsbilder, die den Schein durchbrechen. Wo die Berglandschaft nur mehr schönes Bild und Vortäuschung einer heilen Welt ist, wird vielleicht eine „archetypische Vorstellung konserviert“, aber nicht Wirklichkeit aufgearbeitet. Idealität, Reinheit und Natürlichkeit im Bergbild ist so unreal wie Idealität, Reinheit und Natürlichkeit des Menschen, der sich im Gebirg bewegt.

Natur nur als Gegenwelt verstehen, hieße die Lebensaufgabe, die da Welt heißt, verleugnen. Natur aber als Gegenwelt im Sinn einer Zielsetzung, eines Idealkontrastes zu sehen, kann der Lebensbewältigung Arbeitsimpulse und zugleich Entspannung geben. Die Berglandschaft bewußt als Fluchtraum verstehen, wäre ehrlicher als zu meinen, es handle sich beim Bergsteigen in den achtziger Jahren möglicherweise um eine anstrebenswerte Lebensform. Das war schon in den zwanziger Jahren nur eine unausgegorene Idee, ein Wunsch, ein nie verwirklichter Traum, als Wahrheit scheinbar besiegelt mit Bergtod. In Wirklichkeit unwahr.

Die Überlebenden belegen es mit der Veränderung der Gesellschaft und mit der Veränderung des Bergsteigens. Die Naturlandschaft ist zweifellos ein sinnlich-ästhetisches Gegengewicht, ein Korrektiv zu einer von Zweck und Nutzen verstellten Welt. Sie ist aber auch selbst eine solche veränderte Welt. So sehen es zumindest die jungen Menschen, die kritisch mit unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit umgehen.

Eine Malerei, die Landschafts-Natur immer nur in einem vortechnischen Zustand zeigt und nur von diesem erzählt, verschließt die Wirklichkeit und verbaut das Verständnis, den Nutzen und den Se-

gen des Gegenpols. Das wäre nicht die ganze Wirklichkeit. Zum Glück zeigt die Gesamtheit der Objekte in der Ausstellung Berg 81 ein wenig von beiden Seiten.

Dominiert der Tauschwert den Aussagewert?

Bergsteiger kaufen Bergbilder oft zu hohen Preisen. Bilder von künstlerisch oder kunstgeschichtlich unbedeutenden Malern, deren zuweilen routiniert gemalte Bergbilder mit jenen alpinistischen Stimmungen geladen sind, die der Bergsteiger gerne vom Gebirge empfängt, werden ungewöhnlich hoch gehandelt.

Aber auch Nichtbergsteiger kaufen Bergbilder. Die pittoresken Sujets, ihr Erinnerungswert und ihre Schmuckkraft bringen solche Bilder in zigtausende Wohnzimmer, deren Besitzer nie mehr als einen unbedeutenden Mägel erstiegen haben.

Braucht Heimatgefühl die Berge als markantes Symbol alpennahen Daheims oder ist hier das Landschaftsbild der „Weekend-Ersatz in der Wohnung“? Drastischer, farbiger, dauerhafter als ein vorbeihuschendes Televisionsbild.

Die Existenz vieler Berg- und Gebirgsbilder in Museen, in Ateliers der Maler, in Wohnungen regen an, zu fragen, ob die Künstler mit ihren Produktionen nicht weniger die zeitgemäße Aussage als vielmehr das gut gehandelte Abbild produzieren. Das muß man ohne Wertung fragen. Es könnte legitim sein, wenn der Künstler, um davon zu leben, den Kaufbedarf deckt. Sein Angebot muß sich vermutlich nach der Nachfrage richten. Ein guter Preis ist nur zu erzielen, wo die Nachfrage groß ist. Die Bilder von Radler oder von Pfaller sind im letzten Jahrzehnt immer schnell aus der großen Kunstaussstellung weggekauft gewesen.

Aber wenn das Einspielen des Angebots auf die Nachfrage akzeptiert wird, dann dominiert der Tauschwert der Bilder den Aussagewert. Vielleicht könnte der Vorteil einer freien Marktwirtschaft für visuelle Güter inmitten des Medienzeitalters sein, daß Gebrauchswert und Tauschwert deckungsgleich wurden – die Werke von Scharlatanen ausgenommen, deren Machwerke sich nach einiger Zeit als leer und aussageelos entlarven.

Aber der Aussagewert, der Beitrag für zeitgemäße Wirklichkeitsbewältigung, wo bleibt der und wo seine Wertschätzung. Bleiben die Kunstwerke die den Markt negieren und nur nach Aussage und nach größtmöglicher Visualisierung des veränderten Gebirgs in unserer Zeit streben, bleiben diese in den Ateliers? Oder gibt es sie für Alpenmalerei tatsächlich so wenig?

Literaturverzeichnis

Ausstellungskataloge der Galerie Stangl, des Städtischen Museums Leerkusen, Schloß Morsbroich

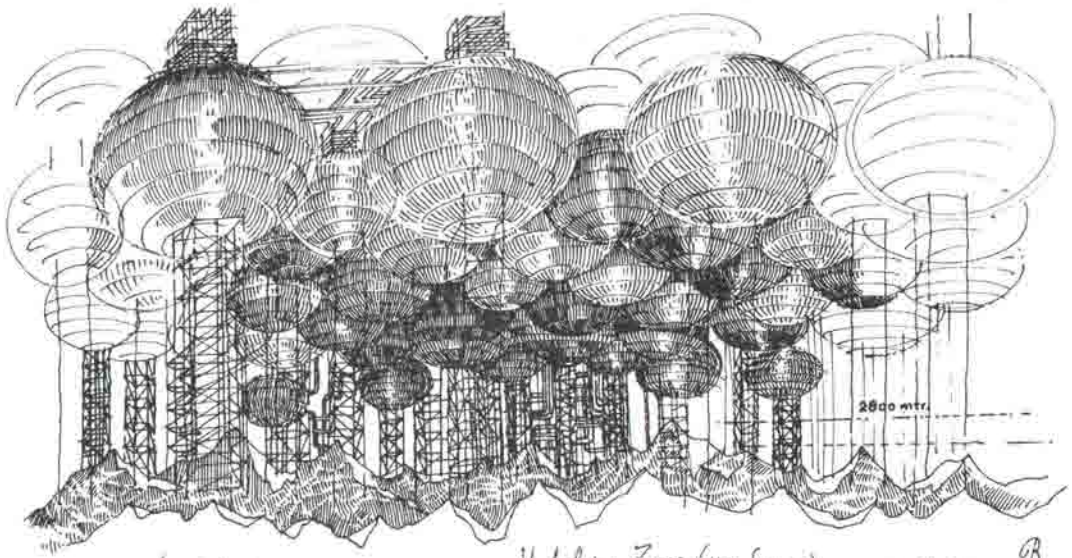
Katalog „Naturbetrachtung – Naturverfremdung“ zur Ausstellung des Württembergischen Kunstvereins, Stuttgart

Juliane Roh, Deutsche Kunst der 60er Jahre und Deutsche Kunst seit 1960 Beiträge zur Landschaftsdarstellung der letzten Jahre, Kunstverein Celle

Dumont-Dokumente Askese und Exhibitionismus

Aufsatzreihe Berg im Bild in der Zeitschrift „Bergsteiger“ von H. Zebhauser und Lexikon Stichworte von H. Zebhauser

und veröffentlichte Aussagen der Künstler



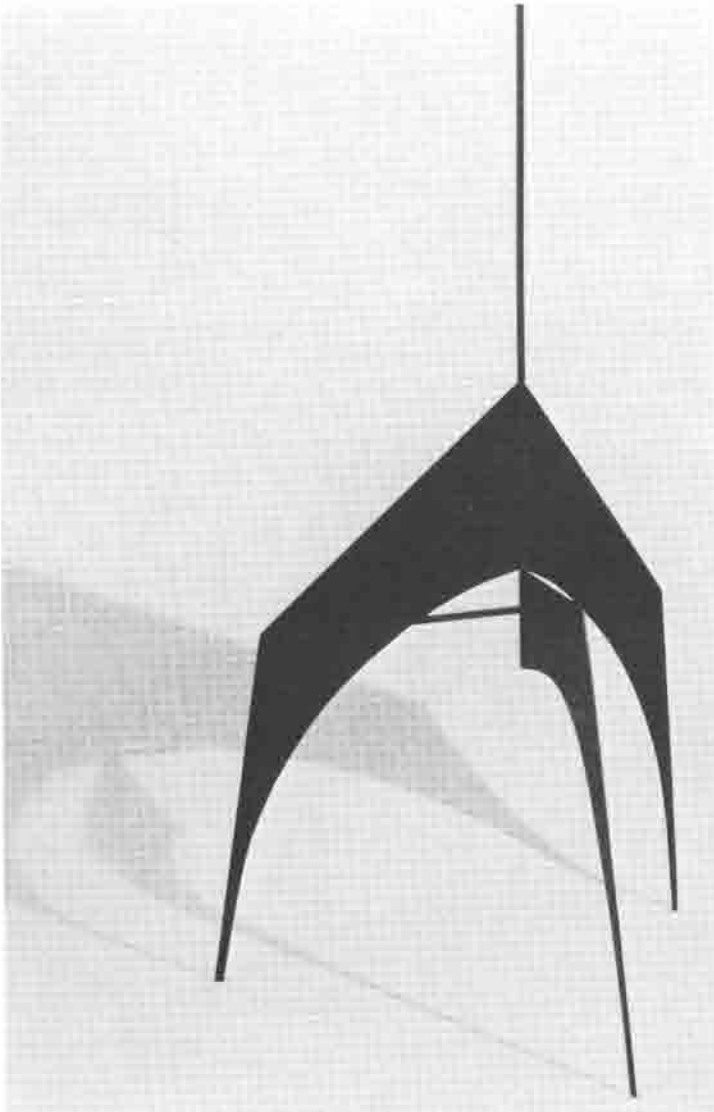
Sauerstoff-Synthese 2041

Hochalpine Zone (1990 Schweiz)

19. Okt. 73

R.

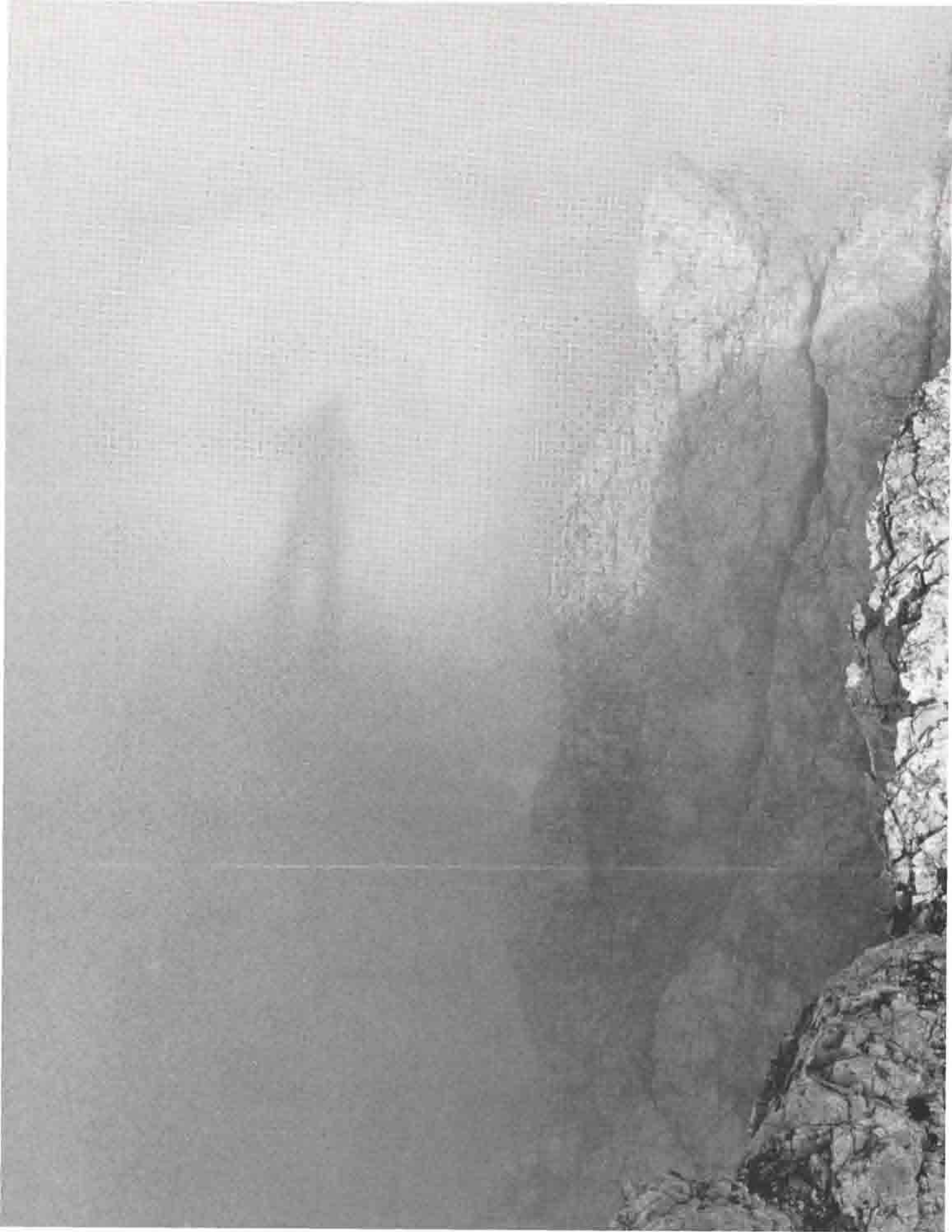
Bild der Berge 2000



Oben:
Otto Robeck:
Architektur des XXI. Jahrhunderts –
Sauerstoffsynthese 2041

Links:
Ingo Glass:
Biorhythmie für die Bergspitze
Stahlobjekt aus der
Ausstellung Bild
der Berge '81

Foto: W. Bahn Müller



Nie mehr allein

Eine Erzählung von Emil Zopfi

Mit einem Vorwort von Ludwig Bertle

Links:

*Das Brockengespenst,
eine Nebelerscheinung.*

Foto:

F. Bauer

Alpine Literatur hat mit Fiktion nichts gemein. Fiktion ist das Erfinden von Geschichten, die so nie gelebt worden sind. Bergsteiger-geschichten aber müssen wahr sein; sie sind in sich selbst viel zu phantastisch, als daß sie darüberhinaus Erdachtes notwendig hätten. Ist es nicht schon eine Verbrämung der alpinen Realität, wenn neuerdings Himalaya-Helden beginnen, ihre Sauerstoffentzugser-scheinungen als Bewußtseinsweiterungen zu verkaufen?

Andererseits: Literatur war zu allen Zeiten mehr als das bloße Ab-bilden der äußeren Realität. Erfinden war immer erlaubt, ja not-wendig, weil sich sonst das Wesentliche nicht aussagen ließ. Fik-tion und Form als die Hauptbestandteile des Erfindens trugen nicht so sehr zur Verstellung, als zum Auffinden der Wahrheit bei. Gegenwärtige Literatur ist nicht vorstellbar ohne die Fiktion; ihr Wahrheitsgehalt mißt sich an der Frage, ob das Dargestellte mög-lich, und nicht daran, ob es so beweisbar passiert ist.

In der erzählenden Alpinliteratur dominieren heute die authenti-schen Berichte, die höchst dramatische Ereignisse in brav formu-lierten Sätzen servieren. Das äußerste der eingesetzten Mittel ist der Dialog. Ironische Distanz zum Erzählten oder der innere Mono-log als adäquates Mittel, Bewußtseinsströme sichtbar zu machen, sind eine Rarität.

Ist die gegenwärtige Alpinliteratur also eine Gattung, die im scheinbaren Bemühen um Realität auf gebräuchliche Stilmittel der erzählenden Literatur verzichtet und daher Entscheidendes ver-schenkt?

Zu den Ausnahmen zählt Emil Zopfi, der in dem vorliegenden

ausgewählten Text vom Bergsteigen erzählt, vom Kampf mit dem Fels, der sich als Kampf mit sich selbst entpuppt. Der Held der Er-zählung ist ein getriebener Bergsteiger, ein Alleingänger, der dem übermächtigen Einfluß seines Freundes zu entrinnen sucht und sich dazu die Alleinbegehung eines schwierigen Pfeilers ausge-sucht hat. Das Ringen mit dem Fels deckt das Innenleben des Hel-den auf, zeigt ihn als empfindsames Wesen, in dessen Kopf vielfäl-tig einströmt, was Jahre oder Minuten zurückliegt. Bergsteigen ist eine Auseinandersetzung, die auch im Kopf stattfindet, die letztlich dazu dient, „dem Gefängnis zu entrinnen“.

Der Autor erfindet die Figuren, löst sie aus dem nur – Autobiografi-schen, läßt sie Rollen einnehmen. Seine Vorliebe gilt Figuren, die Schwächen zeigen; Bergsteiger etwa, die Angst verspüren, die in ihrer Getriebenheit unfreie Menschen sind. Besonders aber Ein-heimische, die über der „Zivilisierung“ ihrer Heimat zum Kehricht geworden sind, fehl am Platze, verbittert, zum Untergang verur-teilt.

Hier registriert ein Autor Veränderungen im Bewußtsein der Men-schen und macht sie fest in assoziativen Gedankenströmen. Die Verknüpfung von Einst und Jetzt läßt ahnen, wie brüchig das Eis ist, auf dem diese Menschen sich bewegen.

Zopfi bedient sich dazu der Mittel, die sonst so selten sind: fiktive Handlung, Erzähldistanz, Verknüpfung von äußerer Realität und Assoziativem, expressive Sprache. Und doch beläßt er Orte des Geborgen-Seins, Inseln, die das Wasser noch nicht unterspült hat. Die Mut machen, zu lesen.

Manchmal schreckt er auf in der Nacht. Gwerder, der Alphirt, tobt unten in der Hütte herum, trommelt mit Fäusten gegen die dünnen Bretterwände und brüllt dazu: „Saubande die, verfluchte Halun-ken, Schweine. . .“

Martin verkriecht sich noch tiefer in seinem Schlafsack, dreht sich gegen die Wand und hält die Ohren zu.

„Doktoren, Aka- Akademiker. . .oah. . . rüdige Hunde die, Großmäuler. . .“ Dumpf dröhnt das Trommeln seiner mächtigen Fäuste im Gebälk. Scheiben klirren. Dann. . .todock. . .to-dock. . .humpelt er aus der Küche in den Vorraum, bleibt bei der Leiter stehen, brüllt auf wie ein Tier. Martin zittert –

Todock. . .todock. . . Der Älpler stößt mit seinem steifen Bein die Tür zur Kammer auf, sucht etwas. Der Hund trappt ihm winselnd hinterher. Und später, es muß längst Mitternacht vorbei sein, fährt Martin wieder hoch, hört, wie er unten mit einem Riemen auf den Schäferhund einschlägt, verworrene Schreie und kläglich wim-mert das Tier.

Als Martin am Morgen hinuntersteigt ist alles ruhig. Totenstill ist es in der Hütte, von draußen fällt dieses Dämmerlicht durch die blinden Scheiben herein. Er reißt ein Fenster auf. Dicker feuchter Nebel hängt über den Alpweiden. Auf dem Tisch liegen Reste her-um, ein zerbrochenes Glas, in den Herdlöchern stecken ungewa-

*Rechts:
„Zum Glück hat es
Nebel, so sieht mich
niemand.“*

*Foto:
R. Goedeke*

sche Pfannen, auf dem rußigen Sims steht die Flasche, die Gwerder am Abend nach dem Essen herabgeholt und ihm daraus einen Schwall in den Kaffee geschüttet hat: „Da, sauf. Selbstgebrannter, s reut mich nicht. Akademiker saufen doch auch, hab ich mal gehört, oder stimmts nicht, Doktor.“ Nun ist die Flasche leer. Eine zweite steht angebrochen auf dem Tisch. Er hat also nicht geträumt –

Sieht das verrunzelte, von schwarzen Brandspuren übersäte Gesicht des Alten wieder vor sich, seine gierige Bewegung, wenn er zur Flasche greift, zittrig eingießt, danebenschüttet, flucht, die Augen verdreht dazu.

„Akademiker bist du, so, so. Ein Doktor willst du werden. So ein Wortverdrehler, so ein Halsabschneider.“ Grollendes, heiseres Gelächter war aus ihm hervorgebrochen. Er hatte sich verschluckt, gehustet.

„Da wird man wohl Herr zu dir sagen müssen, oder. Herr Doktor. . .“

Dann hatte er zu toben begonnen. „Herr Doktor, ja, ja. Einer von denen also. Einer von den Halunken, die mich ins Loch geworfen haben. Fünf Jahre.

Fünf Jahre, die Schweine.“

Martin greift angewidert nach einer Pfanne, säubert sie, macht Feuer, kocht sich einen Tee auf, würgt ein Stück Brot hinunter. Dann stopft er seine Sachen in den Rucksack. Alles; er will im Abstieg nicht nochmals an der Hütte vorbei, will eine weitere Begegnung mit dem Hirten vermeiden, der ihn im Suff mit seinem grenzenlosen Haß gegen ‚Jene‘, die Akademiker, Advokaten, Doktoren überschüttet hat. Dabei ist er ja gar kein Doktor. Noch nicht, jedenfalls. Student ist er, Jus allerdings, im vierten Semester. Mitglied des Akademischen Kletterclubs ‚Bergfalken‘, eine Gilde, wo auch gesoffen wird, natürlich, aber es ist ein anderes Saufen an den Jahresschlußversammlungen, wenn die Altherren kommen, ihre blauen Scheine springen lassen und im Suff dann von ihren vergessenen Heldentaten prahlen. Es ist ein sattes, herrisches Saufen und irgendwie hat er das immer verabscheut, aber weil Pierre, sein Kletterkamerad und Pate im Club immer mitmacht, konnte er nicht anders.

Er tritt vor die Hütte, in den feuchten Nebel hinaus, beginnt zu steigen, langsam, der Kopf brummt noch, aber bald geht es besser und die Alp liegt hinter ihm, verschluckt vom stumpfen Grau des Nebels.

Den Weg zu den Wänden hinauf würde er mit geschlossenen Augen finden: Nach der Weide über den Grat einer alten, bewachsenen Moräne ansteigen, eine steile Rinne hinan, die zwischen Felskanten hochzieht in die Scharte, von der es dann hinuntergeht in die Schlucht, zum Einstieg. Was er zum Klettern nicht braucht, stopft er in die Scharte unter einen Felsblock, wo sie schon immer ihr Material deponiert haben, denkt dabei: Wie oft ich da schon hochgestiegen bin? Wohl hundertmal. Er versucht nachzuzählen, aber es gelingt ihm nicht. Hundertmal müssen es sein und neunundneunzig Mal davon mit Pierre. Einmal mit einem Mädchen, sonst immer mit Pierre.

Er steigt ab, trifft im Grund der Schlucht auf Schnee. Ein Lawinenzug, die Knollen hart zusammengepreßt und glasig gefroren.

Mit bloßen Händen krallt er sich ein, kommt höher. Eine Felsstufe, nicht steil, aber von einer schwarzen, schleimigen Schicht überzogen. Er steigt hastig. Gleitet einmal mit den Füßen weg. Fängt sich auf. Schaut hinab. Zehn Meter unter ihm sieht der steile Hartschnee schon flach aus. Zehn Meter genügen, fällt ihm ein. Ohne Sicherung.

„Langsam“, sagt er vor sich hin. Wartet. Haucht die kalten Hände an.

„Langsam. Ich hab ja Zeit. Genügend Zeit.“ Und dabei fällt ihm gleich wieder ein, daß er ja noch nie allein geklettert ist. In der Nacht, wenn ihn der Alphirt aus dem Schlaf geschreckt hatte, er sich dann wälzte, sich die Ohren zuhielt um das fürchterliche Gebüll des Betrunkenen nicht anhören zu müssen. . . Großmäuler. . . ich hätte es weiter gebracht, als ihr alle zusammen. . . dann rollte ihm dieser Gedanke schon im Kopf herum und brachte ihn vollends um den Schlaf:

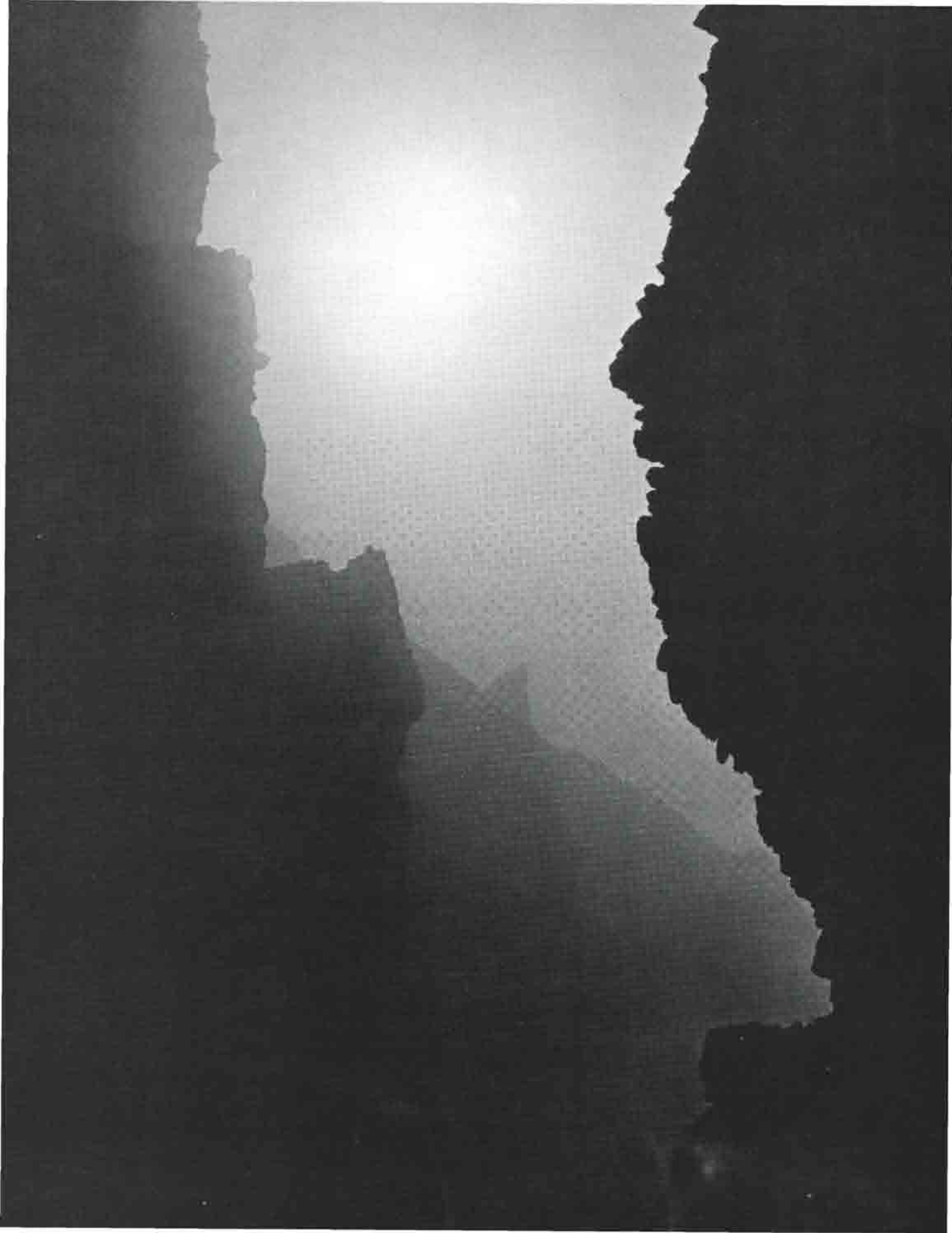
Allein.

Morgen wirst du allein sein am Pfeiler. Ohne Pierre. Vor ein paar Jahren, kurz nachdem sie sich kennengeiernt hatten, waren sie zusammen an der Route gewesen. Pierre hatte geführt und er war alles hintennachgestiegen, hatte damals die schwierige Kletterei als einen seltsam schwereiosen Traum empfunden. Der Fels war an ihm vorbeigezogen wie ein Film. Farbe, Geräusch, Bewegung. Und es war ihm, als bewege sich nicht er, sondern die Wand, die schneeweiße Horizontlinie senkrecht oben, der Himmel, alles.

In der vergangenen Nacht waren ihm plötzlich Einzelheiten in den Sinn gekommen. Er erinnerte sich an Haken, Standplätze, an Griffe und Tritte, an einen Bierhenkel, wo Pierre eine Schlinge gelegt hatte, an die glatte Platte vor der großen Verschneidung, wo Pierre plötzlich ausgeglitten, gependelt und er ihn gehalten hatte. Den kleinen Zwischenfall hatten beide längst vergessen. Wenn er schlaflos lag hatte er versucht, die ganze Route Tritt für Tritt, Griff für Griff durchzuklettern. Es war ihm beinahe gelungen, bis zur gelben Verschneidung, der Schlüsselstelle, war er gekommen, hatte dort in Trittschlingen gehangen, das Quergangsseil über die glatte Platte war weg und vor ihm öffnete sich der mächtige, überhängende, grifflose Schlund – Angst hatte ihn gepackt. Er wollte umkehren, aber der Rückzug über die glatte Platte war abgeschnitten – Er rief um Hilfe. Pierre. . . Schreckte darob aus dem Halbschlaf und hörte, daß der Alte unten auf seinen Hund einschlug, hörte das Winseln des Tiers wie ersticktes menschliches Schreien.

Martin ist rasch gestiegen. Leichte, schuttbedeckte Felsplatten, eine weitere Steilstufe, dann: Ende. Der Einstieg. Er setzt sich auf einen Felsblock. Atmet schwer. Dann beugt er sich über die Schuhe, beginnt die Schnüre festzuziehen. Langsam. Sorgfältig. Dann holt er das Seil aus dem Klettersack, öffnet den Knoten und läßt Schlinge um Schlinge durch seine Hände gleiten um den Drail auszuglätten. Seine Bewegungen sind langsam, beherrscht. Den Atem hält er zurück, das beruhigt.

Dann seilt er sich an. So wie schon hundertmal, wenn Pierre sich am anderen Ende festband. Genau gleich wie damals, als er ihn, den Anfänger, mitgenommen hatte. Jetzt ist ihm, als sei es gestern erst gewesen.



„Ob ichs schaffe?“ hatte er immer wieder gefragt und gezweifelt. „Natürlich wirst du's schaffen.“ Pierre lachte. Stopfte sich seelenruhig seine Pfeife, stocherte dann mit einem Haken im Tabak herum und fluchte über den Wind, der sich in der engen Schlucht verding und dessen Wirbel ihm immer wieder die Streichhölzer ausblies.

„Natürlich wirst du's schaffen. Mußt an dich glauben. Und zudem, ich steige ja voran. Brauchst nur dem Seilende nachzuklettern.“

„Und der Quergang?“ fragte er ängstlich.

„Der Quergang? Kein Problem. Da häng ich ein Seil ein und du fährst hinüber wie auf der Gondelbahn.“

Er ist ausgerüstet. Zögert. Sucht mit den Augen die graue Wand ab, die sich über den Einstieg hinauswölbt. Zwischen schwarzen Flecken, die mit Flechten bewachsen sind, zieht sich ein Riß in die Höhe. Der berühmte Einstiegsriß.

Er beugt den Nacken zurück. Sieht wenig. Nur das verwirrende Flechtenmuster, das die Wand überzieht. Aber er weiß: Der Riß gabelt sich nach einer halben Seillänge. Der rechte Ast führt über den Überhang. An seinem Ende sind einige Haken. Dann legt sich der Fels etwas zurück.

Mußt an dich glauben, hat Pierre damals gesagt. Und er hat doch immer nur an Pierre geglaubt. Ist immer hintennachgestiegen, dem Seilende nach, wie Pierre das nannte. Er beginnt das Seil, das noch im Geröll liegt, um seinen Körper zu schlingen. Überlegt, wie er sich allein sichern könnte. Denkt an einen Seilring, von Haken zu Haken, wie er das schon in Büchern berühmter Alleingänger gesehen hat.

„Nein, ich muß den Riß frei klettern“, sagt er laut. „Der Riß ist der Prüfstein. Wenn ich den Riß schaffe, bin ich oben.“

Und der Quergang? fällt ihm gleich wieder ein. Aber er schiebt den Gedanken weg. Bis zum Quergang ist es jetzt noch weit. An den will er erst wieder denken, wenn er dort oben ist. Wenn er den Riß geschafft hat. Erst kommt jetzt der Riß.

Mit einer heftigen Bewegung greift er ins Seil, schlingt es um den Oberkörper. Die Haken und Karabiner, die er sich umgehängt hat, klirren leise. Das metallige Geräusch feuert ihn an: Du bist doch nicht allein. Das Material ist da, komplett, geduldig. Ohne Freund ist der Pfeiler vielleicht zu machen. Ohne Material niemals.

Ein Knall, hoch über ihm. Irgendwo hat sich ein Stein gelöst, prallt gegen die Wände der Schlucht, zersplittert. Er duckt sich zusammen. Böse surrend regnen Splitter vorbei, schlagen unten ins Geröll. Ist jemand dort oben? „Halloo“, brüllt er. Zittert noch vom Schreck.

„Halloo“, antworten die Wände dumpf, „Jaooo-“
Niemand, oder?

Er horcht angestrengt. Ein Tier vielleicht?

Nichts. Also los.

Der Riß ist erst leicht. Breit genug, um sich mit dem ganzen Körper hineinzuzwängen und sich am flechtenbewachsenen Fels höherzuarbeiten. Ein erster Haken, wo der Spalt enger wird, sich gabelt. Er hängt einen Karabiner ein. Zieht das Seil durch, fühlt sich gleich besser, obwohl Pierre nicht am Stand ist und sichert. Das Gefühl, eingehängt zu haben, das Geräusch des zuschnappenden Karabiners genügt ihm, sich zu beruhigen. Ein guter Haken, denkt er. Ich könnte auch abseilen dran. Zwanzig Meter bis zum Einstieg, Seil

abziehen, die Schlucht hinab, und kein Mensch wird je von deiner idiotischen Idee, diesen Pfeiler allein zu klettern, erfahren. Während er sich am Haken hält und hinausbeugt, den Weiterweg nach Griffen und Tritten absucht, nach einer Möglichkeit zum nächsten Haken, der fünf, nein fast zehn Meter höher im schmalen Ast des Risses steckt, denkt er: Abseilen und heim! Und am Wochenende kommst du mit Pierre zurück und führst ihn da hoch, du alles voran, aber gesichert.

„Aber nein“, sagt er ins Leere hinaus, spuckt dann hinab.

„Pierre ist ja weg. Hat den Blinden genommen: In Urlaub gefahren ans Meer. Mit einem Mädchen.“

Und jetzt werden die irgendwo auf einer besonnten Terrasse sitzen, hoch über dem Strand, herben Salzwind im Gesicht, in den Haaren, Yvonne's Haare wirbeln auf wie die Brandung da unten, werden Kaffee trinken, frische Hörnchen mit Butter und Bienenhonig futtern, herrgottnochmal. Und die Nacht, die sie hinter sich haben. Bei offenem Fenster sind sie gelegen, haben sich umarmt und da draußen, da war das Meer und die Lichter von Fischerbooten hingen in der Bucht und dazwischen die silberne Straße, die der Mond aufs Wasser zeichnet.

Das ist Pierre. So wie er ihn bewundert und beneidet. Immer glücklicher, besser, weiter. Und er, Martin. Hängt allein an dem engen Spalt, in dem nur noch die Fäuste Platz finden, die Füße irgendwo im Leeren, klammert sich an Schuppen. Ein zertretenes Grasbüschel, ein Meter noch bis zum Haken, ein Meter zwischen ihm und der Welt. Und er wünscht sich, daß Pierre da unten am Stand stehen und hinaufrufen würde: „Was ist denn los dort oben, was scharrst du? Ist doch ganz leicht, oder?“

Aber Pierre beißt jetzt gerade in ein frisches, warmes, duftendes Hörnchen, dort unten am Meer, er weiß es, und er hat das Seil zwischen den Zähnen, es würgt ihn eklig, aber es muß sein. Und er hält einen Karabiner in der Linken, streckt sich.

Sieht Pierres Grinsen.

Streckt sich nochmals zittrig.

Weiß nicht, ob die Füße halten, und.

Eingeschnappt. Seil drin. Hineingreifen, mit beiden Händen Zug und mit den Füßen wegstemmen vom Fels. Der Haken ist schlecht, biegt sich durch, aber er hängt, nestelt nervös einen verwickelten Steigbügel aus der Hosentasche, schüttelt das Gespinst. Es entrollt sich, schlägt mit metallischem Klirren gegen die Wand.

Und er hat den Riß geschafft. Rasch steigt er höher. Es geht. – Er klettert an Standhaken vorbei, läßt Seillänge um Seillänge unter sich. Die Wand wird wieder steil, erscheint ihm aber griffig. Ein Doppelriß, fünfter Grad wohl, macht ihm nicht die geringste Mühe. So ungeheuer leicht wird ihm plötzlich zumute. Sichern? Einhängen? Wozu denn?

„Der Einstiegsriß war der Prüfstein, wirklich. Nun werde ich es schaffen.“

Weiter.

Und er erinnert sich, wie er damals im Doppelriß steckengeblieben ist. Einfach falsch drinhang, bis Pierre lachend von oben herabrief: „So mach schon. Nimm die Finger raus. Ich geb dir Zug, dann ist's kein Problem mehr.“ Pierre, der alle Schwierigkeiten spielerisch

überwand. Und so ist das immer gewesen. Pierre voran und er hintennach. Im Fels und auch drunten, im Tal, wie die Bergsteiger das nennen. Pierre schaffte alles spielend. Hatte im Frühjahr sein Lizentiat in Publizistik gemacht und hatte gleich ein feines Pöstchen an einer großen Tageszeitung ergattert, dank glänzender Abschlüsse und dem Umstand, daß das Blatt Robbins, einem der dicken Altherren im Club gehörte. Nun redete er von einer journalistischen Karriere, erst einmal Sport und Lokales, dann Ausland, USA oder Naher Osten, schrieb nebenbei noch an einer Diss und war selbstverständlich ständig unterwegs im Gebirge. Und er. Er quälte sich immer noch in den unteren Semestern herum. Opferte die schönsten Sommerwochen und Herbstsonntage für Prüfungen und Seminararbeiten. Und fiel dann trotzdem durch. Auch in den vergangenen Tagen hatte er gebüffelt. Bis es ihm eben ausging. Gestern waren die Bücher in eine Ecke geflogen. Er hatte Pierre angerufen.

„Nein, tut mir leid, Martin. Pierre ist weg. Ist doch ans Meer gefahren. Mit Yvonne.“

„Dann geh' ich halt eben allein“, hatte er trotzig vor sich hingemurmelt und hatte den Rucksack gepackt. Fertig.

Über ihm nur noch überhängende, glatte Wulste. Grausplittiger Fels. Ein fußbreiter Absatz. Zwei Haken. Ein Steigbügel hinein. Sein Atem fliegt. Er ist viel zu rasch gestiegen, wollte hinauf, nur immer hinauf. Und nun blickt er zum ersten Mal zurück. Unter seinen Füßen bricht die Wand ab. Zwei, drei Seillängen, dann wird sie vom Nebel verschluckt, und es ist, als sei er da aus dem Nichts heraufgekommen. Bestimmt ist er schon höher als die Scharte, wo er seine Sachen zurückgelassen hat. Er schaut hinüber. Ein grauer Film, der sich über alles gelegt hat, der alle Geräusche verschluckt. Nein. Irgendwo tief unten, rauscht Schmelzwasser. Es ist also wärmer geworden. Irgendwoher dringt ein langgezogener, klagender Ton zu ihm herauf. Der Hirt? Die Nacht ist ihm schon wieder so fern wie ein fast vergessener, böser Traum.

Sie hatten ihn gewarnt im Tal, in der Wirtschaft, wo sie immer einkehren, bevor sie zu den Wänden hochsteigen.

„Du, geh' nicht allein auf die Alp. Gwerder, der Hirt ist oben, du weißt doch. Ein Zuchthäusler. Hat Wirtshausverbot. Säuft Tag und Nacht seinen Selbstgebrannten und wird gewalttätig . . .“

„Ach was“, er hatte sich nicht um das Geschwätz gekümmert.

„Paß auf. Gwerder ist lange gegessen. Wegen Totschlag –“

Er ist trotzdem zur Alp hochgestiegen. Allein.

Er konnte doch nicht schon im Wirtshaus umkehren.

Der Quergang.

Damals hatte Pierre ein Geländerseil gespannt und er war einfach an einem Karabiner hinübergelassen. Als er jetzt das Seil in den Standhaken einzieht, merkt er, daß seine Hände leicht zittern.

„Ich bin aus dem Tritt geraten“, sagt er vor sich hin. „Gleich bin ich wieder drin.“ Und er denkt: Warum mußte ich hier nur stehenbleiben. Wäre ich doch nur gleich weitergestiegen. Und ihm ist, als hätte ihn die Vergangenheit – Pierre, die schlechte Nacht, Gwerder, die Bücher – als hätte ihn alles wieder eingeholt und gelähmt.

Zittrig tritt er auf die steile, glatte Platte hinaus, die nach zehn Metern in der gelben Verschneidung endet. Ein Tritt.

Weit draußen ein Haken.

Er beugt sich hinüber, sucht Griffe. Das Doppelseil spannt, drängt ihn von der Wand weg. Hier ist Pierre damals ausgeglitten, gependelt und er hat ihn gehalten, genau an dieser Stelle. Pierre ist gleich wieder los und dann wie ein Wiesel hinüber. Sie haben nie ein Wort verloren darüber. Martin ist wieder beim Stand. Seine Beine zittern heftig. Er klammert sich an die beiden Haken, lehnt den Kopf auf einen Arm.

Aus, denkt er. Ich komme nicht hinüber. Aus.

Jetzt hinab. Zum Glück hat es Nebel, so sieht mich niemand. Er ist plötzlich froh um den Nebel, der die Sicht von der Scharte herüber verdeckt. Er kann abseilen, ohne sich lächerlich zu machen. Und dieser Gedanke beruhigt ihn wieder. Er hängt beide Steigbügel ein. Sichert sich. Holt vorsichtig den Rucksack vom Rücken und hängt ihn an. Sucht unter Schlingen und Karabinern das Stoffsäcklein mit dem Proviant hervor, beißt ein Stück Brot ab und etwas Wurst dazu. Er kaut langsam, den Kopf immer noch aufgestützt. Schließt die Augen. Sieht Pierre, einen verlassenen Sandstrand entlangschreiten, mit verbeulten Konservendosen Fußball spielen, sieht das Aufwallen von Yvannes Haaren in einem Windstoß, ihr strahlendes, volles Lachen, als er ihr naheilt, sie erhascht, in seine Arme schließt, dann mit ihr in ein Café tritt wo leere Korbstühle herumstehen, ein verschlafener Patron Tische abwischt, neugierig die Gäste mustert – Nachsaison, alles leer, verschlafen, romantisch, Zeit, übers Wetter zu reden, am Tag noch Liebe zu machen hinter gelben Dünen, irgendwo am Strand.

Er hört seine Stimme: „Natürlich wirst du schaffen, Martin. Ich steig ja voran. Brauchst nur dem Seilende nachzuklettern. Ich geb dir Zug. Ich, ich . . .“

„Pierre“, schreit Martin auf. „Pierre. Pierre. Immer er, er, er –“ Und schlägt dabei mit der flachen Hand wütend auf den Fels.

„Pierre. Und ich? Ich mach schlapp. Immer Zweiter. Immer hinterdrein. Immer –“ Er erschrickt ob seiner Stimme. Wie Gwerder hat er geschrien. Wie jener hat er auf den Fels losgetrommelt.

„Die, die, die . . . und ich?“ Aber es hat ihn beruhigt. Er hat seine Angst in den Nebel geschrien und nun schwingt er den Sack mit einem Ruck auf den Rücken. Löst die Sicherung und sagt dabei leise, aber bestimmt:

„Ich werde es schaffen. Ich, Martin Hotz werde diesen Pfeiler als erster Mensch im Alleingang durchklettern. Ich.“

Er ist wieder auf der Platte. Steht in Steigbügeln. Sie kommt ihm weniger steil vor als eben. Und es hat Griffe. Winzige, feste Absätze und Leisten. Ein Haken, unter eine Schuppe geschlagen, wird mit dem Hammer bearbeitet. Es klingt dumpf.

Aber der Haken muß halten, es gibt keine andere Möglichkeit. Ein Tritt. Die glattgeschliffene Kante. Den Haken dahinter, das weiß er, kann man ertasten. Ja, er ist noch da. Dann öffnet sich die Verschneidung. Hängt oben gewaltig über. Und schon sieht er die Haken, die da hinaufführen, einer hinter dem andern aufgereiht, die den Schlund begehbar machen und an denen er sich nun irgendwie in die Höhe arbeiten wird, allein.

Links unten:
„Und ich schaffe es –“
Foto: R. Karl
Rechts:
„Verdammter, ver-
fluchter Nebel“.
Foto: F. Bauer



„Und ich schaffe es –“ Er freut sich auf die Schwierigkeiten, ist wieder im Tritt und weiß, daß es nun nicht mehr schlimmer kommen kann. Und wenn ich durchkomme? fährt ihm plötzlich in den Kopf. Wer wird mir dann glauben, daß ich, Martin Hotz, diesen Pfeiler im Alleingang geschafft habe. Pierre? Pierre bestimmt nicht. Er wird mich auslachen. An die Stirn tippen: „Du hast wohl durchgedreht, Martin. Den Pfeiler. Allein –“

„Aber sie müssen es glauben, sie müssen“, ruft er triumphierend. Streckt sich. Hängt einen Steigbügel in den Haken hinter der Kante. Steigt mit einem Fuß hinüber. Ist in der Verschneidung drin und beginnt das Quergangsseil abzuziehen. Es kommt. Sein Ende wirbelt über die Platte hinunter, hängt im Leeren. Und jetzt gibt es kein Zurück mehr. Jetzt muß er es schaffen.

„Und sie müssen es glauben.“ Natürlich. Er lacht. Nach der Verschneidung ist doch das Wandbuch deponiert. Auf einer Kanzel. Das weiß er doch von früher. Voll von berühmten Namen, voll. Er wird sich eintragen. Schwarz auf Weiß wird dort der Beweis stehen, in seiner bescheidenen, sauberen Schrift:

Martin Hotz, Akademischer Kletterclub Bergfalken, 1. Alleingang. „Und wer es nicht glaubt, der kann ja nachschauen gehn, jawohl.“ Sein nervöses Lachen klingt dumpf in dem Schlund. Dann konzentriert er sich ganz auf die Kletterei. Kommt langsam, sehr langsam höher. Feinsplittig, gelb ist der Fels. Winzig, abgegriffen, unsicher Griffe und Tritte. Manchmal zerbröckeln sie unter den Fingern. Aber die Haken sind zahlreich und gut. Er steigt fünfzehn, zwanzig Meter hoch, läßt das Seil eingeklinkt, steigt von einem sicheren Haken wieder zurück, klinkt alle Karabiner aus und hangelt am Schluß wieder am Seil hinauf. So ist die Kletterei fast wie zu zweit. Er beginnt zu pfeifen.

Y like to be in America. Er singt. Und es hallt von den Wänden, es ist, als hätte sich die dumpfe, neblige Schwere etwas gelockert, als sei sie transparenter geworden und als müsse gleich die Sonne durchbrechen. So macht Klettern Spaß, denkt er. Zeit haben. Keine Hetze. Kein: Komm schon, mach endlich, ich geb dir Zug, was ist denn schon wieder, nimm doch die Finger raus.

Zeit. Alleinsein. Alles zurücklassen da unten. Sein eigener Herr und Meister werden.

Die Sicherungstechnik funktioniert immer besser. Dann erreicht er den höchsten Punkt der Verschneidung, direkt unter den Dächern. Eine schmale Leiste zieht rechts hinaus. Eine abgespaltene Schuppe führt höher. Soll er sie ohne Sicherung überwinden? Er steigt etwas zurück. Müßte noch einen Haken schlagen. Nein. Die Schuppe angepackt, ungesichert. Dann ist er auf der Kanzel – Er wirft den Rucksack hin. Sucht die Messingbüchse, die unter Geröllbrocken versteckt ist. Zieht sie hervor, reißt den Deckel weg, greift nach dem Buch.

Nichts.

Er dreht die Büchse um. Das Wandbuch ist weg. Verschwunden. Vielleicht von jemandem fallengelassen. All die berühmten Namen und Daten weg, irgendwo in der Schlucht unten, von Mäusen zernagt.

Minutenlang steht er da, atmet schwer, starrt in die Nebelwand hinaus. Wenn sie doch aufreißen würde. Damit mich jemand von



der Scharte her sieht. Irgendjemand. Aber es reißt nicht auf, natürlich nicht. Und er bleibt allein.

Rufen, schreien, fährt ihm in den Kopf. „Halooo, Halooo.“

„Verdammt, verfluchter Nebel.“ Er nimmt einen Felsbrocken, stößt ihn über die Wand. Aber selbst sein Krachen tönt, als ob man einen Kieselstein in eine ölige Masse plumpsen ließe.

Träg rollt er das Seil auf, packt Karabiner in den Rucksack. Der schwierigste Teil der Route ist überwunden. Und so steigt er endlich langsam, langsam weiter und es kommt ihm vor, als wolle sich die Kante bis ins Unendliche fortsetzen, als wolle sie ihn nicht mehr freigeben und ihn zwingen, ein Leben lang da hochzusteigen, allein, gefangen.

Endlich, die Ausstiegsrisse. Nochmals hängt er Steigbügel ein, die Haken prüft er nicht mehr. Alles ist ihm egal. Eine dumpfe Gleichgültigkeit umfängt ihn und seine Gedanken sind weg, weit weg. Jetzt werden sie irgendwo gegessen haben, denkt er. In so einer verschlafenen Spelunke, wo unsaubere Teller und herrliches Essen gibt. Wein dazu aus Karaffen, dunkelrot wie Blut, Kaffee und Gebäck, Käse und wieder Wein. Sie sitzen, schwimmen satt in ihrem Glück, er wird von seinen Zukunftsplänen reden, dann von den Bergen natürlich, von seinen großen Taten erzählen, alles wiederholen, was er schon hundertmal zum Besten gegeben hat, er, der sich so gerne reden hört und dem alle zuhören, wenn er nur den Mund aufmacht.

Dann erreicht Martin die Grasbänder. Die Grasbüschel, die zwischen Geröllbrocken hervorstechen, gelb und borstig, sind feucht. Der Nebel hat sich in winzigen, kugeligen Tropfen abgesetzt, er taucht sein heißes Gesicht hinein, es ist kühl, erfrischend, riecht würzig. Dann setzt er sich hin, legt den Sack ab, zieht den Helm aus und starrt wieder in den Nebel hinaus. Läßt die Gedanken in seinem Kopf durcheinanderfallen, läßt die Vergangenheit, die ihm hinterhergekrochen ist, die er abschütteln wollte, wieder über sich hinwegrollen, läßt sich hineinsinken in alles, was da gewesen ist. Man kann diese Dinge nicht ändern, auch durch Heldentaten nicht. „Pfeiler, erster Alleingang durch Martin Hotz, am . . .“ Er sagt das leise vor sich hin und es verschafft ihm kein Gefühl der Befriedigung. Nichts.

Er hat die Route gemeistert, alle Schwierigkeiten, seine Angst, und doch. Nichts, nichts hat sich geändert. Weder für ihn noch für andere. Er hat ja nicht einmal einen Beweis, lächerlich . . . Wegen diesem verdammten Buch.

„Und wenn ich einen Beweis hätte, was dann?“ Er stößt den Gedanken von sich. Was solls denn? Hat schon Pierres Lachen im Ohr:

„Erzähl doch das deiner Oma, du . . . den Pfeiler . . . allein . . . du . . .“

„Ja, ich.“

„Ich werde niemandem davon erzählen“, schreit er trotzig, „Niemandem.“ Dann packt er zusammen, quert über die Grasbänder hinaus, gegen eine Rinne, die steil zur Scharte hinunterführt. Drei Seillängen bis zum Gipfel schenkt er sich – wozu die noch machen – die Tour gilt ohnehin nichts, also auch der Gipfel nicht.

Nebel.

Steile, nasse Grasstufen, die Vorsicht verlangen. Achtlos eilt er hinab.

Hinab, nach Hause, hinter die Bücher. Die Scharte. Seine Sachen unter dem Felsblock. Weiter.

Dann plötzlich bleibt er erschrocken stehen. Eine Gestalt taucht auf in der Rinne, keucht langsam herauf, dumpfe Flüche ausstoßend. Es ist Gwerder, der Alphirt.

„Verdammter Satan, verfluchtes Vieh –“ Furchtbar röchelt und pfeift der Alte, sein Gesicht ist blaurot verfärbt vor Anstrengung, dann stolpert er über sein steifes Bein, flucht, bemerkt endlich Martin und fuchtelt mit einem Stock.

„He, du hier, Doktor. Wo kommst du her?“

„Hm, war ein bißchen Klettern.“

„He du, ein Schaf ist mir weg. Gestern schon. Hast du was gesehen?“

„Nein, nichts.“

„Hast wohl keine Augen im Kopf. Hier irgendwo muß es sein. Auf einem Grasband verstiegen. Und ausgerechnet heute muß dieser verfluchte Nebel kommen.“ Hinter dem Hirten klettert der Hund die steile Rinne empor, winselt, springt an Martin hoch und stößt ihn mit der Schnauze an.

„Paß auf du, stoß mich nicht hinunter.“ Der Hirt ist nahe an ihn herantreten, stochert mit seinem Stock im Geröll herum.

„Hilf mir Doktor“, sagt er mit gedämpfter Stimme, „hilf mir. Wenn ich das Schaf verliere, dann gnad mir Gott. Sie werden mich wegjagen, die Bauern, und vielleicht muß ichs noch bezahlen. Du

weißt ja –“ Er bricht ab. Nur seine Augen reden weiter, unruhig und flackrig. Angst, denkt Martin. Jetzt hat er Angst. Wie ich am Pfeiler drüben. Aber es ist eine andere Angst.

„Hilf mir“, bricht es nochmals aus dem Alten heraus. „Du hast doch ein Seil dabei. Da könnten wir die Grasbänder da absuchen.“ Martin macht eine vage Handbewegung. „Da können wir lange suchen, wenn wir nicht wissen wo.“ Dann kommt ihm plötzlich der Stein in den Sinn, der ihn am Morgen in der Schlucht beinahe erschlagen hat. Steine fallen selten von selbst. Und er sagt langsam: „Du, ich glaub ich weiß, wo dein Schaf ist. Komm.“

Er steigt voran. Die Rinne wieder hoch bis dort, wo sie sich gabelt und ein Ast steil in die Schlucht abfällt. Dort sehen sie, tief unten, hart am Absturz, einen braunen Fleck, der sich bewegt. Das Schaf. Die Rettung nimmt viel Zeit in Anspruch. Martin schlägt Haken, seilt sich ab, installiert Flaschenzüge um das verletzte Tier hochzuziehen. Es gelingt. Und endlich, gegen Abend, sind sie wieder in der Scharte.

Martin packt die Reste seines Proviantes aus.

„Hab Dank“, sagt Gwerder und reicht ihm seine harte, rissige Hand.

„Hab Dank, Martin. Du hast mir geholfen.“ Sie setzen sich hin, kauen Brot und Wurst, schweigen. Es wird kühl. Und dann löst sich der Nebel von den Felsen, fällt wie ein Vorhang. Einige Fetzen wallen noch um die Kanten und Zacken. Im Westen hängt die Sonne tief über einem aufgewühlten Meer. Hinter ihnen, über der Schlucht drüben, steigt der Pfeiler senkrecht und aalglatt in den violetten Himmel hinauf. Martin deutet hinüber.

„Da bin ich heute hochgeklettert. Allein –“ Gwerder schaut lange hinüber. Schüttelt dann den Kopf. „Bist schon ein Kerl.“

„Ja“, sagt Martin, „Ich bin der erste, ders geschafft hat. Nur hab ich keinen Beweis . . .“

„Beweis, Beweis“, der Alte schaut traurig in die Weite, wo die Sonne den Horizont berührt. „Bist ein richtiger Doktor. Immer braucht ihr einen Beweis, ja. Ich hab damals auch keinen Beweis gehabt, verflucht nochmal. Und dann haben sie mich eingesperrt.“ Den letzten Satz hat er geschrien. Dann sagt er wieder leise, mit zittriger Stimme. „Schad um dich. Solltest Hirt werden, nicht Doktor.“

„Hirt, ja, oder sonst etwas anderes“, sagt Martin, mehr zu sich selber als zum Alten.

„Oder Matrose, ha“, Gwerder lacht auf, „über alle Weltmeere fahren. Das ist immer mein Traum gewesen, weißt du.“ Er zeigt mit seinem Stock über das Nebelmeer hinaus. „Wenn ich da hinauschaue, dann kommen mir die Felsen da wieder wie Mauern vor. Wie Gefängnismauern. Aber was willst du. Jetzt bin ich alt, kaputt, fertig.“

„Matrose . . .“ Martin nickt. Denkt ans Meer. An die Weite, nicht mehr an Pierre, nein, nur noch an den leeren Strand, die Wellen, die dort auf den Sand rollen, das Aufschäumen von Yvones Haaren im Wind vielleicht, vielleicht, sagt leise: „Ja. Gefängnismauern sind es. Wenn man allein ist.“

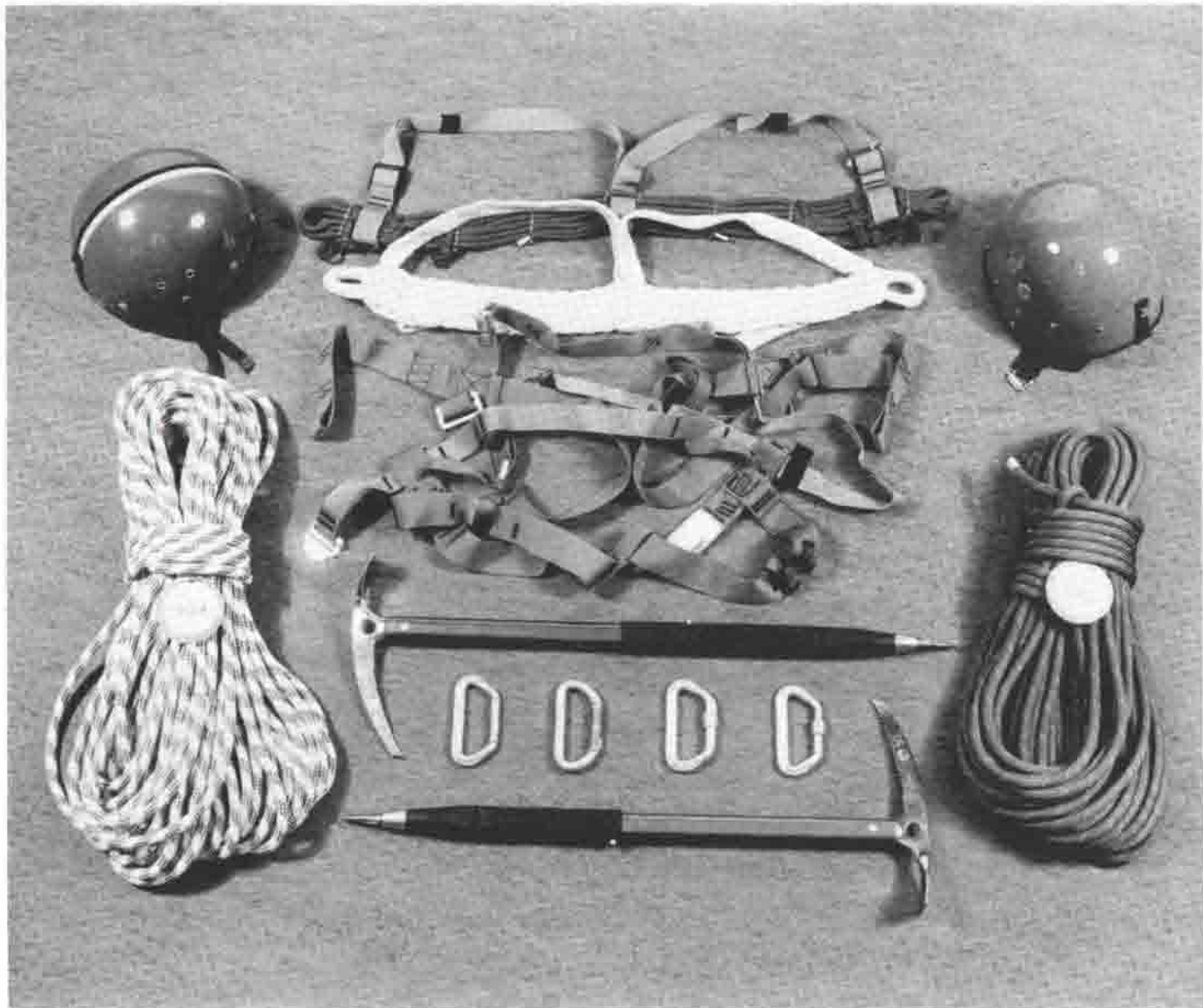
Und dann sitzen sie wieder schweigend nebeneinander. Bis die Sonne im Nebel versunken ist und kühle blaue Schatten auch den letzten Rest der Felsen aufgefressen haben.

Normen für Bergsteigerausrüstung

Warum – wieso – weshalb?

Pit Schubert

Unten: UIAA-Normen gibt es für Seile, Karabiner, Pickel, Anseilgurte und für Helme. Normen für weitere Ausrüstungsstücke werden folgen.



Wenn Menschen mit Geräten zu tun haben, diese Geräte mit der Zeit vervollkommen werden, kommt es bei größerer Verbreitung der Geräte – gleiches gilt für Apparate und Maschinen – mit der Zeit zwangsläufig zur Normung. Dies gilt für alle Bereiche der Technik und überall auf der Welt. Ob im Automobilbau oder in der Luftfahrttechnik der Industrieländer, ob bei der Herstellung metallener Buddhafiguren in Kathmandu, ab einer gewissen Technisierungsschwelle ist die Normung unumgänglich. In solchen technischen Bereichen, in denen von der Gerätequalität und der Gerätesicherheit auch Leben und Gesundheit der Benutzer abhängen, ist der Drang zur Normung noch verstärkt.

Welche Normen für Bergsteigerausrüstung gibt es?

Zuerst tauchten internationale Normen auf. Die UIAA¹⁾ begann Anfang der 60er Jahre mit der Normung; sie brachte die Norm für Bergsteigerseile heraus, die auf den damals bahnbrechenden Arbeiten Prof. Doderos (Frankreich) beruhte, und die mit geringen Modifikationen auch heute noch ihre Anwendung findet. Inzwischen gibt es weitere UIAA-Normen, und zwar für Karabiner, Pickel, Anseilgurte und Helme. Für die Erstellung einer UIAA-Norm führt ein Mitgliedsland den Vorsitz in der Arbeitsgruppe. Der Text in der entsprechenden Landessprache gilt als Urtext (master-text).

- | | | | |
|------------------|------|-------------|---|
| – Seilnorm | 1963 | Frankreich | (FFM = Fédération Française de la Montagne) |
| – Karabinernorm | 1969 | England | (BMC = British Mountaineering Council) |
| – Pickelnorm | 1976 | Deutschland | (DAV/ÖAV) |
| – Anseilgurtnorm | 1979 | England | (BMC) |
| – Helmnorm | 1980 | Deutschland | (DAV/ÖAV) |

Den internationalen Normen folgten erst später Normen auf nationaler Ebene. So wurde der DIN-Arbeitsausschuß „Bergsteigerausrüstung“ erst 1977 gegründet. Diesem gehören an:

- Hersteller (auch solche aus dem Ausland)
- Verbraucher (Bundeswehr, Bergwacht, DAV, ÖAV)
- Prüfinstitute (Universität Stuttgart)

Die DIN-Normentwürfe für Seile, Karabiner, Pickel, Anseilgurte und Helme sind fertiggestellt. Mit den ersten Normen kann Anfang 1982 gerechnet werden. Das österreichische Normeninstitut ÖNORM hatte schon in den 60er Jahren, wenig später als die UIAA, eine eigene nationale Norm für Seile in Anlehnung an die UIAA-Norm herausgegeben. Die Arbeit fand ihre Fortsetzung erst wieder 1978, nachdem sich der Normenausschuß neu konstituiert hatte. Inzwischen ist die

ÖNORM für Helme, Pickel und Karabiner erschienen und der Normentwurf für Anseilgurte steht vor seiner Verabschiedung zur Norm.

Was bei uns die DIN und in Österreich die ÖNORM ist, nennt man in Frankreich AFNOR (Association Française de Normalisation) und in England BS (British Standard).

In Frankreich gibt es AFNOR-Normen für Seile, Karabiner, Pickel, Anseilgurte und Helme. Weitere Normen sind in Vorbereitung. In England gibt es BS-Normen für Helme und Anseilgurte. Schon seit Anfang der 70er Jahre existiert die Helmnorm. Dies ist auch der Grund für die hohe Qualität (hohes Energieaufnahmevermögen) der englischen Helmfabrikate. Die BS-Norm läßt schlechtere nicht zu. Normen für Seile und Pickel gibt es in England derzeit noch nicht, da diese Ausrüstungsstücke überwiegend vom europäischen Kontinent eingeführt werden.

Alle nationalen Normen – sowohl DIN, ÖNORM, AFNOR und BS – sind in starker Anlehnung an die UIAA-Normen erstellt worden. Meist unterscheiden sie sich von den UIAA-Normen nur durch nationale Besonderheiten, beispielsweise in der Gliederung und der Aufmachung des Normtextes.

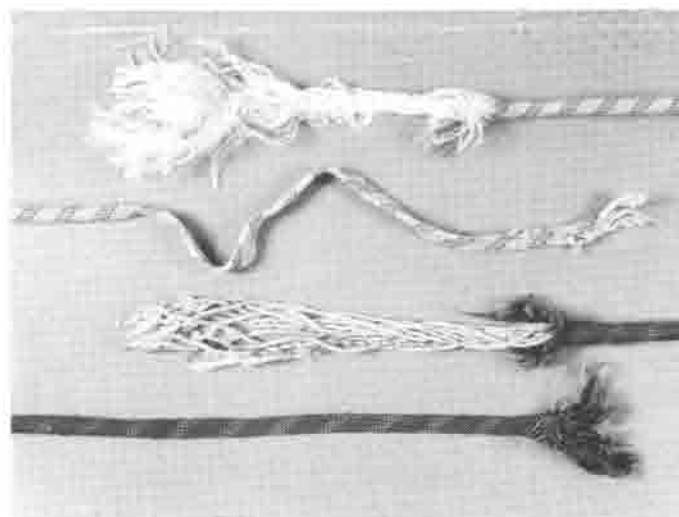
Warum Normen für Bergsteigerausrüstung?

Die Normen sollen den Mindestqualitäts- und -sicherheitsstandard dokumentieren und dabei zwei Funktionen erfüllen:

- Funktion A: Schutz des Verbrauchers vor zu geringer Qualität und zu geringer Sicherheit bei Anwendung der Ausrüstung.
- Funktion B: Schutz des Herstellers vor zu hohen Qualitäts- und Sicherheitsforderungen des Verbrauchers.

Am Beispiel Seil bzw. Seilnorm sei dies erläutert: Bergsteigerseile können in der Praxis – also im Gebirge oder im Klettergarten –

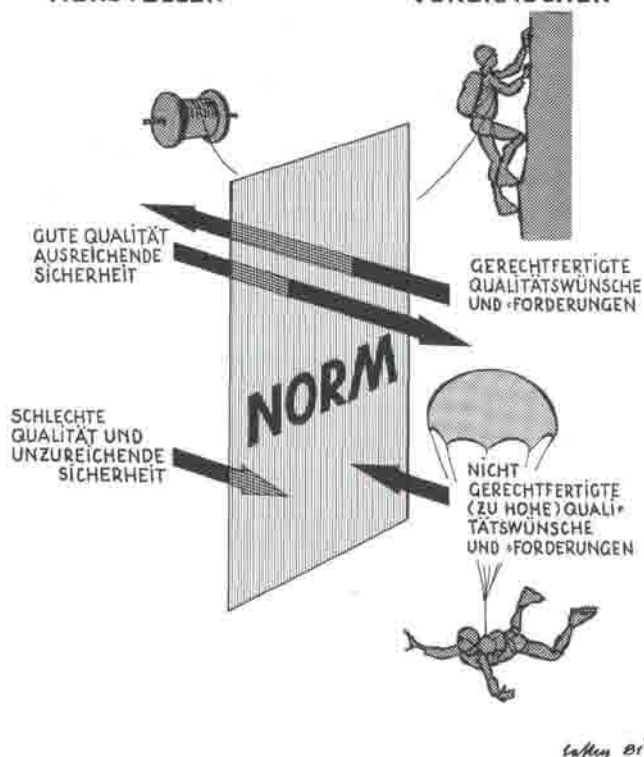
Zwei an Felskanten gerissene Seile. Beide Kletterer fanden dabei den Tod.



¹⁾ UIAA = Union Internationale des Associations d'Alpinisme – Internationale Vereinigung der Bergsteigerverbände

HERSTELLER

VERBRAUCHER



Links:

Die Norm steht zwischen Hersteller und Verbraucher. Sie grenzt Ansprüche und Verpflichtungen beider Seiten ab.
Zeichnung: Lassmann, Oberursel

Die Norm steht also zwischen Hersteller und Verbraucher. Sie grenzt Ansprüche und Verpflichtungen beider Seiten ab. Die Verbraucherseite soll nicht technisch Unrealisierbares von den Herstellern verlangen, und die Hersteller sollen nicht jeden Schund dem Verbraucher aufdrehen können.

Daß insbesondere die Herstellerseite an Normen interessiert ist, zeigt das Beispiel *Klemmkeile mit Drahtkabelschlinge*. Dafür gibt es derzeit noch keine Norm. Aber es gibt bei DIN und ÖNORM im Rahmen des allgemeinen Technischen Regelwerkes eine Norm für das Verpressen (Zusammenfügen) von Drahtkabelschlingen (DIN 3088, ÖNORM 9605). Die auf dem Markt befindlichen Klemmkeile mit Drahtkabelschlinge (allesamt ausländische Erzeugnisse) erfüllen diese Norm jedoch *nicht*. Die Norm verlangt eine *zweifache* Verpressung. Alle Drahtkabelschlingen sind jedoch nur *einmal* verpreßt. Ereignet sich ein Unfall durch eine schlecht verpreßte Drahtkabelschlinge (Montags- oder Freitagfertigung), könnten im Streitfall diese Normen als Grundlage herangezogen werden, was dem deutschen oder österreichischen Importeur zum Nachteil gereichen müßte.

immer noch reißen. Nicht mehr im Anseilknoten und nicht mehr im Karabiner. Scharfkantiger Belastung am Fels aber sind die Seile noch nicht gewachsen. Dabei muß die Felskante noch nicht einmal messerscharf sein. Die rauhe, kristalline Oberfläche kann schon wie ein Sägemesser wirken. Alle Seilrisse der letzten Jahre sind auf Felskanteneinfluß zurückzuführen. Die Felskanten nehmen keine seilfreundliche Form nach UIAA-Norm an (Kantenradius 5 mm, entsprechend einem Karabinerschenkelquerschnitt). Die Menschheit hat das technische Wunderwerk vollbracht, Menschen zum Mond schicken und wieder zurückholen zu können. Wir können jedoch noch keine Seile herstellen, die allen in der Praxis auftretenden Belastungen standhalten können.

Zu Funktion A:

Die Seilnorm legt Mindestanforderungen fest, z. B. das Mindestkantenarbeitsvermögen (Mindeststurzanzahl), den maximal zulässigen Fangstoß usw. Dem Verbraucher soll durch die Norm eine Mindestqualität und eine Mindestsicherheit garantiert werden. Die Seile sollen nicht schon bei geringer Sturzbelastung reißen.

Zu Funktion B:

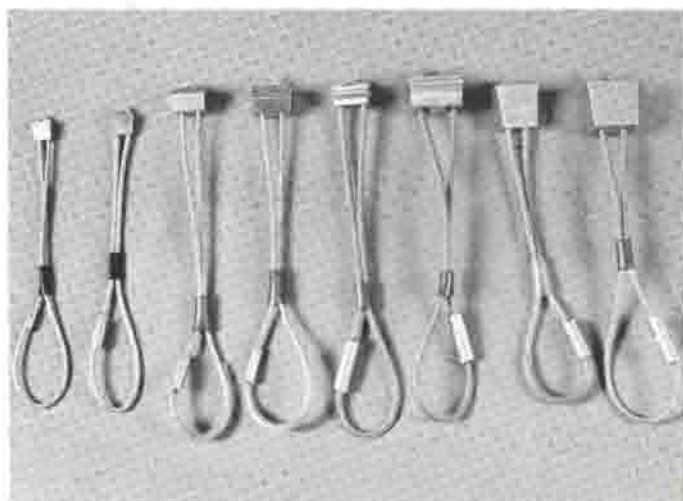
Durch die Norm wird dokumentiert, was der Verbraucher vom Produkt bzw. vom Hersteller verlangen kann. Reißt ein normgeprüftes Seil durch Felskanteneinfluß, was – siehe oben – möglich ist, dann handelt es sich nicht um eine Fehlkonstruktion. Der Gestürzte hat das Pech gehabt, daß sein Seil im Augenblick der Sturzbelastung gerade über eine Felskante zu liegen kam. Kein Verschulden des Herstellers. Der Staatsanwalt pflegt Unfälle dieser Art unter dem Sammelbegriff „Schicksal“ einzuordnen.

Der Verbraucher soll nicht Forderungen (Zivilrecht, Strafrecht) an den Hersteller richten, die dieser nicht erfüllen kann (da die Technik noch nicht soweit ist, siehe oben).

Die UIAA wurde deshalb von einem österreichischen Importeur gebeten, die Sachlage zu überprüfen und eine Norm für Klemmkeile mit Drahtkabelschlinge zu erstellen.

Diese neu zu erstellende UIAA-Norm (sowie DIN-Norm und ÖNORM) können sich nach vorhandenen Technischen Regelwerken richten, sie können aber auch andere Erkenntnisse berücksichtigen; dahingehend beispielsweise, daß die importierten Klemmkeile mit Drahtkabelschlinge für praxisgerechte Belastungen beim Klettern ausreichend dimensioniert sind. Die Entscheidung bleibt dem Ermessen der Fachleute in den Normenausschüssen überlassen (Hersteller, Verbraucher, Prüfinstitute). Die Meinung der

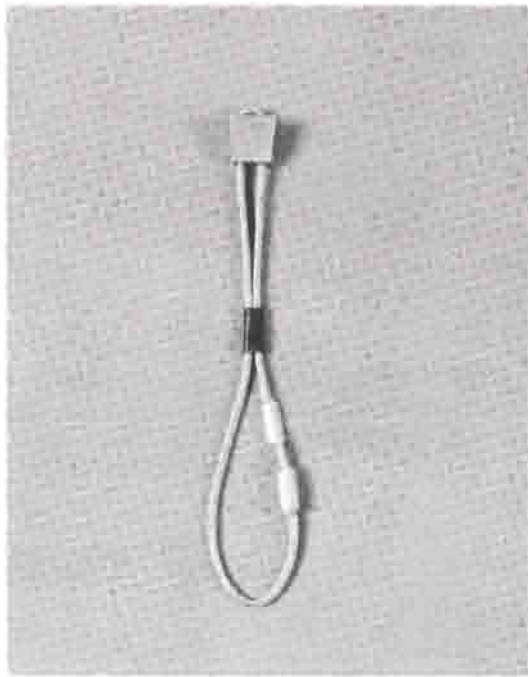
Verschiedene Klemmkeile mit Drahtkabelschlinge. Alle Drahtkabel mit nur einer Kabelverpressung. Dies entspricht nicht der allgemeinen Norm für Kabelverpressung.





Rechts:
Klemmkeile mit
normgerechter
(zweifacher) Kabel-
verpressung
(Fotomontage).

Alle Fotos:
Archiv Sicherheitskreis



Mehrheit der Fachleute wird die Norm bestimmen. Dabei muß immer berücksichtigt werden, daß die Norm

- erstens nicht wirklichkeitsfremd ist, also auch die Bedürfnisse der Verbraucherseite berücksichtigt, und daß die Norm
- zweitens dem Verbraucher ausreichenden Sicherheitsstandard gewährleistet.

In der Norm wird der (Mindest-)Standard gemäß „Stand der Technik“ festgelegt. „Stand der Technik“ ist die Meinung der Mehrzahl der Fachleute auf dem betroffenen Fachgebiet (Hersteller, Verbraucher, Prüfinstitute).

Warum nationale Normen?

Die internationalen UIAA-Normen sind in der Bundesrepublik Deutschland nicht rechtsverbindlich. Die Hersteller können sich danach richten, sie müssen es jedoch nicht tun. Auf dem Seilsektor richten sich alle Hersteller nach der UIAA-Norm, auf dem Karabinersektor beispielsweise nicht.

Unabhängig davon hat der Bundesarbeitsminister Mitte der 70er Jahre verfügt, daß Normen für *alle* Sportgeräte zu erstellen sind. Diese Verfügung hat gesetzmäßigen Charakter. Sie gilt für Tischtennis-ausrüstung ebenso wie für Campingausrüstung und Bergsteigerausrüstung. Angesprochen sind Hersteller, Verbraucher und Prüfinstitute (siehe oben). Die Mitarbeit im deutschen Normenausschuß ist freiwillig. Bisher fanden sich für alle Sportbranchen genügend interessierte Mitarbeiter. Dies gilt auch für den Bereich Bergsteigerausrüstung.

Sinn jeder Normung von Geräten, deren Benutzung Leben und Gesundheit gefährden kann, ist die Festlegung eines Mindestsicherheitsstandards.

Dieser Mindestsicherheitsstandard muß einerseits so hoch angesetzt werden, daß dem Benutzer ein ausreichendes Maß an Sicherheit gewährleistet ist, andererseits aber darf dieser Mindestsicherheitsstandard auch nicht höher angesetzt werden, als ihn die Mehrzahl aller Hersteller verwirklichen kann. Es darf nicht so sein, daß durch zu hohe Normforderungen ein Hersteller bevorzugt und jede Konkurrenz beispielsweise ausgeschaltet wird. Auch dürfen

Normen nichts fordern, was sich nicht realisieren ließe.

Mit dem in den Normen verankerten Mindestsicherheitsstandard will der Staat

- erstens seine Bürger vor unnötigen Gefahren und Unfällen bewahren und
- zweitens bei auf Materialversagen zurückzuführenden Unfällen nicht selbst in die Tasche greifen müssen (Renten-, Sozialversicherung), sondern den Hersteller oder Importeur zur Kasse bitten.

Im Rahmen des Gerätesicherheitsgesetzes (Maschinenschutzgesetz) kann der Hersteller haftbar gemacht werden, wenn der bei einem Unfall versagte Ausrüstungsgegenstand nachweislich nicht den Normenstandard erfüllte. Die Beweislast liegt auf der Verbraucherseite. Eine Nachweispflicht, daß Ausrüstungsstücke, die auf dem deutschen Markt angeboten werden, den DIN-Normen entsprechen, besteht nicht. Es bleibt den Herstellern und Importeuren überlassen, qualitativ und sicherheitstechnisch ausreichend konzipierte Ausrüstungsstücke nach DIN auf den Markt zu bringen oder weniger gute. Der Staat will nicht allzu sehr reglementieren. Nur, „wenn etwas passiert“, dann will er jemanden haben, den er zur Ader lassen kann.

Warum internationale Normen?

Hersteller von Bergsportausrüstung können heute ohne Export nicht mehr existieren. Länder mit unterschiedlichen Normen würden den Export behindern und den Herstellern das Leben unnötig schwer machen. Nichts wäre auch schlimmer als ein Wald wild durcheinandersprießender nationaler Normen. So soll die internationale UIAA-Normung die Richtschnur für die nationale Normung sein. Die UIAA erfüllt diese Aufgabe seit Anfang der 60er Jahre. Die nationalen Normen werden daran ausgerichtet. Die UIAA macht sozusagen den Vorreiter.

Die für die UIAA-Normung zuständige UIAA-Sicherheitskommission war vor einem Jahrzehnt in einer Inaktivitätsphase. Diese Phase ist überwunden, nachdem die Notwendigkeit der internationalen Normung und ihre positive Auswirkung auf die nationale Normung von der UIAA erkannt worden ist.